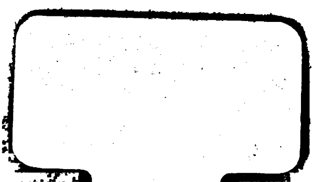








# Lesebuch

# für den deutschen Unterricht

Von

**Paul Conradi**

Oberlehrer an der Kommerzschule des Börsenvereins in Riga

## Zweiter Teil: Quinta




Riga

Verlag von E. Bruhns

1908

Dieses Lesebuch ist auf 4 Teile angelegt, von denen der III. Teil Quarta gleichzeitig erscheint, der I. Sexta und der IV. Tertia folgen in den nächsten Jahren.

Riga, Juli 1908.

**Der Herausgeber.**

Druck von A. Hopfer, Burg b. M.

# Inhaltsverzeichnis.

## A. Prosa.

### I. Erzählungen.



### II. Märchen.



### III. Sagen.



### IV. Bilder aus der Geschichte.

## V. Länder- und Völkerkunde.



## VI. Aus der Naturkunde.

## VII. Heute und vor Zeiten.



## B. Poesie.

# Unsere Dichter und Schriftsteller.

**Allmers**, Hermann, geb. 1821 in Rechtenfleth bei Bremen, † 1902 dort.
**Arndt**, Ernst Moritz, geb. 1769 im Dorfe Schoritz auf Rügen, † 1860 in Bonn.
**Avenarius**, Ferdinand, geb. 1856 in Berlin, lebt in Dresden.
**Bienemann**, Friedrich, geb. 1860 in Bessarabien, lebt in Riga.
**Bismarck**, Otto Fürst v., erster deutscher Reichskanzler, geb. 1815 auf Gut Schönhausen im Reg.-Bez. Magdeburg, † 1898 in Friedrichsruh.
**Budde**, Emil, geb. 1842 in Geldern, lebt in Charlottenburg.
**Bürger**, Gottfried August, geb. 1747 zu Molmerswende, † 1794.
**Busse**, Karl Hermann, geb. 1872 zu Lindenstadt-Bimbaum in Posen, lebt in Berlin.
**Chamisso**, Adalbert v., geb. 1781 auf dem Schloß Boncourt in der Champagne, † 1838 in Berlin.
**Claudius**, Matthias, geb. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, † 1815 in Hamburg.
**Ebner-Eschenbach**, Marie Freifrau v., geb. Gräfin Dubsky, geb. 1830 in Zdislavic in Mähren, lebt in Wien.
**Eichendorff**, Joseph Freiherr v., geb. 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, † 1857 zu Neiße.
**Ernst**, Otto, geb. 1862 zu Ottensen bei Hamburg, lebt in Hamburg.
**Fontane**, Theodor, geb. 1819 in Neuruppin, † 1898 in Berlin.
**Frapan**, Ilse, geb. 1852 in Hamburg, lebt in Zürich.
**Frenssen**, Gustav, geb. 1863 in Barlt, lebt in Blankenese a. E.
**Frommel**, Emil, geb. 1828 zu Karlsruhe, † 1896 in Ploen in Holstein.
**Geibel**, Emanuel, geb. 1815 zu Lübeck, † 1884 dort.
**Goethe**, Johann Wolfgang v., geb. 1749 zu Frankfurt a. M., † 1832 zu Weimar.
**Greif**, Martin, geb. 1839 zu Speyer, lebt in München.
**Grimm**, Brüder: { Jacob Ludwig, geb. 1785 zu Hanau, † 1863 in Berlin.
Wilhelm, geb. 1786 zu Hanau, † 1859 in Berlin. }
**Groth**, Klaus, geb. 1819 in Heide (Holstein), † 1899 in Kiel.
**Grotthuß**, Jeannot Emil, Freiherr v., geb. 1865 zu Riga, lebt in Bad Oeynhausen, Bez. Minden.
**Hahn**, Ludwig Ernst, geb. 1820 in Breslau, † 1888 in Berlin.
**Hahn**, Werner, geb. 1816 in Marienburg, † 1890 in Sakrow.
**Heine**, Heinrich, geb. 1797 zu Düsseldorf, † 1856 in Paris.
**Hölty**, Ludwig Heinrich Christoph, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, † 1776 in Hannover.
**Holz**, Arno, geb. 1863 in Rastenburg in Ostpreußen, lebt in Berlin-Wilmersdorf.
**Körner**, Theodor, geb. 1791 in Dresden, † 1813 auf dem Schlachtfelde im Walde zwischen Schwerin und Gadebusch.
**Kräpelin**, Karl, geb. 1848 in Neustrelitz, lebt in Hamburg.
**Kügelgen**, Wilhelm v., geb. 1802 in St. Petersburg, † 1867 in Ballenstedt in Anhalt.
**Leander** (Volkmann), Richard, geb. 1830 zu Leipzig, † 1889 in Jena.
**Liliencron**, Detlev, Freiherr v., geb. 1844 in Kiel, lebt in Altona.
**Logau**, Friedrich v., 1604 in Brockut (Schlesien), † 1655 in Liegnitz.

Loewenberg, Jacob, geb. 1856 in Niederntudorf, lebt in Hamburg.
Meyer, Conrad Ferdinand, geb. 1825 in Zürich, † 1898 in Kilchberg am Züricher See.
Mickwitz, Christoph, geb. 1850 in Dorpat, lebt in Reval.
Mommsen, Theodor, geb. 1817 in Garding in Schleswig, † 1903 in Charlottenburg.
Müller, Wilhelm, geb. 1794 zu Dessau, † 1827 dort.
Pank, Oskar, geb. 1867 in Schorbus, lebt in Leipzig.
Pantenius, Theodor Hermann, geb. 1843 zu Mitau, lebt in Berlin.
Pfeiffer, Wilhelm, geb. 1870 in Frankfurt a. M., lebt dort.
Platen, August Graf v., geb. 1796 in Ansbach, † 1835 in Syrakus.
Raabe, Wilhelm, geb. 1831 in Eschershausen bei Holzminden, lebt in Braunschweig.
Reuter, Fritz, geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, † 1874 in Eisenach.
Richter, Arthur, geb. 1862 in Dresden, lebt dort.
Riehl, Wilhelm Heinrich v., geb. 1823 zu Biebrich am Rhein, † 1897 in München.
Rosegger, Peter, geb. 1843 zu Alpl in Steiermark, lebt in Graz.
Rückert, Friedrich, geb. 1788 in Schweinfurt, † 1866 auf seinem Landgut Neuseß bei Koburg.
Schack, Adolf Friedrich Graf v., geb. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin, † 1894 in Rom.
Scharrelmann, Heinrich, geb. 1871, in Bremen lebt dort.
Scheffel, Viktor v., geb. 1826 zu Karlsruhe, † 1886 dort.
Schiller, Johann Christoph Friedrich v., geb. 1759 zu Marbach, † 1805 in Weimar.
Schmeil, Prof. Dr. Otto, lebt in Marburg.
Schmidt, Frau Hedwig, geb. in Waldenburg in Schlesien, lebt in Berlin.
Schneckenburger, Max, geb. 1819 zu Thalheim in Württemberg, † 1849 in Burgdorf, Kanton Bern.
Schönaich-Carolath, Emil Prinz v., geb. 1852 zu Breslau, † 1908.
Schroeder, Leopold v., geb. 1851 in Dorpat, lebt in Wien.
Schwab, Gustav, geb. 1792 zu Stuttgart, † 1875 dort.
Seidel, Heinrich, geb. 1842 zu Perlin in Mecklenburg, † 1906 in Lichterfelde bei Berlin.
Simrock, Karl Joseph, geb. 1802 zu Bonn, † 1876 dort.'
Stern, Maurice Reinhold v., geb. 1859 in Reval, lebt in Linz a. D.
Storm, Theodor, geb 1817 in Husum, † 1888 zu Hanerau bei Hademarschen.
Strachwitz, Moritz Graf v., geb. 1822 zu Peterwitz bei Frankenstein, † 1847 in Wien.
Tanera, Karl, geb. 1849 zu Landshut, lebt in Berlin.
Trinius, August, geb. 1851 zu Schkeuditz in Sachsen, lebt in Waltershausen in Thüringen.
Trojan, Johannes, geb. 1837 zu Danzig, lebt in Berlin.
Tschudi, Aegidius, geb. 1505 in Glarus, † 1572 dort.
Uhland, Ludwig, geb. 1787 in Tübingen, † 1862 dort.
Villinger, Frl. Hermine, geb. 1849 zu Freiburg, lebt in Karlsruhe.
Werner, Reinhold v., Vizeadmiral, geb. 1825 in Weferlingen bei Magdeburg, lebt in Wiesbaden.
Wolf-Harnier, Eduard, geb. 1859 in Steinbusch in der Neumark, lebt in Berlin.

# A. Prosa.

## I. Erzählungen.

### 1. Als ich nach Hasenöl geschickt wurde.

Peter Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war. (Gekürzt.)

Im Jahre so und so viel hatten wir zu Pfingsten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zu Hause aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil sie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen. Und während dieses wirtschaftlichen Zwiespaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gern verkocht, allein so oft ein Sterz mit diesem Fette auf den Tisch kam, schnupperten die Knechte mit der Nase und sagten: Schusterschmer äßen sie nicht! Es war aber kein Schusterschmer, es war echtes reines Schweinsfett, und das wußten sie auch, und deshalb war es höllisch bösartig, daß sie solche Reden führten. Die Mutter war sonst ein sehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienstbote über die Kost klagte, da wurde sie ganz verzagt und lud die anspruchsvollen Knechte wohl auch ein, sich nur selber einmal an den Herd zu stellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verstanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieser Zeit eine alte Einlegerin im Hause, die für alles einen guten Rat wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, sah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein schlechtes Schweinschmalz hast, Bäuerin!" rief sie kecklich aus, „ranziges Schmalz kaufen sie nur noch in der Apotheken, sonst nirgends nit und gewiß auch noch!"

Ja, die Apotheken, das ist wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Graswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetschepetsch, die nimmt alles, was riecht, die nimmt auch das Schweineschmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgesucht worden, um am Pfingstmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und so über der Achsel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieser Gelegenheit sollte ich auch etwas anderes besorgen.

Da hatten wir zur selbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte schier unheimlich vor sich und sagte dann zu dem, der just da war: „Mensch, ich werde ganz blöd. Just, als hätte ich ein Hummelnest im Kopf, so tut's brummen, weiß der Ganggerl, was das ist. Immer einmal ganz dumm komm ich mir vor, das ist mir jetzt schon zu dumm!"

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn Du dumm bist, Hartl, so mußt Du Dir mit Hasenöl die Schläfe einschmieren!"

„Alte Dudl, wo soll denn ich ein Hasenöl hernehmen?" begehrte der Weber auf.

„In der Apotheken kriegt man's," lautete ihr Bescheid, und so sollte ich nun für den Weber Hartl für zwei Groschen Hasenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Hasenöl? Geben denn diese Tiere auch Öl so wie der Leinsamen und der Rüps? Natürlich wird's so sein, denn, wenn's kein Hasenöl gäbe, so könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marsche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateinische Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht und wäre es auch ganz frisch.

„Es ist aber nit frisch!" versicherte ich, „es riecht schon!"

Dann sollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend; ich aber dachte: Wenn Du mir kein Schweinsfett abkaufst, so kaufe ich Dir kein Hasenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Daß es aber so lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieser Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Tales Berge und Gräben, das Wasser einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf um das andere, dieses hatte einen Kirchturm, jenes keinen, in manchem Wirtshause gab es Musik, in manchem helles Geschrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedsam im Straßengraben — und immer so fort. Es muß auch erzählt werden, daß die Sonne sehr heiß schien und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtversuche machte, wie später an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck ist eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen. Ein vielgereister Handwerksbursche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt, und in Bruck stünde das achte Weltwunder: ein eiserner Brunnen.

Auf dem Wege zu solchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging schon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein in die große Stadt Bruck einzog. Mein erstes war, nach dem eisernen Brunnen zu fragen, denn auf dieses Wunder war

ich vor allem gespannt. Welche Enttäuschung, als aus einem rostigen Gitterwerke, ganz wie bei jedem anderen Brunnen auch — Wasser, und nicht Eisen herausrann!

Die Apotheke ließ sich auch nicht lange suchen, stand doch der heilige Josef mit dem Knäblein an die Tür gemalt, und der steht, das wußte ich schon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männlein mit einer Brille, die es dazu benutzte, über- oder unterhalb derselben recht schalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um sieben Groschen. Er fragte, ob Safran in der Butte wäre! worauf ich eine Weile tat, als besänne ich mich.

„Na na," näselte das Herrlein, „wenn Du Deine Schmiere nicht gern gibst, so geh nur gleich wieder!" Da ließ ich sie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgültigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groschen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geschieden. — Und nun für zwei Groschen Hasenöl! — In einer Viertelstunde sollte ich wiederkommen.

Ich war hungrig und durstig geworden, ging hinaus und suchte ein Wirtshaus. Es standen ihrer ein paar stattliche da herum, mit großen Fensterscheiben, durch die schneeweiß gedeckte Tische zu sehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn andere gute Wirtshäuser suchen, so ist das ihre Sache, ich für meinen Teil suchte ein schlechtes, war mir wohl bewußt, was draufgehen durfte. Glücklich fand ich das gesuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen klebrigen Holztischen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kamig, aber naß, und das genügte mir. Die Semmel von vorgestern war schon deshalb zweckmäßig, weil sie mehr ausgab als etwa eine von heute. Diese Genüsse verschlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg geschickte — durfte über das Kapital nicht verfügen!

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte zu warten und setzte mich auf eine Winkelbank, von der aus schön zu sehen war, wie dieses ehrwürdige Geschäft, mit allerhand Mitteln die Leute gesund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsschmalz. Das alte Männlein langte einen schwefelgelben Tiegel vom Gesimse, stach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da sind vier Quintel Fuchsschmalz, kosten zwei Groschen". Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläschchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf.

Der Apotheker langte emsig nach dem schwefelgelben Tiegel auf dem Gesimse und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte sich vergriffen haben, in diesem Tiegel war doch das Fuchsschmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläschchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte sich über die Gicht, und ob sie nicht eine Gichtsalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!" sagte das Männlein, langte wieder nach dem schwefelgelben Tiegel und gab die Gichtsalbe heraus. Jetzt hub dieser schwefelgelbe Tiegel auf dem Gesimse an mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, so trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Hasenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du bist auch da. Du bekommst Hasenöl!" sprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Gesimse und stach mir gestocktes Hasenöl heraus.

Noch hatte ich das kostbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen getan war, kaum geborgen in meinem verläßlichsten Rocksack und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Tür hereinkam und fragte, ob frisches Schweinsfett zu haben wäre als Medizin?

„Vollkommen frisch!" rief der Apotheker, „heute erst bekommen!" und stach aus dem schwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bißchen Hasenöl ist gegen die Dummheit. — Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtpflaster, Hasenöl und Schweinsfett, alles in *einem* Tiegel! Jetzt erst ist mir klar geworden, welch einen Schatz von köstlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeschleppt hatte.

Als ich von Bruck fortging, lagen die Schatten der Berge schon weit in das Tal hinein. Nach Alpel waren es noch acht Stunden. Weil es etwas langsam vorwärts ging, so holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf dessen Vordersitz ein Bursche, etwa in meinem Alter, kutschierte. Der Wagen selbst war fast leer. In ihm war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein Paar müde Beine hatte, hingegen aber in der Tasche die Salbe für Dummköpfe, die gescheit werden wollen. Ich war bereits so gescheit, um den Burschen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufsitzen lassen wolle.

„Wohin willst Du denn?" fragte er fast vornehm von seiner Höhe herab.

„Heimzu."

„So setz Dich auf, ich fahr auch heimzu."

Viel weiß ich nicht von dieser Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, sah ich kohlschwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzschuppen, um mich war ein heller Tag und eine fremde Welt. Dort hinter den Waldbergen stand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes, fast den mittägigen Sommerwolken ähnlich, wie sie sich am Sehkreise emporbauen, wenn's nachmittags Gewitter gibt. Aber das stand so starr und ruppig und rissig da im Sonnenschein, und von unten hinauf sah es aus, als ob blauende Wälder sich hinanzögen, von steilen grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zersprungen ist. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht gesehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeschlafen hätte. Vom Wagen gesprungen war ich schon, so rief ich nun voll Entsetzen: „Mensch, wohin hast Du mich geführt?“

„Heimzu!“ lachte er, „da bin ich daheim.“

„Wie heißt's denn da?“

„Da heißt's Tragöß“, sagte er.

„Und das da droben? Was ist denn nur das?“

„Die Berge meinst Du?“

„Nicht die Berge, was *hinter* den Bergen so steht, das meine ich.“

„Ei!“ lachte der Bursche und klatschte mit beiden Händen auf seine Knie, „das sind wieder Berge, da ist die Meßnerin, dort ist die Pribitzen, und hier ist der Hochturm, und Du sollst jetzt ins Haus gehen Suppe essen.“

Auf dem Tisch der Hausstube, in die der Junge mich geführt, stand schon die dampfende Suppenschüssel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ißt du, so gehörst du ihnen, mußt dableiben und weißt gar nicht, wer sie sind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anstatt nach Krieglach im Mürztale, nach Tragöß am Fuß des Hochschwabengebietes gekommen war.

„Jetzt mußt Du erst recht essen, Bübel, daß Du nachher heimgehen kannst.“

„Frau Mutter, wie weit hab ich denn heim?“

„Jetzt wart einmal,“ antwortete sie und fing an, an ihren Fingern die Ortschaften und die Stunden abzuzählen. „Zwölf Stunden

wirst Du wohl brauchen, bis ins Krieglach hinaus. Mach Dir nur nichts draus, mein Wagen hat Dich hergeführt, und Dein Schutzengel wird Dich hinführen."

Während sie mich so tröstete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern, und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Mentschl hätte wieder gar so starkes Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend ist!" rief das Weib, „jetzt leidet das Kind schon die ganze Nacht wie eine arme Seele im Fegefeuer. Alles haben wir schon angewendet; heiße Tücher aufgelegt, kaltes Wasser in den Mund getan, mit Rosenbuschbalsam ausgewaschen, Kalmusgeist hineingetropft, mit Salz eingerieben, zwei Zehen mit einem Seidenfaden zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt und sonst allerhand Sympathiemittel angewendet. Hat's geholfen? Schreien tut das arme Wesen, als ob man's köpfen wollte, und jetzt weiß ich nichts mehr. Armes Kind Du!" Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Mädchen, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände, wie um Hilfe flehend, an die rechte geschwollene Wange preßte und mich schrecklich erbarmte. Jeder im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das kostbare Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopf den guten Rat, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's Hasenöl von der Apotheke ist, kann's unmöglich schaden!" sprach die Großmutter und fettete das Mädchen ein. — Nicht fünf Minuten, so rief die Kleine aus: „Großmutter, jetzt ist's gut!" und flink sprang sie vom Herde herab.

Freilich ging nun meine Not an, denn alles Hasenöl wollten sie haben, ich sollte nur sagen, was es kostet! Von ihren dringenden Bitten kamen sie erst ab, als das geheilte Mädchen erklärte, der Zahn wäre so gut geworden, daß er gar nimmer weh tun werde; also konnte ich mein Öl wieder in den Sack stecken und sehen, wie man von Tragöß nach Krieglach-Alpel kommt.

Nach einer fünfstündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen gestiegen. In einem Gehöfte sprach ich zu und fragte, wieviel es an der Uhr sei, wie weit es noch bis Krieglach wäre, ob ich wohl

den richtigen Weg hätte. Die gründlichsten Auskünfte haben sie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Flossenführer (Roheisenführer) ein, auf seinen Eisenschollen Platz zu nehmen; ich besorgte, auch, der möchte mich „heimzu" führen in die Stanz oder in die Veitsch oder sonstwohin; wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und sagte, daß er über Alpel nach dem Rettenegger Hammer fahre — ja, das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag schon weicher als damals auf den Eisenflossen, geschlafen habe ich selten besser. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Rettenegg geschlafen, wenn mein Führer mich nicht abgesetzt hätte beim Heidenbauern-Thörl, nahe von daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hause an. Sie waren ein wenig in Spannung und schliefen noch nicht. „Wir haben schon gemeint, der Kindberger Apotheker hat zum Schweineschmalz Dich selber als Draufgab genommen", sagte der Vater, das war Spaß. Dem alten Weber Hartl jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte sich einmal gehört zu haben, daß die Apotheker jährlich ein Menschenkind abtäten, um daraus eine ganz besondere Medizin für ganz besondere Krankheiten zu gewinnen. — Es war wohl die höchste Zeit für den alten Hartl, daß ich mit dem Hasenöl heimkam!

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelchen. „Scharf riechen tut's, das wird schon angreifen", murmelte er, „tut eh schon wieder so viel brummen im Kopf". Mein Vater roch auch und schaute mich grauenhaft strenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne diesen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Hasenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke zum heiligen Josef in Bruck.

„Hat er's genommen, wo der will", rief der alte Weber hochgemut aus, „wenn's nur hilft!" und begann sich gleich die Stirn mit dem Hasenöl einzureiben.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Besserung nicht nachgewiesen werden, hingegen ist mein Vater durch dieses Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für alles heilsame „Hasenöl" hat uns für alle Zukunft geheilt.

## 2. Der Eselstrieb.

Peter Rosegger, Allerlei Menschliches.

1.

„Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan!“ So hatte er noch gesagt, und dann war er gestorben.

Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse, und am dritten Tage nahm ich sein teures Vermächtnis in Empfang, — den stattlichen, mausfarbigen Esel. Rührend war es, daß der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte, und ich faßte den Entschluß, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen,“ sagte ich zum freundlichen Tiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sitzeldorf, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg, — schier zuviel Ehre für das kleine Sitzeldorf; und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im ersten Augenblicke, als ich es sah, hatte ich das Tier lieb, und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir selbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flußbrücke vom Tadelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich tat anfangs, als verstünde ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmal, und das bedeutete: „Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber!“ — Ich ging voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest. —

Ein Schock Schulkinder kam des Weges; die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot, und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, daß ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Rutenzweigen, da schlug er mit den Hinterfüßen aus, und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald gingen. „Wenn du deinen Kameraden über die Brücke haben willst, so mußt du ihn hinübertragen,“ sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht er nicht; ein ordentlicher Esel läßt sich zu nichts zwingen.“

Was ich mich da geschämt hab', daß der Eselbesitzer sich so über den Esel muß belehren lassen von stockfremden Leuten, — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie kunnt' ich den tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!" Da packten sie auch schon an, hoben das Tier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es sachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seiner Straße. Die Holzhauer gingen ebenfalls ihres Weges, und ich hörte sie noch lachen von weitem.

2.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respekt eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, desto eifriger sann ich auf ein Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Zwangsvollstreckungsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerte, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Rute. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgültig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war kein Mensch, der mir das Tier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. „Wollen wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgibt?" Ich tat nichts dergleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derselben blieb er stehen und stand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erste Mal zuckte er ein bißchen, das zweite Mal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja," fragte ich ihn, „was glaubst du denn? Sollen wir da stehen bleiben selbander, bis die Bäche versiegen?" Er schüttelte das graue Haupt. „Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen." Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Rute und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Kreatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, tat eine Wendung, sprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber, — gerade als ob sie sagen wollte: „Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor

dem Wasser; du sollst nur wissen, daß ich grundsätzlich über keine Brücke gehe!"

Ich hinwiederum springe grundsätzlich nicht in den Fluß, sondern gehe über die Brücke. Also ging ich hinüber, und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege stand; endlich hub er an, stehen zu bleiben und stehen zu bleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daß diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Not bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schrecklich plagt ihr euch alle zwei. Du kannst dir's nicht anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen, wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird als deine Redereien. Paß nur auf!"

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so an den Nacken und Kopf des Esels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Tieres baumelte. Früher als ich verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick ging das Bündel in die Höhe. Er tat ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht so leicht erwischen, sondern schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen," sagte der alte Schäfer, und ich sagte zu mir: „Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu tun."

3.

Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hängte ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm ging's nur nach dem Heubüschel, und diesem eilte er nach, daß wir schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das ihm immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fing der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppierte über die Heide hin wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, ging's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte ihn doch nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr; denn er war ins Gebüsch hineingefahren, — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber —, allein im Rocksack war meine Brieftasche, und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden; denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparkasse Bestimmtes.

Als ich nun so dastand — einsam auf Erden —, hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Gestrüpp, so meinte ich, wird er ja hangen oder im Moor stecken oder im Brombeergeschlinge liegen bleiben. Das Gestrüpp kam, zerkratzte mir das Gesicht, aber der Esel hing nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeergeschlinge kam, zerfetzte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Tiere steckt der Satan", anders konnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären.

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendickicht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen Rock vom Strick losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich totschlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich hab' dir's gut gemeint, wollte dich nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben dir gemütlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du tust mir alles Schlechte und Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zuschanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist du halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist du mir gar mit Rock und Geld davongelaufen

wie ein Schelm. Daß es solchergestalt mit unserer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Weges, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist!" Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, daß er schier einknickte unter meiner Last. „Also vorwärts, Kreatur!"

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszuschreiten, ernst und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das ergebenste ließ er sich leiten; zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach rechts und links; er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen, und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber; zu einer Brücke kamen wir, da setzt's was, dachte ich, aber er zögerte keinen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht ging die Strecke vor sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sitzeldorf kamen.

Heute ist der Graue lange schon tot. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren wie jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, daß der Esel ein gutes und nützliches Tier ist, wenn man ihn als Esel behandelt.

## 3. Als die hellen Nächte waren.

Peter Rosegger, Waldheimat. (Gekürzt.)

Der Sommer war heiß gewesen. Das Moos des Waldbodens war fahl und spröde geworden, und zwischen den Halmgerippen der Gräser sah man auf den grauen Erdboden. Neben den dürren Nadeln des Waldbodens lagen tote Ameisen und Käfer. Die Steine in den Betten der Bäche waren trocken und weiß wie Elfenbein. Wo dazwischen noch ein Tümplein stand, da starb darin eine Forelle oder ein anderes Tier des Wassers.

Die Luft war dicht, und die Berge, auch die nahen, waren blau. Die Sonne war des Morgens rot wie das verdorrte Blatt einer Buche, dann blaß und glanzlos, so daß man ihr ins Gesicht sehen konnte. Matt kroch sie hin über die graue Wüste des Himmels, als wäre sie erschöpft vor Durst. Gegen Abend stiegen häufig scharfgeränderte, glänzende Wolken auf. Die Leute fingen zu hoffen an; aber es kam ein Luftzug, und am andern Morgen waren die Wolken vergangen und der nächtliche Tau aufgesogen.

Draußen in dem Dorfe wurde ein Bittag um Regen angeordnet. Da strömten aus unserm Walde die Leute davon; nur der alte Knecht

Markus und ich blieben im einsamen Hause. Plötzlich sprang unser Nachbar zur Tür herein. Er war vor Aufregung sprachlos; durch das Fenster wies er mit beiden Zeigefingern auf den Rücken des Filnbaumwaldes hin. Der Knecht sah es und schlug die Hände zusammmen.

Dort hinter dem Waldrücken stieg ein riesiger Wirbel von rotem Rauche auf und verfinsterte den Himmel.

„Das kann ein Unglück geben!“ rief der Markus, langte nach einer Axt und eilte davon.

Der Rauch flutete immer heftiger auf und wurde immer breiter und dichter.

An den sonnigen Lehnen des Filnbaumschlages war's gewesen, wo das dürre Gestrüpp lag. Nahe wo der halbverdorrte Lärchenanwuchs begann, war die Flamme entstanden, kein Mensch wußte wie. Zuerst mochte sie leicht hingehüpft sein von Reisig zu Reisig, dann empor von Ast zu Ast mit flatternden Flügeln. Plötzlich entfaltet das Element seine wilde Gewalt, seine roten, siegreichen Fahnen. Der Wald wird höher und dichter; an dem Geäste hängen lange Moosflechten nieder, und die vor wenigen Jahren von einem schweren Hagelschlage geschädigten Stämme sind harzig bis hinauf zu den Wipfeln. Hei, wie die feurigen Zungen lechzen und emporlodern! Und in den Gründen züngeln sie wie ein Schlangengezücht, und allerseits beginnt sich ein fürchterliches Leben zu entwickeln. Das ist ein Fiebern und Zittern in der Luft, ein Krachen und Prasseln weithin: Äste stürzen nieder; Stämme brechen zusammen und sprühen noch einmal auf in den wogenden Rauch. Neu und frisch blasen glühende Luftströme durch das Gehölz; die Flammen erzeugen sich selbst den Sturm, auf dem sie fahren. O, gewaltiges, nimmersattes Element! Es zehrt, solange es lebt, und lebt, solange es zehrt.

Die Menschen arbeiteten und arbeiteten; manchen tragen sie halb verbrannt von dannen. Der Knecht Markus sah die fürchterlichen Folgen; aber er jammerte nicht, und er verzagte nicht; er war die stille, die ruhige Tat. Schon begannen seine harzigen Kleider Feuer zu fangen, da eilte er hinab zum Bachbette und wälzte sich im Sande, bis sich dieser an alle Teile seines klebrigen Anzugs gelegt hatte. Nun war er gepanzert. Äste haute er ab, Bäume hieb er um, — o Gott, das schlug nicht an! Der glühende Strom brauste weiter; die kahlen Äste in der Runde, die rotnadeligen Zweige harrten schon der nahenden Flammenbraut und huben noch früher zu brennen an, als sie der erste Kuß erreichte.

Nun suchten die Arbeiter, die von allen Seiten herbeigekommen waren, den Flammen einen Vorsprung abzugewinnen und ihnen durch

breite Abstockung eine Grenze zu setzen; aber es teilte sich der Brand in Arme nach verschiedenen Himmelsgegenden. Zur Abendstunde erhob sich ein Wind und zerzauste die mächtigen Feuerfahnen in tausend Fetzen und vervielfältigte überall das Element. Das war ein unheimliches Dröhnen in den Lüften und ein wunderlich Leuchten hin über das weite, dunkle Waldland.

Erschöpft und ratlos ließen die Männer ihre Hände sinken; die Weiber räumten ihre Hütten und wußten mit der Habe nicht wohin.

In tiefen Tälern war es noch ruhig; da hörte man nichts als das leise Flüstern der hohen Tannen; aber der nächtliche Himmel war rosig, und zuweilen flog hoch oben ein Feuerdrache dahin. Dann wieder kam eine zwitschernde Vogelschar, und die heimatlosen Tierchen schossen planlos umher, und die Rehe und Hirsche kamen heran zu den Menschenwohnungen.

Tagelang währte der Greuel.

Von unserm hochgelegenen Hause sahen wir aus den Wäldern die Flammen still und langsam aufsteigen. Die ganze Gegend lag in einem trüben Schleier, und scharfer Brandgeruch stach in unsere Nasen. Unser Berg schien eingewölbt von Rauch, daß es oft schier dunkel war. Und da stand ein großes trübrotes Rad über uns, das der Rauch umwirbelte, verdeckte und doch nicht ganz vertilgen konnte. Es war die Sonne. Wir sahen aber auch, wie das Feuer allmählich gegen uns heranrückte; es stieg über die Höhen her, und es stieg in die Täler nieder, und es stieg endlich an unserm Berghange heran. Wir bedurften des Abends keines Kienspans mehr in der Stube, wir hatten vollauf Licht; denn zehn Minuten weit vom Hause brannte der schöne Wald.

Das Vieh hatten wir längst auf die Almweide gejagt und die Einrichtungsstücke des Hauses mitten auf das freie Feld hinausgeschleppt.

Mein Vater kletterte auf den Dächern unseres Gehöftes umher, und mit einer langen Stange, an deren Ende er einen nassen Lappen gebunden hatte, schlug er die Funken tot, die herangeflogen kamen und sich auf das Dach gesetzt hatten.

In der fünften Nacht, als wir in einer Ecke unserer ausgeräumten Stube kauernd schliefen, wurden wir plötzlich von einem lauten Tosen geweckt, und der alte Markus, der auf dem Dache die Nachtwache hatte, rief: „Das ist schon recht! Das ist schon recht!"

Ein Wettersturm hatte sich erhoben und wütete in dem brennenden Walde, daß es eine schreckliche Pracht war. Als ob ein wüstes Gewässer dahinbrauste zwischen den Stämmen, so toste und dröhnte es. Aber das Feuer wurde in die entgegengesetzte Richtung von unserm Hause geworfen, und das war es, was dem alten Markus so recht

schien. Die Flammen waren wie auf wilder Flucht; sie übersprangen ganze Waldpartien und zündeten an neuen, entlegenen Stellen.

Als sich der Orkan gelegt hatte, kam ein Regenguß. Der Regen währte tagelang, und die Wolken stiegen träge auf und nieder. Lange noch mischte sich mit ihnen der Rauch der kohlenden Strünke. Endlich aber war alles Feuer ausgelöscht. Über alles legte sich der feuchte, frostige Nebel; es war die herbstliche Zeit.

Der Nebel des Herbstes spann den Schnee; im Winter sahen wir von unsern Fenstern aus weit mehr weiße Flächen als sonst. Aber als erst der Lenz kam, sahen wir, was der Waldbrand angerichtet hatte. Überall verkohlter Grund, rostfarbige Steine, halbverbrannte Wurzeln, und darüber ragten die schwarzen Strünke einzelner Baumstämme. Nun kamen die Leute und reuteten. Sie stachen den schwarzen Rasen um; sie säten Korn in das Erdreich; den Obdachlosen wurden neue Hütten gebaut. Und als der Sommer kam, war's eine Herrlichkeit. Kein Mensch in unserm Waldlande hatte je eine so große goldne Pracht gesehen, als das Kornfeld war, das sich über die Berge hinzog. Wir mußten alle zusammenhalten, die Flut der Halme, von denen einer sein schweres Haupt auf die Achsel des andern legte, einzuheimsen. Ich erinnere mich noch an das Wort, das bei dieser Gelegenheit der Pfarrer sprach: „Der Herr schlägt die Wunden; aber er spendet auch den Balsam; sein Name sei gelobt!"

## 4. Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nine begruben.

Theodor Storm. Sämtliche Werke, Bd. 3. (Gekürzt.)

Mit Katzen ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr „begänge" gewesen. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbesitzer ein kleines kaninchenblaues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es sorgsam aus seinem zusammengeknüpften Schnupftuch, setzte es vor mir auf den Tisch und sagte: „Da bring ich was zur Aussteuer!"

Diese Katze, welche einen weißen Kragen und vier weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manschettenmieze". Während ihrer Kindheit hatte ich sie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock sitzen, so daß nur der kleine hübsche Kopf hervorguckte. Höchst aufmerksam folgten ihre Augen meiner schreibenden Feder, die bei dem melodischen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wieder glitt. Oftmals, als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Es geschah aber, daß unser Heimwesen durch den hereingebrochenen Dänenkrieg gar jämmerlich zugrunde ging; meine drei Knaben mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und so gastlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe, katzenlose Zeit.

Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes rundes Gesicht sah allzeit aus, als wäre sie eben vom Torfabladen hergekommen, weshalb die Kinder sie die „schwarze Anna" nannten; aber eine Katze in unser gemietetes Haus zu nehmen, konnten wir noch immer nicht den Mut gewinnen. Da — drei Jahre waren so vergangen — kam von selber eine zugelaufen, ein weiß und schwarz geflecktes Tierchen, schon wohlerzogen und von anschmiegsamer Gemütsart.

Was ist von diesem Käterchen zu sagen? — Zum mindesten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche Zubettegehn doch gar zu simpel war, so hatten sie's erfunden, auf der schwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß sie dabei auf ihrer Schulter saßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um vieles stattlicher; denn eines Abends, da sich die Tür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum Gute-Nacht-sagen eine vollständige Pyramide hereingeritten: über dem großen Kopf der schwarzen Anna der kleinere des lachenden Jungen, über diesem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das sich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behaglich und vernehmbares Spinnen ausgehen ließ. — Dreimal ritt diese Pyramide die Runde in der Stube und dann zu Bett.

Es war sehr hübsch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach solchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei seinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn so verwöhnt, daß er eines scharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeschlossen worden, tot und steifgefroren im Waschhause aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine stille, katzenlose Zeit.

Aber wo fände sich nicht eine Aushilfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen zeichnen; — und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Tinte; aber sie wurden ausgeschnitten und aus dem Tuschkasten sauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, sitzende und springende, auf vieren und auf zweien gehend, Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Döglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater

mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder spielten, aus Bauholz ein eigenes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf verwandt worden; deshalb erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerstörenden Besen der Köchin durch strenges Verbot geschützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur schwarzen Anna"; und „der alte Herr", welchen Namen der Graue sich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er seine angenehmen Räume; desto lieber, da es ihm an Dienerschaft nicht fehlte, versammelte er bei sich die Gesellschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir haben oft durchs Fenster eingeguckt. Fetter Rahm in Tassenschälchen, Bratwürstchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gastgebers aber hatte allezeit ein allerliebstes weißes Kätzchen mit einem roten Bändchen um den Hals; ob es eine Verwandte oder gar die Tochter desselben gewesen, haben wir nicht erfahren können.

Außer solchen Festen lebte übrigens der alte Herr still für sich weg; nur manchmal liebte er es, aus seinem Hause auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken, wozu er die bequemste Gelegenheit hatte, da das Hotel „Zur schwarzen Anna" auf einer Fensterbank erbaut war. Dann stieß wohl eins der Kinder das andere an und flüsterte: „Seht, seht! Der alte Herr steht wieder einmal am Fenster!"

Auch seinen Geburtstag sollte er noch erleben. Zu diesem Feste, an welchem alle Kater und Katzen sich zur Gratulation versammeln sollten, bekam ich den Auftrag, sein Brustbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Festtages, in einen breiten Goldrahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehangen wurde.

Aber es nimmt alles einmal ein Ende. — Da wir eines Morgens aufgestanden waren, fanden wir ihn tot in seinem Bette. Ob er bei dem letzten leckeren Mahle sich zu viel getan, ob die ihm zugemessene Lebensdauer abgelaufen war; — so viel steht fest, was wir vor uns sahen, war nur noch seine entseelte Hülle.

Also wurde ein Schächtelchen mit schwarzem Papier beklebt und ausgeschlagen und so ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und stand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand sein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildnis auf den Sarg herabsah.

Endlich wurde er auf dem Steinhofe — ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! — in das für ihn gegrabene Grab gesenkt und mit einem schweren Stein fest und dauerhaft bedeckt.

— — Aber wer möchte nicht gern wissen, wie die Toten aussehen! — Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahre wieder ausgegraben, sehr mit Schimmel überzogen vorgefunden, schaudernd und ganz genau betrachtet und dann endlich noch einmal und auch zum allerletzten Mal begraben.

In der Heimat zur Zeit der Manschettenmieße, als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eigenem „Schmierzeug" noch versehen waren, — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Getier im Hause. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube" hieß, aber leider, trotz des Tierarztes, schon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine" hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos" hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlage auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Überlebende. Damit sie in dem großen, leeren Schlage nicht allzusehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen beigegeben; und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumenblätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn sie spielten dann Greif oder Haschemännchen miteinander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. — So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinanstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum, Nine aber lag mit ausgestreckten Vieren tot und platt am Boden. Eilig stürmten sie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Tee saß. Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern totgegessen; indessen ich bedachte solches nicht und sagte ohne viele Umstände: „Da habt ihr's wohl verhungern lassen!" Ob das Gewissen der beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? — Aber — hilf Himmel! wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Tränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doktor — der als Primaner einst so schön die Klarinette spielte — in die Tür. „Halloh! Jungens, was ist los?“ Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doktor,“ rief der eine im wehmütigsten Klagelaut, „unser Nine ist tot!“ — „Und wir haben es verhungern lassen!“ schrie der andere. Dann heulten sie beide wieder mit vereinten Kräften. „Jungens!“ rief der Doktor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber wißt ihr denn das nicht? Wenn es tot ist, so müßt ihr es begraben!“

Begraben! — Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Tränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. — Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der eine hatte es an den Ohren, der andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus. Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Katze. „Miau!“ sagte sie, indem sie stehen blieb und uns ansah. Der Zug hielt, und die Kinder sahen sie wieder an. „Mite,“ sagte der Kleine, noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist tot!“ Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbnis beizuwohnen. Der Doktor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doktor allein die Leitung unserer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hause erwarteten mich ganz andere Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Kapital noch Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde miteinander, auf welche Weise ihm zu beidem zu verhelfen sei. Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doktor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Totengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knien und hatten einen kleinen seltsam glänzenden Erdhügel zwischen sich, auf dem sie beide eifrig mit ihren rotkarierten Taschentüchern rieben. „Was macht ihr da?“ fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich. Da guckte der Kleine auf. „Papa!“ sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich, wie droben kaum die liebe Himmelssonne, „wir polieren Nine sein Grab mit Spucke!“ — — Und also endete dies vergnügliche Begräbnis.

# 5. Krambambuli.

M. von Ebner-Eschenbach, Aus meinen Schriften.

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Gegenstände. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt, und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergeßlich ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause zum Löwen in Wischau von einem vazierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem spärlichen Barte. Der Jägerrock, vermutlich ein Überrest aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte und daß er jetzt auch den Hund als Pfand hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte zuerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Vazierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tier die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurechtkommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Kondition, in der er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die

Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten und nicht viel dicker waren, als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vazierenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?" — „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli," lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!" — Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf zu dem, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!" und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt, mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor Krambambuli, halbtot geprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache," heißt es von andern intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessiert einen Jäger in lebendigem Zustande gar nicht und in gebratenem nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden, und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten hatte, und als die gute, schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen..." setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen, und sind überzeugt, mit nichts anderm so viel Ehre einlegen zu können, als mit dem Krambambuli." „Ja, ja, lieber Hopp." Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert."

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tiere. Vergeblich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Es biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter, und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarock mit dem Doktor und mit dem

Verwalter, Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollt' er melden: „Präsent!“ Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?“ richtete der Hund sich würde- und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten: „Es geht ihm gut!“

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben“ nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen waren, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorf mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Geselle, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgend einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu andrer Zeit geschehen wäre und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid“ vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn

als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andre von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, ab und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die schon mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andre mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbläute er eigenhändig die beiden Weiber. In einer von ihnen erkannte Hopp die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben" bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen eben solchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne

über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?"

Krambambuli beschnüffelt den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung . . .

„Herein," ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an, und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegt — sagt ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? . . . O lieber Herr, schau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm! . . ." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall: recte zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag auch und noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, ehe er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund," spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja! Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt . . . Ich, hoho! . . . Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geschichte . . . Das könnt' mir einfallen!" Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: „Was macht denn mein Krambambuli?" bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells herum.

Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas andres gedacht als an seine Rache und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg ein, quer durch den Wald, gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart Kerl, wenn du's bist! trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seines Gewehres. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich, Gottes Wunder! — durch den Zaun „der Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hingen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen, der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion gewesen, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer ... All' ihr Heiligen — ein sauberes Feuer! Die Flinke knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lange mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus, denkt der Alte. Doch nein — er ist heil, sein Hut nur fliegt, von Schroten durchlöchert ins Gras.

Der andre hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche ...

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!" Und:

„Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!“ lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme . . .

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe“ pfeift, und der Hund macht wieder Kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt . . .

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe“ hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütz fehlt.

Warum? weil er — vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen — gezuckt hat im Augenblick des Losdrückens. „Bestie!“ zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad' bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, für wen das Blei gehört?“

„Ich kann es mir denken.“

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Kanaille!“

„Ja, Herr, jawohl.“

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir.“

„Begreiflich, Herr," und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

„Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andre, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund." „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen," antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen war und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe" lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hause!" — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon, wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück harten Brotes, an dem es nagte. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bett. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war

nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! . . . Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol' ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, befahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an den, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Jäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken, intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam . . ." Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad' um den Hund!"

## 6. Im Bahnwarthäuschen.

Hermine Villinger, Aus dem Kleinleben.

Der Zug mit seinen rotleuchtenden Augen dampfte davon, der Bahnwart warf einen Blick zum Sternenhimmel, murmelte leise: „Gut' Nacht, Alte da oben!" und trat in sein Häuschen. Drinnen saßen seine sechs mutterlosen Kinder am Fenster, und die Große sang:

Weißt du, wieviel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt —

und das Kleinste langte ihr dabei immerfort in den Mund, wie um die Töne zu fassen, die es hörte. Dem Bahnwart war der Hund entgegengelaufen und streckte sich wedelnd an ihm empor. „Ja, Karo", sagte der Mann, und hing seinen Rock an den Nagel, „es tut mir leid, aber sechzehn Mark für so einen lumpigen Köter, jetzt, da ich eine Magd zahlen muß, das geht nicht länger." Die Große wandte sich um: „Vater, uns ist der Karo lieber, als die brummige Dortel, die laß nur laufen." — „So," sagte er, „willst du vielleicht allein fertig werden? Das möcht' ich mit ansehen." Er setzte sich an den Tisch, und die Magd kam herein und brachte ihm Brot und Käse und ein Glas Bier. Mit dem Bier in der Hand ging der Mann zu den Kindern; das kleinste, ein großäugiges Kahlköpfchen, mußte ihm Bescheid tun. Es zierte sich nicht, tat einen Schluck und verzog dann's Mäulchen, indem ihm die schwarzen Augen überliefen. Die

Kinder lachten es aus, und der Dicke dachte wie allabendlich, wenn dieser Akt vor sich ging: Wär' ich doch das Kleinste!

Während der Mann speiste, sagte die Große zu den Geschwistern: „Jetzt weiß ich's, der Vater will den Karo wegtun, er kostet sechzehn Mark." Die Bestürzung war groß; der Karo war mit allen aufgewachsen, keines konnte sich das Leben ohne Karo denken.

„Heut gibt's noch die dickste Käserinde, Alter, ja," sprach der Bahnwart zu seinem Hund, „vielleicht find' ich auch einen, der dich nimmt, damit du nicht ins Gras beißen mußt, jawohl, Alter."

Der Mond beleuchtete sämtliche zum Weinen bereiten Kindergesichter, nur die zweite, die Hexe, stand im Hintergrund und biß trotzig in ihren schwarzen Zopf. Man sah fast nichts von dem blassen Gesicht vor lauter schwarzem, mächtigem Haar. Da sagte ein Blondköpfchen, die lieblichste von allen: „Bst, ich weiß was." Und wenn sie so das Fingerchen auf den Mund legte und mit den glänzenden Augen ins Weite schaute, dann wußte sie in der Tat immer was, und groß und klein hörte ihr gern zu.

„Es kam vom Himmel ein Wagen gezogen," begann das Kind, „mit einer großen, schönen Königin, und sie trug ein Kleid von Silber und einen Hut von Gold, und in der Tasche hatte sie Geld, mehr als der Lehrer, mehr als die ganze Welt. Und ich hab's ihr gesagt vom Karo, und sie hat gleich genickt und war so gut und hat es heimlich unter mein Kopfkissen gesteckt, all das viele, viele Geld — und da liegt's nun." — Die Große nickte mit einem mütterlichen Lächeln, aber als die Erzählerin nach ihrem Bettchen lief, folgte ihr nur das zweitkleinste, kaum zum Gehen fähige Wesen. Der Dicke glaubte nicht mehr an Wunder; er stellte sich mit gespreizten Beinen vor den Vater hin und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Wer aber soll jetzt die alten Brocken fressen!" Wenn er geglaubt, seinen Vater mit dieser Frage in Verlegenheit zu bringen, so sah er sich getäuscht; mit vollkommener Ruhe erwiderte dieser: „Du, Dicker."

Und Karo, um den jetzt fünf kleine Herzen bluteten — das sechste kannte erst Nahrungssorgen —, Karo fraß mit Appetit seine Käserinde und verfügte sich dann wie gewöhnlich nach dem letzten Bissen zu seinen Kameraden, die ihn mit offenen Armen empfingen. Wie doppelt schmerzlich erschien es ihnen, ihn verlieren zu müssen, jetzt, da sie ihn so traulich in ihrer Mitte hatten! Der Bahnwärter nahm sein Zeitungsblättchen aus der Tasche und vertiefte sich in die Politik. Sonst hatte er immer von Zeit zu Zeit den schwätzenden und schreienden Kindern ein — Ruhe! — zurufen müssen. Heute war's ganz still; eng zusammengerückt hielten sie ihr Kleinod alle miteinander

umfaßt. Aber obgleich es aus Liebe geschah, dem Karo erschien die Lage als die möglich unbequemste. Er schüttelte sich ein wenig, und da dies nichts half, legte er endlich resigniert den Kopf auf den Schoß des Jüngsten; das patschte ihm mit den dicken Händchen auf die Nase, rupfte ihn an den kurz verschnittenen Ohren und griff in seine treuen Augen. Er ließ sich alles gefallen von diesen weichen Händchen, die nicht weh zu tun vermochten; nur nach den Größeren schnappte er manchmal, denn jedes wollte ihn an einem Beine halten.

„Ich weiß auch, was ich tue," sagte die Große, „ihr braucht nicht traurig zu sein; ich werd' dem Vater sagen, daß er mir übers Jahr kein Konfirmandenkleid zu kaufen braucht, ich werd' ihm sagen, er soll dafür den Karo behalten." Der Dicke, von Natur ungläubig, zuckte immer die Achseln wie ein Alter, dabei guckte ihm das Hemdchen hinten heraus. „Ich weiß ganz was anderes," sagte er; „wenn der Vater den Karo holen will, dann schrei' ich, — ich kann besser schreien als ihr alle, — ich schrei', bis er ihn losläßt." — „Und ich weiß auch was," sagte das Blondköpfchen, „ich bet' zum lieben Gott."

Während sie so alle etwas wußten, saß die Hexe in einer schmalen, kleinen Ecke zwischen der Kommode und dem breiten Wandschrank. Sie hatte ihren eigenen Kopf, und schon die Mutter hatte gesagt: „Mit der wird man am wenigsten fertig." Die Große, ein braves, ordentliches Schulmädchen, hatte immer Gelegenheit, sich der Schwester zu schämen, denn wo sich Buben und Mädel balgten, spielte die längliche, grün- und rotkarierte Schultasche der Schwarzen stets die Hauptrolle. Und wenn sie daherkam im wehenden Rock, mit den herabwallenden Zöpfen, so hieß es allenthalben unter den Kindern: „Seht, da kommt die Zopfhexe!" Aber auf diesen Titel war sie auch nicht wenig stolz, denn wo sie ging und stand, immer wurden diese rabenschwarzen, faustdicken Flechten bewundert, deren Enden den Saum ihres verwaschenen Röckchens berührten. Sie saß in ihrer Ecke und lauchte auf das leise Geflüster ihrer Geschwister. Als der Vater aufstand und in den Rock schlüpfte, um seinen Dienst zu versehen, trat ihm die kleine Person plötzlich in den Weg und sagte in ihrer trotzigen Weise: „Das ist aber bös von dir, Vater, der Karo soll nicht fort, ich leid's nicht!" Nun tat's dem Manne ja selber leid, und das machte ihn gröber als nötig. „Du hast am allerwenigsten zu sagen," fuhr er sie an, „vergeht denn ein Tag, ohne daß man dich schelten muß? Die fünfe zusammengenommen sind besser zu haben als du." Er ging, und die Schwarze verfügte sich zornglühend in ihren Schutz- und Trutzwinkel. Augenblicklich kam der Karo herbei und leckte ihr eifrig übers Gesicht. Das war sein Amt, so oft sie gescholten wurde, und das ließ er sich nicht nehmen.

Als der Bahnwart eine Stunde später in die Stube trat, war alles still. Er nahm das Lämpchen vom Tisch und leuchtete in den Nebenraum, in welchem eine Lagerstätte neben der andern stand. Die Große schlief mit dem Jüngsten im Arm, und er schaute das frühgeplagte Mütterchen wehmütig an. Der Dicke machte Fäuste, das Blondköpfchen sah aus, als träume es von Engelein. Aber der Bahnwart suchte den Karo, den er jetzt leise fortzuführen gedachte. Er fand ihn auf der Decke neben der Hexe; ihre dicken Zöpfe umwanden wohl sechsfach den Hals des Hundes, der blinzelte seinen Herrn freundlich an und schlief ruhig weiter.

„Die Hexe“, flüsterte der Mann, „mach' ich ihn los, gibt's ein Geschrei, und alle wachen auf, — verdammte Hexe.“ Lachend suchte er das eigene Lager.

Am folgenden Morgen hatten die Dinge alle ein anderes Aussehen; die Große bemerkte, wie fadenscheinig und verflickt ihr schwarzes Kleid sich ausnahm, und als sie überdachte, wie traurig sie neben ihren neugekleideten Kameradinnen am Konfirmandentag einhergehen würde, fand sie das Opfer für den Karo zu groß und schwieg. Der Dicke hatte des Morgens im Bett, eingedenk seines Vorsatzes, gleich ein großes Geschrei angestimmt, vom Vater aber eine so schallende Ohrfeige erhalten, daß ihm alles fernere Protestieren verging. Das Blondköpfchen aber, das hatte über den neuen Geschichten, die ihm einfielen, all sein Leid vergessen; sie erzählte sie, in Ermanglung anderer Zuhörer, dem Jüngsten, das auf der Erde saß, am Daumen schnullte und sehr verständig zuhörte. Die Hexe war gleich nach dem Frühstück verschwunden; nach dem Karo wagte niemand zu fragen, denn der Vater war sehr schlechter Laune.

Kaum hatte er die Stube verlassen, ging's an ein Suchen und Rufen, aber kein Karo kam. Nun war's entschieden, schluchzend rückten die Kinder zusammen. Die Große hatte bittere Reue, sie hätte allem Unglück abhelfen können, und das beschämte sie vor sich selber. Der Dicke, die Hände in den Taschen, sprach in einem Anfall von Rachedurst: „Aber ich weiß auch, was ich tu', — ich esse gar nichts mehr.“

Später kam der Vater; die Hundegeschichte fing an, ihn zu verstimmen. „Wo ist der Köter?“ fragte er, „heraus damit, es muß ein Ende nehmen.“ Die Kinder erklärten einstimmig, sie wüßten nichts vom Karo. Der Vater wollte es nicht glauben und holte die Rute aus der Ecke. Da sie trotzdem bei ihren Versicherungen blieben, legte er die Rute neben sich. „Diesmal soll sie die Hexe fühlen, damit sie lernt, zeitig zum Essen zu kommen.“

Die Magd setzte den Kartoffelbrei auf den Tisch, für den Vater gab's noch eine Wurst. Gerade als jedes seinen Löffel ausstreckte,

flog die Türe auf, und die Hexe und Karo stürzten miteinander über die Schwelle, — sie atemlos, mit einem Zettel in der Hand, den sie vor den Vater hinlegte. Der schaute sie ganz entsetzt an: „Wie siehst du aus, — wo sind deine Zöpfe?" — „Verkauft," lachte sie, „und da ist der Taxzettel für den Karo, ich hab's gleich auf dem Rathaus bezahlt."

Die Kinder stürzten mit einem Freudengeschrei über den Wiedergewonnenen her, und die Hexe, nun ihrer schönsten Zierde beraubt, blickte den Vater halb ängstlich, halb triumphierend an. Der schwieg, indem er mit einer an Ingrimm streifenden Hast seine Wurst aufspießte. Sie bekam nicht die Rute, die Hexe.

## 7. Der stille Hans.

Ilse Frapan, Hamburger Weihnachtsbuch.

1.

Er hieß Johannes Volquartsen, und das war ein langer Name für eine kurze Person. Zehn Jahre war er im Februar geworden, und die ältere Schwester neckte ihn, daß er mehr in die Breite als in die Länge ging. Aber in der Schule ärgerte es ihn wenig; denn er hatte Muskeln; er konnte die Größten in seiner Klasse unterkriegen und zum Knien bringen, und da er friedfertig und dazu seit zwei Jahren Primus war, so hatten seine Kameraden Respekt vor ihm. Daß er aber Primus geworden, hatte seine eigene Bewandtnis. Johannes Volquartsen konnte nämlich vieles vertragen, ohne sich unbehaglich zu fühlen; aber eines war ihm zuwider, und dieses eine war Lob. Lob machte ihn verlegen, linkisch, rot, kurzum ungemütlich. In den ersten Schuljahren hatte er diese Last oft ertragen müssen, denn ihm wurde alles leicht. Seit er aber Klassenerster war und nicht mehr höher kommen konnte, hieß es fortwährend: „Wenn du deinen Platz behaupten willst, mußt du dich tüchtig zusammennehmen." Das gefiel ihm besser. Im Hause freilich, bei Papa und Mama, verwöhnte ihn niemand. Sie hielten es für ganz selbstverständlich, daß ihr Hans die besten Zeugnisse bekam. Die Mutter sagte einfach: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern," und der Vater wies mit dem Finger auf die „Gut" und „Genügend" hin und bemerkte: „Es ist kein schlechtes Zeugnis, aber es könnte noch besser sein; „genügend" darf nächstes Mal nicht wieder vorkommen, verstanden?" Und heute, an diesem Märznachmittage, saß Herr Volquartsen mit einer Wolke auf der Stirn hinter einer Suppenterrine. Eben hatte es halb vier geschlagen, und Johannes war noch nicht da.

„Am Ende muß er brummen,“ sagte die zwölfjährige Anna, halb lachend, „bei uns sollte neulich auch mal die ganze Klasse nachsitzen, aber Fräulein ließ sich zuletzt noch erweichen.“

Die Suppe war abgetragen, auf dem Tische erschien Schweinskopf mit großen Rosinenklößen, Johannes' Lieblingsgericht. Die Mama horchte nach der Haustürklingel. „Jetzt wird ihm alles kalt. Wo er wohl nur steckt?“ „Wer nicht kommt zur rechten Zeit, dem vergeht die Mahlzeit,“ brummte der Papa.

Die Mama wollte gerade das Tischtuch ausschütteln und stand auf dem Balkon, als sie Johannes daherkommen sah. Er lief, was er konnte; wie er näher kam, bemerkte sie, daß er entsetzlich schmutzig und naß aussah; die Stiefel waren von den Hosen nicht zu unterscheiden, so grau war alles, und sogar der Tornister auf dem Rücken war mit Schlamm überzogen. Sie lief ihm in den Garten entgegen, und richtig, auch Herr Volquartsen hatte ihn schon gesehen und kam gleichfalls heraus.

„Na, du siehst ja sauber aus, mein Junge!“ Hans hob seine hellen, blauen Augen zu seiner Mutter empor, ließ sie aber gleich wieder schuldbewußt sinken. „Wo bist du gewesen?“ sagte der Vater mit unheimlicher Ruhe. „Ach, da am Wasser,“ murmelte Hans, beiseite sehend. „Du willst wohl sagen: im Wasser; und das ist dein neuer Schulanzug, den du erst zu Weihnacht bekommen hast?“ Hans strich über seinen nassen Ärmel und antwortete nicht.

„Du hast gar keinen Begriff, was eine Sache kostet, und daß man seine Kleider nicht mutwillig verderben darf. Das muß dir ein für allemal abgewöhnt werden. Komm mal mit, mein Junge!“ Und Herr Volquartsen ergriff seinen Hans am Arm und zog ihn in seine Stube.

„Ach nein, Papa,“ rief Anna mit Tränen in den Augen und hängte sich an ihres Vaters Arm. Aber Hans selber warf ihr einen unwilligen Blick zu und sagte: „Laß nur!“

„Er hat es verdient,“ meinte die Mama; „in solchem Zustande nach Hause zu kommen! Natürlich sind sie wieder Schlittschuh gelaufen da unten auf dem Kanal.“

„Seid ihr auf dem Eis gewesen?“ fragte der Vater, indem er einen Augenblick vor der Tür anhielt. „Ja!“ sagte Hans.

Darauf bekam er Prügel, und als sich beim Umziehen fand, daß er keinen trockenen Faden an sich hatte, steckte ihn die Mama ins Bett, ohne ihm Mittagessen zu geben. Nichts bekam er als drei Tassen heißen Kamillentee, und Anna brachte ihm heimlich ein Rundstück mit Sirup beschmiert; Anna war immer am nettesten mit Hans, wenn es ihm schlecht ging.

Um 7 Uhr durfte er aufstehen, seine Schularbeiten machen, Abendbrot essen, — dann wieder gleich ins Bett, und vor dem Einschlafen

noch einmal Kamillentee. „Damit dir ein für allemal die Lust vergeht, im März noch aufs Eis zu laufen," sagte die Mama mit einem strengen Gutenachtkuß auf seine feuchtbeperlte Stirn. — —

2.

Es war drei Tage später, als plötzlich mitten in einer Zeichenstunde der Direktor mit einem Brief in der Hand in die fünfte Klasse trat. Er sprach erst einige Worte mit dem Klassenlehrer und zeigte ihm den Brief; dann trat er aufs Katheder und sagte mit eigentümlich feierlicher Stimme:

„Legt alle die Bleistifte hin; ich habe euch etwas zu erzählen."

Die Schlingel in der Klasse wurden ängstlich; denn das sah aus wie eine Untersuchung. Als sie aber bemerkten, daß Herrn Dr. Pahlsens Gesicht sehr vergnügt, ja mit einem wirklich freudigen Ausdruck herunterblickte, faßten sie wieder Mut.

„Johannes Volquartsen, komm vor!" sagte der Direktor. Aller Augen flogen zu Johannes, der dunkelrot geworden war und sehr langsam aus seiner Bank hervorkletterte. Als er vorn stand, stieg Dr. Pahlsen vom Katheder, legte dem kleinen Hans die Hand auf die Schulter, wozu er sich ordentlich bücken mußte, und sagte dann:

„Liebe Kinder! Ich habe euch etwas Schönes zu erzählen. Es betrifft euren Mitschüler und Primus. Unser Johannes Volquartsen hat am Montag auf dem Nachhausewege einen achtjährigen Knaben mit eigener Lebensgefahr aus dem Kanal in Winterhude gerettet. Der Knabe geht in die Volksschule, und sein Vater hat mir geschrieben und mich gebeten, euch das von Johannes Volquartsen mitzuteilen. Wir haben übrigens schon immer gewußt, daß unser Hans ein tüchtiger Junge ist, nicht wahr?"

„Ja!" schrien alle Jungen wie aus einem Munde.

„Kann ich jetzt wieder zum Platz gehen?" fragte Johannes, der sich furchtbar schämte, daß er kaum wußte, wo er war.

„Gleich," sagte Dr. Pahlsen lächelnd, „gib mir die Hand, mein Junge, du hast gehandelt wie ein Mann, und wie einem Manne will ich dir die Hand schütteln."

Hans sah den Lehrer groß an; einen Augenblick flog ein freudiger Stolz über sein rundes, rotbäckiges Knabengesicht. Dann schüttelte ihm auch der Klassenlehrer die Hand und sagte: „Es ist zwar erst halb, aber klappt nur die Hefte zu; heute sollt ihr eine Viertelstunde länger Pause haben." — —

Dr. Pahlsen winkte Johannes noch einmal heran. „Was hat denn dein Papa dazu gesagt? Der hat sich wohl auch gefreut, nicht?" Johannes lachte verlegen. „Ach, der — weiß es ja gar nicht mal —"

Der Direktor sah ihn verwundert an: „Dein Papa weiß es nicht? Warum hast du es ihm denn nicht gesagt?" „Ach, was sollt' ich da noch lange von klöhnen!" sagte Hans seelenruhig, und dann sprang er fort und mischte sich unter seine Kameraden.

## 8. Audifax und Hadumoth.

J. V. v. Scheffel, Ekkehard.

Auf dem Hohentwiel lebte einst ein Knabe, der hieß Audifax. Er war eigener Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggestorben, da war er wild aufgewachsen, und man hatte seiner nicht viel acht; er gehörte zur Burg wie die Hauswurz, die auf dem Dache wächst, und der Efeu, der sich um die Mauern schlingt. Man hatte ihm aber die Ziegen zu hüten angewiesen. Die trieb er auch getreulich hinaus und herein und war schweigsam und scheu. Er hatte ein blaß Gesicht und kurzgeschnitten blondes Haupthaar; denn nur der Freigeborne durfte sich mit wallenden Locken schmücken.

Im Frühjahre, wenn neuer Schuß und Trieb in Baum und Strauch waltete, saß Audifax vergnüglich draußen und schnitt Sackpfeifen aus dem jungen Holz und blies darauf; es war ein einsam schwermütiges Getön, und Frau Hadwig, die Herzogin, war einmal schier eines Mittags Länge oben auf dem Söller gestanden und hatte ihm gelauscht, und wie Audifax des Abends seine Ziegen eintrieb, sprach sie zu ihm: „Heische dir eine Gnade!" Da bat er um ein Glöcklein für eine seiner Ziegen; die hieß Schwarzfuß. Der Schwarzfuß bekam das Glöcklein, seither war in Audifax' Leben nichts von Belang vorgefallen.

Jetzt war ein sonniger Spätherbsttag; da trieb er seine Ziegen an den felsigen Hang des Berges und saß auf einem Steinblock und schaute hinaus ins Land. Hinter dunkelm Tannenwald leuchtete der Bodensee, vorn war alles herbstlich gefärbt, dürres, rotes Laub trieb im Winde. Audifax aber saß und weinte bitterlich.

Damals hütete, was an Gänsen und Enten zum Hofe der Burg gehörte, ein Mägdlein; des Name war Hadumoth. Es war Hadumoth ein braves Kind, rotwangig, blauäugig, und ließ das Haar in zwei Zöpfe geflochten vom Haupte herunterfallen. Ihre Gänse hielt sie in Zucht und guter Ordnung; sie reckten manchem den langen Hals entgegen und schnatterten, aber der Hirtin trotzte keine; wenn sie ihren Stab schwang, gingen sie züchtig und sittsam einher und enthielten sich jeglichen Lärmens. Oft weideten sie vermischt zwischen den Ziegen des Audifax; denn Hadumoth saß oft bei ihm und schaute mit ihm in die blaue Luft hinaus — und die Tiere merkten, wie ihre Hüter zusammenstanden; da hielten auch sie Freundschaft miteinand.

Jetzt trieb Hadumoth ihre Gänse auf die Berghalde herunter, und da sie der Ziegen Glöcklein drüben läuten hörte, sah sie sich nach dem Hirten um und ging hinüber und sprach: „Audifax, warum weinst du?“ Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um seine Schulter, wendete sein lockenloses Haupt zu sich herüber und sprach betrübt: „Audifax, wenn du weinst, so will ich mit dir weinen!“ Audifax aber suchte seine Tränen zu trocknen: „Du brauchst nicht zu weinen, sagte er, ich muß. Es ist etwas in mir, daß ich weinen muß.“ Dabei nahm er einen der Steine, wie sie von den Twieler Felswänden abgelöst dalagen, und warf ihn auf die anderen Steine. Der Stein war dünn und gab einen Klang. „Hast du's gehört?“ „Ich hab's gehört, sagte Hadumoth, es klingt wie immer.“ „Hast du den Klang auch verstanden?“ „Nein!“ „Ich aber verstehe ihn, und darum muß ich weinen, sprach Audifax. Es ist schon viele Wochen her, da bin ich drüben gewesen auf dem Felsen im Tale, da ist's zuerst in mich gezogen, ich kann nicht sagen, wie, aber es muß aus der Tiefe gekommen sein. Mir ist's, als wär' Aug' und Ohr anders geworden, und in den Händen flimmert's wie fliegende Funken; wenn ich übers Feld geh', so hör' ich's unter meinen Füßen rieseln, als flösse ein Quell unten; wenn ich am Fels steh', so sehe ich durchs Gestein, da ziehen viele Arme und Adern hinunter, und drunten hämmert's und pocht's; das müssen die Zwerge sein, von denen der Großvater erzählt hat, und von ganz unten leuchtet ein glühroter Schein empor . . . Hadumoth, ich muß einen großen Schatz finden, und weil ich ihn nicht finden kann, drum weine ich.“

Hadumoth schlug ein Kreuz. „Dir ist etwas angetan worden, sprach sie; du hast nach Sonnenuntergang auf dem Boden geschlafen, da hat einer der Unterirdischen Macht über dich bekommen. Wart', ich weiß dir etwas Besseres als Weinen!“

Sie sprang den Berg hinauf; in kurzem kam sie wieder herab und hatte ein Töpflein mit Wasser und hatte ein Stücklein Seife, das ihr die gütige Kammerfrau der Herzogin geschenkt hatte, und etliche Strohhalme. Und sie schlug einen hellen Schaum auf, nahm sich einen Halm, gab dem Audifax einen und sprach: „Laß uns Seifenblasen spielen wie ehedem. Weißt du auch noch, Audifax, was du einmal gesagt hast, als wir unsern Schaum verblasen hatten, und es war Abend und Nacht geworden, und die Sterne zogen am Himmel auf? Das sind auch Seifenblasen, hast du gesagt, der liebe Gott sitzt auf einem hohen Berge, der bläst sie und kann's besser als wir.“

„Das weiß ich nicht mehr,“ sprach Audifax; er neigte sein Haupt zur Brust hinab und fing wiederum an zu klagen: „Wie muß ich's anfangen, daß ich den Schatz gewinne?“ „Sei gescheit, sprach Hadu-

moth, was wolltest du auch mit dem Schatze beginnen, wenn er gewonnen ist?" „Dann kauf' ich mich frei, sprach er gelassen, und dich auch, und der Frau Herzogin kauf' ich ihr Herzogtum ab und den ganzen Berg mit allem, was darauf steht, und dir laß ich eine güldene Krone machen und jeder Ziege ein gülden Glöcklein und mir eine Sackpfeife von Ebenholz und lauterem Golde. —"

„Von lauterem Golde, scherzte Hadumoth, weißt du denn, wie Gold aussieht?"

Da deutete Audifax mit dem Finger nach dem Munde: „Kannst du schweigen?" Sie nickte bejahend. „Gib mir die Hand drauf!" Sie gab ihm die Hand. „So will ich dir zeigen, wie Gold aussieht," sprach der Hirtenknabe und zog aus seiner Tasche ein Stücklein hervor, rund wie eine mäßige Münze, aber gewölbt wie eine Schale, und waren etliche unverständliche Zeichen darauf, es gleißte und glänzte und war wirklich Gold. „Das hab' ich auf dem Felde gefunden, weit da drüben, sprach Audifax, nach dem Gewitter. Wenn der Regenbogen mit seinem Farbenglanze sich zu uns niederwölbt, dann kommen zwei Engel; wo seine Enden sich auf die Erde senken, halten sie ihm ein gülden Schüsselein unter, daß er nicht auf dem verregneten, rauhen Boden aufstehen muß. Und wenn er ausgeglänzt hat, dann lassen sie die Schüsselein im Felde stehen. Zweimal dürfen sie's nicht brauchen, das würde der Regenbogen übelnehmen."

Hadumoth begann an den Beruf ihres Gespielen zum Schatzfinden zu glauben. „Audifax, sprach sie und gab ihm das Regenbogenschüsselein zurück, das frommt dir alles nichts. Wer einen Schatz finden will, muß den Zauber wissen. In der Tiefe wird alles gut gehütet; sie geben's nicht los, wenn sie nicht niedergezwungen werden." „Ja, der Zauber, sagte Audifax mit tränendem Auge, — wer ihn wüßte!" „Hast du den heiligen Mann schon gesehen?" fragte Hadumoth. „Nein." „Seit vier Tagen ist ein heiliger Mann auf der Burg, der weiß allen Zauber. Ein großes Buch hat er mitgebracht, da liest er unserer Herzogin vor, da steht alles drin geschrieben."

„Ich will zum heiligen Manne gehen," sprach Audifax. —

Der hatte den Knaben lange nicht verstanden, der ihn um den Zauber bat, den Schatz der Tiefe zu heben; dann hatte er gelacht und ihm einen rätselhaften Vers aufgeschrieben, der also lautete:

Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
Pectora?*)

*) Graulicher Hunger nach Golde, wozu nicht zwingst du der Menschen nimmersattes Gemüt?

Der Knabe barg den dünnen Pergamentstreif auf der Brust; hoch schlug sein Herz, in Sprüngen, wie sie die kletterfroheste Ziege nicht machte, sprang er davon. „Ich bin beim heiligen Mann gewesen, raunte er Hadumoth ins Ohr, heute nacht heben wir den Schatz, du gehst mit!“ Hadumoth versprach es ihm. Ehe der Tisch abgeräumt war, — zitternd hatte Hadumoth den Knechten und Mägden das Tischgebet gesprochen, — huschte es wie zwei Schatten zu dem noch unverschlossenen Burgtor hinaus; es waren die zwei Kinder, Audifax ging voran. „Die Nacht wird kalt sein!“ hatte er zu Hadumoth gesagt und ihr ein langhaariges Ziegenfell umgeworfen. Dort wo der Berg jäh nach Süden hinabfällt, war ein alter Erdwall gezogen, dort machte Audifax Halt — sie waren vor dem Herbstwinde geschützt. Er streckte den Arm in gerader Richtung aus: „Ich meine, hier soll's sein! sprach er; wir müssen noch lange warten, bis Mitternacht.“ Hadumoth sprach nichts. Die beiden setzten sich dicht nebeneinander.

Der Mond war aufgegangen, am Berge war's still. Nach langer Frist fragte Hadumoth schüchtern: „Wie wird's werden, Audifax?“ „Ich weiß nicht, war die Antwort; es wird einer herkommen und wird ihn herbringen, oder die Erde tut sich auf und wir steigen hinunter, oder . . .“ „Sei still, sprach Hadumoth, ich fürcht' mich.“ Und wieder war eine gute Frist vergangen, Hadumoth war eingeschlummert, Audifax aber rieb sich den Schlaf aus den Augen, dann schüttelte er seine Gefährtin: „Hadumoth,“ sprach er, „die Nacht ist lang, erzähl' mir was!“ „Mir ist was Böses eingefallen, sprach sie. Es war einmal ein Mann, der ging pflügen ums Morgenrot; da pflügte er den Goldzwerg aus der Furche, der stand vor ihm und grinste ihn freundlich an und sprach: Nimm mich mit! Wer uns nicht sucht, dem gehören wir, wer uns sucht, den erwürgen wir . . . Audifax, ich fürchte mich!“ „Gib mir deine Hand, sagte Audifax, daß du mutig bleibest.“

Die Lichter auf der Burg waren erloschen. Dumpfer Hornruf des Wächters auf dem Turme kündete Mitternacht. Da kniete Audifax nieder, und Hadumoth kniete neben ihn, den Pergamentstreifen hielt er in der Hand, und mit fester Stimme sprach er die Worte, deren Sinn ihm fremd:

> Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
> Pectora?

Er hatte sie wohl behalten. Und auf den Knien blieben die beiden und harrten dessen, was da kommen sollte. Aber es kam kein Zwerg und kein Riese, und die Erde tat sich nicht auf; die Gestirne glänzten zu ihren Häuptern kalt und fern, kühl wehte die Nachtluft.

Jetzt hub sich unsicheres Leuchten am Himmelsgewölb', eine Sternschnuppe kam geflogen, ein flimmernder Glanzstreif zeichnete ihre Bahn, viele andere folgten nach. — „Es kommt von oben," flüsterte Audifax und preßte krampfhaft das Hirtenkind an sich; „auri sacra fames . . .!" rief er noch einmal in die Nacht hinaus, strahlend kreuzten sich die Meteore, das erste erlosch, das zweite erlosch — es war wieder ruhig am Himmel wie zuvor.

Lange und scharf sah sich Audifax um. Dann stand er betrübt auf: „Es ist nichts, sagte er mit zitternder Stimme, sie sind in den See gefallen. Sie gönnen uns nichts. Wir werden Hirten bleiben."

## 9. Peter Peine.

H. Scharrelmann, Fröhliche Kinder.

Eingeengt durch starke, hohe Ufermauern fließt mitten durch die alte Hansestadt Bremen die Weser. Und auf der Seite, wo die Altstadt liegt, zieht sich dicht hinter der Flußmauer eine breite Straße entlang, die seit undenklichen Zeiten „die Schlachte" heißt.

Da ragen uralte, rauchgeschwärzte Packhausgiebel in die Luft, altmodische Häuser stehen zwischen ihnen, wie sie zu Urgroßvaters Zeiten die Bremer Kaufleute bewohnten, Häuser mit einer Winde auf dem Flure und mit drei oder vier übereinanderliegenden Böden. Die breite Straße wird von den Fuhrleuten auch als Wagenplatz benutzt. Dutzende von Frachtwagen stehen da Tag und Nacht in Reihen kreuz und quer.

Alles, was die fünf Erdteile an Kolonial- und Kramwaren zu liefern vermögen, ist in den Packhäusern an der Schlachte vertreten, und den ganzen Tag werden Güter gebracht und andere fortgeschafft.

Und auf der Weser selbst liegen Dampfer und Bockschiffe und Küstenfahrer und Boote aller Art. Da ankern die breiten, plumpen Bockschiffe mit Wellblechverdecken, Schleppdampfer, Holländer und Helgoländer Fahrzeuge, die Fische zur Stadt bringen und den Güterverkehr nach den Unterweserorten besorgen.

Und in all diesem Trubel von Wagen und Menschen und Schiffen tummeln sich die Kinder und erleben stündlich Neues und Wunderbares.

Wer an der Schlachte groß geworden ist, der kennt die Schiffe alle und weiß, wohin sie fahren und was sie geladen, und kennt die Frachtfuhrleute und versteht mit einer Bodenwinde umzugehen und mit der Packnadel.

Freilich, vor Zeiten war's doch noch schöner dort als heutzutage. Damals gab es wenig Dampfer auf der Weser und mehr Segler. Und

das war interessanter für uns Jungens. Wie manchmal und wie gern liefen wir für einen „Käppen" in die Stadt, um eine Rolle Zwirn oder ein wenig Tabak zu holen. Und wie köstlich war es, wenn wir dafür zum Lohne auf das Schiff kommen durften. Dann hockten wir in der kleinen Kajüte und lernten Schiffsausdrücke und übten uns Schifferknoten in Bindfäden zu schlagen und durften wohl gar am Abend mitessen, wenn es Bratkartoffeln mit Schellfisch oder Pellkartoffeln mit Hering gab.

So sehe ich sie heute noch vor mir, die „Johanna van Waterhuizen," den „Jakob van Duilen" und „Greetje vant Hoff". Die Holländer waren mir die liebsten. Noch heute klingen mir die mojen weichen Worte der holländer Schiffer im Ohre.

So hängen meine schönsten Erinnerungen an jener Zeit. Aber — sie rufen mir auch zugleich das entsetzlichste Ereignis meiner Kindheit zurück.

Eines Tages — ich weiß es noch wie heute — war die Schlachte wie ausgestorben. Es war ein paar Wochen vor Weihnachten. Ein dicker Nebel lag über dem Wasser, und die Weser war voll Treibeis. Unzählige große und kleine Schollen schoben — sich drehend — träge aneinander vorbei. Wir Jungens spielten am Kai und freuten uns des Treibens und versuchten mit langen Stöcken die kleineren Schollen zu zerschlagen und wagten auch wohl hin und wieder einen Sprung aufs Eis.

Und bei uns stand Peter Peine, mein Freund. Er ist letzte Ostern konfirmiert und will Schiffer werden. Aber er hat lange Zeit an einer schweren Rippenfellentzündung im Krankenhause gelegen. Nun ist er wieder so weit, daß er im Frühjahre seine erste Reise antreten kann. Mit einem Indienfahrer will er hinaus auf die See. Manche schöne Geschichte hat er uns Jungens schon erzählt von den Wundern ferner Länder und den Herrlichkeiten des Schifferlebens. Der steht bei uns und ruft warnend: „Laßt das! Laßt das! Sonst geht's nicht gut aus!"

Das sollte nicht gut ausgehen? Ja, warum denn nicht? Wir lachten ihn aus und nannten ihn „Bangbox". Und Jan Beyer, der Mutigste von uns dreien, schalt ihn und sagte: „Was willst du wohl auf See anfangen, wenn der Sturm weht und das Schiff auf und nieder tanzt, wenn du hier schon bange wirst!" — „Was weißt du von der See, du Landratte," antwortete Peter ihm, „auf See weiß ich besser Bescheid als du."

„Komm her, wenn du ein Kerl bist und kein Feigling!" schrie ihm Jan Beyer zu. „Sieh mal, was da für eine Scholle herangeschwommen kommt! Eine Riesenscholle, halb so groß wie Amerika.

Jetzt will ich Kolumbus sein und Amerika entdecken! — Sie kommt! — Achtung! Wer will mit mir? — — —"

Er sah mich herausfordernd an. Ohne Besinnen rief ich: „Ich gehe mit!" Denn ich wollte mich doch nicht auch Feigling schelten lassen. Eine Spitze der Riesenscholle kam dem Ufer ganz nahe. Jan sprang hinauf und ich ihm nach. Und dann standen wir beide lachend und hurrarufend mitten auf der glatten Eisfläche.

„Kommt zurück! Kommt zurück!" rief Peter Peine und winkte uns mit den Armen. „Komm hier her, wenn du ein Herz hast," war Jans Antwort. — Ich sah, wie Peter vor Zorn die Hand ballte und böse zu uns herüber sah. Er kam nicht, trotzig blieb er stehen und — plötzlich drehte er sich kurz um und ging schnell fort.

Wir jubelten ihm nach, und manches Hohn- und Schimpfwort flog ihm nach.

Während dessen war die Scholle langsam am Ufer entlang gerutscht. Wir standen dicht beieinander und freuten uns unserer Kühnheit. Ich sah hinaus auf den Strom und sah Tausende von großen und kleinen Eisstücken dahinschwimmen dem fernen Meere zu. — — —

Inzwischen hatte sich die Scholle gedreht, die Spitze war weit vom Ufer abgebogen, und von diesem trennte uns ein breiter Wasserstreifen. „Na nu? Was ist denn das?" Erschrocken starrte ich Jan Beyer an. „Ach, sei man ruhig, die stößt gleich wieder an das Ufer," sagte er. Mit gespannten Augen beobachteten wir alle kleinen Bewegungen und Drehungen unserer Scholle, der abgerundete Teil war der Landseite zugedreht, und die Spitze ragte in die Stromesmitte hinein. Da stieß sie an eine andere Scholle an, ein großes Stück brach von ihr ab. Schreckensbleich hatte ich Jans Arm gefaßt. Deutlich spürten wir in unseren Körpern das Beben beim Zusammenstoß.

Um Gottes willen! Was nun? Drei bis vier Schollenbreiten waren wir schon vom Ufer abgekommen. Immer weiter trieb das Eisstück, vom Strome erfaßt, nach der Wassermitte hin. Da packte uns beide eine entsetzliche Angst. „Peter, Peter!" schrie ich, „Hilfe, Hilfe!" — Aber nichts Lebendiges war zu erblicken. Die Schlachte war wie ausgestorben. Es war ja auch längst Feierabend. Und an diesem kalten, nebligen Dezemberabend mochten so wie so nur wenig Menschen unterwegs sein. Und Peter —? Wie sollte Peter uns helfen können! Der war wohl schon lange zu Hause, und selbst wenn er unser Rufen gehört hätte, der „Feigling" würde uns doch nicht helfen wollen. Er hatte ja nicht einmal den Mut gehabt, aufs Eis zu springen, als es dicht am Ufer dahintrieb. Wie sollte er uns helfen, nun die Scholle in der Mitte des Stromes schwamm!

Nichts regte sich am Ufer. Niemand hörte uns. Und die Scholle trieb weiter und weiter. Kleine Wellen plätscherten gegen ihren Rand, das Ganze schaukelte ganz leise, ganz wenig. Und rings um uns nur Eisstücke und schwarze Wassertiefe — rings um uns der Tod.

Ein Grauen lief über meinen Rücken. Wir mochten uns beide nicht mehr bewegen. Konnte nicht durch einen Tritt der Boden unter unsern Füßen zerbrechen, und konnten wir nicht hinabgerissen werden in die grausige Tiefe?

Eine andere Scholle stieß an die unsrige. Beide scheuerten aneinander entlang, und von jeder bröckelten Stücke ab. Das Schurren der zusammenstoßenden Schollen und das Gurgeln des Wassers waren die einzigen Laute, die ich hörte.

Wie lange mochte diese Reise noch dauern! Würden wir überhaupt noch einmal dem Ufer nahe kommen? — Und welchem? — Und wann? — Bald mußte die Nacht kommen, und wir trieben weit ab von der Stadt. Vielleicht landeten wir irgendwo da hinten an einem Werder und mußten dann im Freien übernachten und konnten nicht nach Hause.

Und war das nicht noch das Günstigste, was geschehen konnte? Wenn jedoch die Scholle scheiterte, dann mußten wir versinken in der schwarzen Tiefe.

Das Herz klopfte mir zum Zerspringen, und mit entsetzten Augen starrte ich nach dem Ufer hinüber, dessen dunkle Silhouette noch eben durch den Nebel zu erkennen war.

Vater und Mutter saßen jetzt daheim in der warmen Stube, der Vater mit der Zeitung, und die Mutter am Ofen mit dem Nähzeug. Ach, sie ahnten ja nicht, welch ein furchtbares Unglück über ihnen schwebte. Ob sie sich schon sorgten um mein langes Ausbleiben?

O, hätte ich es doch nicht getan! Hätte ich doch auf Peter Peine gehört! Das war der Gedanke, der mir immer wiederkehrte. Und Jan Beyer mochte dasselbe denken. Er sah unverwandt auf den Rand des Eises und war kreideweiß im Gesicht.

Da — was war das — — —. Vor uns aus dem Nebel tauchte ein schwarzer Fleck auf. War es ein Brückenpfeiler? Dann waren wir verloren. Die Scholle mußte daran zerschellen. — Da — ein Ton! — Was war es? — Rief jemand?

Näher und näher kamen wir dem schwarzen Flecke. Nein, das konnte kein Brückenpfeiler sein. Es war ein Boot, und ein Mann saß darin, der vorsichtig zwischen den Eisschollen den Weg suchte — gerade auf uns zu. Atemlos sahen wir sein Beginnen.

Da stieß das Boot an unsere Scholle. Der Mann im Boote bückte sich und warf seine Ankerkette uns zu. Dicht vor meinen

Füßen fiel sie nieder. „Faßt an!“ rief er. Wir bückten uns und hielten krampfhaft den Anker fest. „Legt euch nieder!“ kommandierte er. Gehorsam warfen wir uns aufs Eis. Ich kroch auf allen vieren, immer die Kette festhaltend, bis an den Schollenrand und klammerte mich an das Boot. Während der Schiffer sich weit über den entgegengesetzten Bootrand beugte, um das Gegengewicht zu halten, kletterte ich hinein. Und dann kam Jan Beyer herangerutscht, und dann waren wir beide im Schiffe und — — — „Dammi! das war ein schweres Stück Arbeit gegen die Schollen an!“ sagte unser Retter. Wir starrten ihm ins Gesicht — es war Peter. Peter Peine hatte uns gerettet. — Kein Wort haben wir gesprochen. Lautlos und verlegen haben wir im Schiff gesessen, und Peter hat uns aus dem Schollengewirr ans Ufer gerudert, und dann sind wir ausgestiegen, und Peter hat das Boot festgekettet und ist in unserer Mitte mit uns gegangen.

Da hab ich mich nicht mehr zu halten vermocht. „Peter, Peter,“ hab ich gerufen, „du bist kein Feigling! Du bist der Tapferste von uns dreien.“ Da sah er mich verwundert an und fragte: „Wie meinst du das? — Ich konnte euch doch nicht ertrinken lassen?!“ —

Und Jan Beyer hat nichts gesagt, aber die Tränen sind ihm über die Backen gelaufen, und Peter Peines Hand hat er nicht wieder losgelassen auf diesem Wege. —

Seit der Zeit weiß ich, was Tapferkeit ist und Mut und Treue.

Peter Peine! Oftmals hab ich ihn später noch wieder gesehen, als er Matrose auf einem holländischen Küstenfahrer war. Manchen schönen Brief bewahre ich von ihm in meinem Briefkasten auf, bis der letzte Brief kam, den er mir geschrieben, ein paar Tage vor seinem Ende. Als Lotse hat er in einem furchtbaren Unwetter sein Leben gelassen — für andere.

Wo ich aber von einem Wunder der Tapferkeit höre zu Lande oder zu Wasser, da denke ich dein, lieber Peter Peine.

## 10. Auf dem vierten Boden.

H. Scharrelmann, Herzhafter Unterricht.

Es war das größte Haus in der Straße, und es war ein Giebelhaus. Bis mitten in den blauen Himmel hinein erstreckte sich seine Spitze. Unten war eine Krämerei, und die Ladentür hatte den ganzen Tag keine Ruhe. In der ersten Etage wohnten wir. Aber gleich über den Fenstern unserer Wohnung fing das Gesicht des Hauses an spitzer und immer spitzer zu werden. Dicht unter dem großen Steinkopf, der den Giebel zierte, befand sich ein kleines, halbkreisförmiges

Fenster. Oft stand ich auf der Straße und sah zu ihm hinauf. Seine Scheiben wurden nie geputzt. Eine fehlte auch, durch das Loch flogen im Sommer die segelnden Schwalben ein und aus.

Ein einziges Mal hatte meine Mutter mich dort oben hinaufgeführt, und durch das kleine Fenster hatte ich über alle Dächer der Stadt hinwegsehen können bis zum Strome, an dem meine Vaterstadt lag. Es war Hochsommer. Das Wasser hatte weite Wiesen und Landstraßen und auch einen Teil der Stadt überschwemmt und viel Unglück angerichtet. Das alles hatte meine Mutter mir erzählt und erklärt. Ich aber stand mit offenen Augen dabei und konnte nicht begreifen, daß man so weit in die Welt hineinsehen könne. Seit dem Tage sehnte ich mich nach unserem obersten Hausboden und seinem Fenster. —

Vier Böden lagen im Hause übereinander. Zu jedem führte eine breite, staubige Treppe; jede Treppenstufe knarrte, wenn man sie betrat. Auf den drei untersten Böden lagerte Korn. Von morgens bis abends stand unsere große Winde nicht still. Wagenladungen mit Korn wurden hinauf- oder hinabgewunden. Diese Kornböden waren unsere Spielstuben. Zwischen den hohen Sackhaufen konnten wir alle Spiele spielen, und täglich erfanden wir uns neue dazu. So schön wie das war, noch lieber hätte ich auf dem vierten Boden gespielt, wo das große Rad der Winde an einem dicken Balken sich drehte, wo alte, verstaubte Koffer und Schränke in den Ecken standen, wo zerbrochene Stühle und altertümliche Bücher aus Großvaters Zeit herumlagen. So oft ich meine Mutter auch schon gebeten hatte, noch einmal mit mir zum vierten Boden hinaufzusteigen, sie tat es nie. Ob ihr die vielen Treppenstufen zu beschwerlich wurden? — Ja, wenn nicht die letzte Treppe durch eine verschlossene Tür abgesperrt gewesen wäre, dann wäre ich schon längst einmal mit meinen Spielgefährten hinaufgeeilt. So aber war das unmöglich.

Eines Tages jedoch stand die Tür weit offen, als ich zum Spielen zufällig auf den dritten Boden gestiegen war. Irgend etwas war an dem Windenrade nicht in Ordnung gewesen; ein Kornarbeiter hatte deshalb den Schlüssel geholt und die Sache wieder in Ordnung gebracht. Wie der Blitz war ich nun die letzte Treppe hinaufgeeilt und stand endlich, stark atmend und mit Herzklopfen, auf dem vierten Boden. Am Ende desselben sah ich das kleine, halbrunde Fenster. Ich eilte darauf zu und sah durch seine Öffnung hinaus. Ja, nun konnte ich wieder wie damals über die Dächer der Stadt hinwegsehen bis zum Strome und noch weiter. Auch nach unten, auf die Straße, blickte ich und sah die Menschen, so klein wie Puppen, hin und her laufen. Da rollten Wagen, da fuhren Droschken, da stand ein Polizist,

da schrubbte ein Dienstmädchen vor einer Haustüre; alles, was vorging, sah ich, aber zu mir sah niemand hinauf. Oben am Himmel jagten dunkle Wolken, die hatten Gesichter wie Menschen oder Tiere, und immer neue zogen über mir hinweg, und ich wurde nicht müde, sie alle anzusehen und ihnen zuzurufen.

Endlich drehte ich mich um. Das große Windenrad stand still. Es mußte schon acht Uhr vorbei sein. Am anderen Ende des Bodens fing es zwischen den alten Schränken und Koffern schon an dämmerig zu werden. Ich erschrak. Schnell tappte ich die Treppe hinab, doch die Tür war verschlossen; ich war abgesperrt. Zuerst erfaßte mich eine furchtbare Angst, dann aber fing ich an zu rufen und zu schreien. Niemand kam. Es konnte aber auch niemand mein Schreien gehört haben, denn zwischen mir und unserer Wohnung lagen noch drei große Böden, die mein Rufen verschluckten. Ich schwieg still und beschloß zu warten. Sicher mußte bald unsere Kathrine heraufkommen, um mich zu suchen. Ich wartete. Niemand kam. Ob man mich vergessen hatte da unten? — Ob mich die Mutter auf der Straße suchen ließ? — Dachte denn niemand an den vierten Boden? — Ich wartete und wartete. Dann verlor ich die Geduld. Es wird schon jemand kommen. Man mußte mich doch eben suchen! Unterdessen wollte ich mir die Zeit vertreiben. Wieder stieg ich die Treppe hinauf, um mich noch einmal oben zwischen dem alten Hausgerät umzusehen.

Ein ungeheurer Kleiderschrank mit altertümlichem Zierat fiel mir zuerst in die Augen. Was mochte darin sein? — Ein Schlüssel steckte im Schloß. Ich öffnete die Türen. Eine muffige Luft drang heraus. Er war mit alten Mänteln angefüllt. In einer Ecke standen Waffen. Auf einem Bort lagen dreieckige Hüte und zerknitterte Spitzenhauben. Wie schön könnte man mit diesem Zeuge „Verkleiden" spielen, dachte ich. In dem Schranke war Kleidung für ein ganzes Theaterstück. Einen langen hellblauen Mantel, mit Goldtressen besetzt, nahm ich heraus, um ihn anzuprobieren. Er hing mir bis auf die Fersen. Dann kletterte ich auf einen dreibeinigen Stuhl, um mir einen der schwarzen Filzhüte herunterzunehmen, und schnallte mir zu guter Letzt noch einen mit Gold beschlagenen Degen um. Schade, daß kein Spiegel zur Hand war!

Ich stand noch und überlegte, was ich nun tun sollte; da hörte ich, daß jemand mit schweren Tritten die Treppe zum dritten Boden hinaufstieg. Das war sicher Kathrine, unsere alte Kathrine. Jetzt wollte ich einmal einen Spaß haben. So leise es ging, huschte ich die knarrende Treppe hinab bis zur verschlossenen Tür. Weiter konnte ich nicht. Ärgerlich warf ich mich mit vollem Gewichte dagegen, sie

sprang auf. Still und stumm stand ich in meinem wunderlichen Anzuge vor Kathrine. Die aufspringende Tür mußte ihr beinahe gegen die Stirn geflogen sein. Wie sie mich erblickte, wurden ihre Augen stier, sie hob entsetzt die Hände, tat einen gellenden Schrei und lief, so rasch sie konnte, die Treppe wieder hinab. Mit gellenden Hilferufen kam sie unten an. Ich hörte noch, wie meine Mutter angstvoll rief: „Um Gottes willen, Kathrine, was ist Ihnen?" Da besann ich mich, lief zum Schranke zurück und warf Hut, Mantel und Degen hinein. Schon wollte ich wieder die Treppe hinablaufen, als ich hörte, daß jemand heraufkam! Da versteckte ich mich hinter altem Gerümpel und saß mäuschenstill. Endlich war alles ruhig, und ich wagte mich wieder hervor. Wenn nur niemand merkte, daß ich es gewesen war, der unserer Kathrine den heillosen Schreck eingejagt hatte. Wenn ich nur unbemerkt in die Stube kam. Aber wie dahinkommen? — Sah mich jemand die Treppe herabkommen, so war meine Freveltat sofort entdeckt; und ich konnte fest annehmen, daß ich gesehen werden würde, denn Kathrine befand sich sicher in der Küche, von der aus sie den ganzen Vorplatz übersehen konnte. Nein, das ging also nicht. Ich mußte einen andern Weg finden.

Und ich fand ihn. Gleich hinter dem alten Kleiderschranke, aus welchem ich die Sachen genommen, war mir eine Holzwand aufgefallen, durch deren breite Ritzen und Spalten ich dicke Bündel grauer und brauner Papiertüten bemerkte. Wo hatte ich doch diese Tüten schon einmal gesehen? — Lange besann ich mich. Plötzlich aber wußte ich Bescheid. Dieser Vorrat von Papiertüten lag nirgends anders als auf dem Boden unseres Packhauses, welches an der Hinterseite des Hauses aufgebaut war. Wenn ich nur dahingelangen konnte, dann war ich gerettet. Vom Packhaus aus mußte es leicht sein, auf den Hof zu kommen. Aber wie dahingelangen? Ich rüttelte an den Brettern und hoffte, daß sich eines lösen würde. Es gelang mir nicht, so sehr ich mich auch abquälte. Wenn ich doch nur eine Zange hätte, um einige der dicken Nägel herausziehen zu können! Doch die Not macht erfinderisch. Ich nahm noch einmal den Degen aus dem Kleiderschranke, schob ihn mit großer Mühe zwischen ein Brett und den Balken, an welchem es genagelt war, und hob und hob und hatte im nächsten Augenblick die Freude, das Brett gelöst herabhängen zu sehen. Es war ein breites Brett, trotzdem hatte ich Mühe, mich durch die Lücke zu zwängen. Jedoch es gelang, und ich stand auf dem Boden des Packhauses. Eilig stolperte ich über die aufgestapelten Tüten und ging die Treppe hinab. Hoffentlich begegnete mir Wilhelm, unser Knecht, nicht, der in den Abendstunden noch viel im Packhause

zu kramen hatte. Noch eine Treppe, und ich war auf dem Hofe und konnte tun, als käme ich vom Spiel von der Straße, und keiner würde meine Untat entdecken. —

Und ich stand auf dem Hofe und kam durch die Hintertür ins Haus. Pfeifend stieg ich die Treppe hinauf, damit auch ja gehört wurde, daß ich von unten kam. Mit Herzklopfen öffnete ich die Tür zur Wohnstube. Alle saßen beim Abendbrot. „Endlich kommst du!" rief mir meine Mutter zu. „Setz dich und iß! Wir sind schon beinahe fertig." Ich setzte mich still und abwartend auf meinen Platz. Niemand schien Verdacht zu haben. „Warst du denn auf der Straße?" fragte die Mutter. „Ja! — Ich habe mit Klaus Tietzen gespielt." Jetzt machte die Mutter ein verwundertes Gesicht und sagte: „Vorhin, als ich dich suchte, wußte aber Klaus Tietzen nicht, wo du warst." Ach, dachte ich mit feuerrotem Kopfe, hätte ich doch nur einen andern genannt anstatt Klaus Tietzen. Verlegen saß ich da und wollte schon eine neue Lüge beginnen, als die Tür sich öffnete und Kathrine mit dem Teebrett erschien, um abzudecken. Das enthob mich einer schnellen Antwort. Verstohlen sah ich Kathrine an. Sie sah sehr rot und verweint aus, und ihre Finger zitterten, daß die Tassen klirrten. Mich sah sie, wie ich zu meiner Beruhigung bemerkte, nicht an. Eilig stand ich auf, um nicht noch einmal gefragt zu werden. Schnell stellte ich meinen Stuhl wieder an die Wand und wollte „Gute Nacht" sagen, als der Vater mich zu sich rief. „Junge, wie siehst du auf dem Rücken aus! Deine Jacke ist voll von Spinnweben und dickem Staube! Wo bist du denn gewesen?" — „Das muß ich auf dem Boden gekriegt haben," stotterte ich und ging in die Küche, um mich von Kathrine abbürsten zu lassen. —

Nach einer Viertelstunde stand ich horchend an der Wohnstubentür und hörte zu, wie Kathrine den Eltern meinen losen Streich, den ich ihr gebeichtet hatte, lachend und weinend erzählte: „... Ja, und es ist man gut, daß es bloß der Junge gewesen ist, der mir so verjagt hat, und daß es in diesem Hause, wo ich schon so lange Zeit bin, nich richtig spuken tut; und denn wollte ich zu November man nich kündigen."

## 11. Die Vitalienbrüder.

Nach S. Smidt, Hamburger Bilder.

Blutigrot stieg am 4. Juli 1402 die Sonne aus den Wellen der Nordsee auf und vergoldete mit ihren Strahlen die Felseninsel Helgoland. Glatt wie ein Spiegel war die Fläche des Meeres, der leise Hauch von Süden brachte eine kaum bemerkbare Bewegung

hervor. Auf den Dünen, die weit umher aus der Flut hervorragten, war ein reges, vielgestaltetes Leben. Auf der Nordseite befanden sich die aus ihren Wohnungen vertriebenen Inselbewohner, die ihre geringe gerettete Habe um sich aufgehäuft hatten und zu dem Plateau des Felsens hinaufstierten, von dem ein schwarzer, dichter Rauch aus den Ruinen ihrer Wohnungen aufstieg. Mehr als dreihundert Bettler standen auf einer schmalen Erdzunge beieinander. Ein ganz anderes Bild bot die Südseite. Hier lag eine Flotte von mehr als vierzig Schiffen vor Anker; von den Gaffeln derselben wehte die blutrote Flagge der Vitalienbrüder, und aus den Verschanzungen ragten die metallenen Kanonen hervor. Auf dem flachen Ufer der Dünen brannten lustige Feuer, und die verwegenen Räuber, die sämtliche nordische Reiche in Furcht und Schrecken setzten, hatten sich in bunten Gruppen um dieselben gelagert. Hoch über alle ragte ihr Führer, der grausenverbreitende Störtebeker, ein friesischer Edelmann. Seine hohe Figur, seine stolze, gebietende Haltung erweckten unwillkürlich Staunen und geheime Scheu. Zu dem allen paßte die zierliche, goldgestickte Scharlachkleidung, und die rote Feder auf dem weißen Sammetbarett nickte vornehm vornüber. Ihm zur Seite saß sein treuer Freund und Unterbefehlshaber, Michael Gödeke, vom Volke gemeinhin Götkemichel genannt, der Schlachter aus Emden, ein kurzer, gedrungener Kerl mit schwarzem, struppigem Barte, Mordlust in den Augen. Er trug ein abgeschabtes blaues Wams und hohe Stiefel, aus einer rohen Kuhhaut geschnitten; an dem breiten ledernen Gürtel hing ein scharfes Messer, dessen Klinge eine kupferne Scheide verbarg. Zu ihnen trat Wigbald, ein überspannter Magister der Universität Oxford. Seine Habgier hatte ihn zum Schurken gemacht. — In diesem Augenblicke schoß ein Boot längs der Düne und landete in der Nähe der drei Piraten. Drei Männer sprangen heraus, die gerade auf den Hauptmann zuschritten. Zwei derselben waren Vitalienbrüder und auf Kundschaft ausgesendet, der Dritte war ein Fremder.

„Nun,“ rief Störtebeker ihnen entgegen, „wie lautet euer Bericht? Was habt ihr gesehen?“

„Genug und übergenug!“ entgegnete der vorderste der Männer. „Bei Cuxhaven ist alles still; aber weiter hinauf soll der Teufel los sein. Wir selbst konnten uns nicht so weit in die Elbe hineinwagen; aber der gute Freund, den wir hier mit uns bringen, hat uns mit Neuigkeiten überschüttet.“

„Wer bist du?“ fragte der Hauptmann, und sein Auge ruhte forschend auf dem Ankömmlinge.

Dieser, ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, dem ein ungewöhnliches Feuer in den Augen brannte, erwiderte: „Harm Friede

ist mein Name und Helgoland mein Geburtsort, wo ich väterliches Erbe besaß; das haben meine Landsleute, einer Schuld wegen, die ich nicht bezahlen konnte, genommen und mich schimpflich von der Insel gejagt. Als ich mich dann nach Hamburg wandte und die Stadt anrief, mir Recht zu verschaffen, lachten sie dort mich aus und meinten, mir sei nach dem Rechte geschehen. Dafür habe ich diesen wie jenen Rache geschworen. Den Helgoländern habt ihr schon den roten Hahn aufs Dach gesetzt. Die Hamburger liegen bei Brunsbüttel und haben es auf Euch abgesehen. Wenn Ihr nun gesonnen seid, einen kecken Streich zu wagen, so kommt! Wir lichten und steuern ihnen entgegen bis Cuxhaven; dort werfen wir die Anker aus und lassen die Nacht vorübergehen. Wenn dann die hochweisen Herren morgen früh uns gerade vor der Nase haben, ist es ein leichtes, sie zu umsegeln und in Grund und Boden zu schießen. Was will ihre Handvoll Schiffe sagen gegen eure vierzig? Dazu, sie fechten um ein Stück Brot, was sich allenthalben verdienen läßt; ihr aber fechtet um euren Kopf, der, wenn er einmal herunter ist, sich nicht wieder annähen läßt." Er netzte den Zeigefinger seiner Rechten und streckte ihn in die Höhe: „Seht Ihr, daß der Zufall Euer Unternehmen begünstigt? Da habt ihr einen Luftzug aus Nordwesten."

„Ja, wahrhaftig, die Brise ist da!" rief Gödeke dazwischen. „Gebt Befehl, Hauptmann, daß wir an Bord kommen und die Anker lichten!"

Der Hauptmann tat sogleich, was Gödeke wünschte. „Hurra!" erscholl es aus mehr denn vierhundert Kehlen zugleich, und alle stürzten an Bord. Bald waren die Anker gelichtet; die weißen Segel dehnten sich vor dem immer frischer wehenden Nordwest aus, und die vierzig Kiele durchschnitten die leicht aufgeregte Flut.

Erschreckt flohen die Bewohner Cuxhavens in ihre Häuser, als sie die Flotte der Vitalienbrüder mit vollen Segeln heranbrausen sahen. Die Glocken wurden angezogen, und alle sanken in die Knie; denn weniger fürchtete man sich vor der Pest als vor der blutroten Flagge dieser Seetyrannen. Man erwartete schon, die Räuber würden an das Ufer stürzen und ihre Spuren mit Raub, Blut und Feuer bezeichnen; aber ihre Segel waren festgeschnürt, und unbeweglich lagen die Schiffe vor ihren Ankern. Die Nacht brach herein; aber umsonst hielt man am Ufer aufmerksame Wacht; eine Totenstille herrschte an Bord.

Harm Friede, der mit einem kleinen Fahrzeuge vorangesegelt war, hatte den Magister von Oxford zum Begleiter erhalten, damit dieser sein Tun bewache. Bald waren beide im eifrigen Gespräche; leise flogen die Worte hinüber und herüber; mit wachsender Gier horchte der schurkische Engländer auf die glänzenden Anerbietungen,

die Harm Friede ihm im Namen des Senats von Hamburg machte, und ließ sich für hohen Lohn bereit finden, den Plan seines Begleiters zu unterstützen.

„Das Geschäft wäre nun völlig abgemacht," sagte Harm Friede und dehnte sich behaglich. „Noch wenige Stunden, und das Werk ist geschehen. Dann hat die Nordsee Frieden vor diesem Gesindel, und der Erwerbfleiß ruhiger Bürger wird nicht mehr gestört. Aber ans Werk, Kamerad! Unsere Arbeit ist erst halb getan."

„Was soll denn noch geschehen zur Stunde der Nacht?" fragte Wigbald. „Wollt Ihr den Argwohn wecken im verwegenen Übermute?"

„O, nicht doch!" entgegnete der Fischer. „Aber soll das Schicksal des morgenden Tages von einem zweifelhaften Gefechte abhängen? Wir müssen unsern wackern Freunden zu Hilfe kommen. Seht hier durch diese Luke! Was erblickt Ihr?"

„Ein leichtes, offenes Boot, in dessen Mitte einen Haufen nassen Sandes, auf demselben ein Feuer und über dem Feuer einen Kessel," antwortete der Magister.

„Nun, so kommt!" rief Harm Friede aufspringend. „In dem Kessel kocht eine Suppe, wovon während der Nacht noch vierzig Schiffe kosten müssen. Ihr wißt das Losungswort und müßt mich begleiten. Ihr betretet den Spiegel jedes Schiffes unter dem Vorwande, der Hauptmann sende Euch, um nachzusehen, ob alles in Ordnung; ich bleibe während der Zeit unten. Länger als jedesmal fünf Minuten dürft Ihr nicht wegbleiben. Vorwärts!"

Sie ruderten fort. Bei dem Schiffe Gödekes hielten sie zuerst an.

„Wer da?" schrie die Deckwache. „Der Höllenbrand von Helgoland!" war die Antwort von unten.

„Passiert!" rief die Wache, und der Magister kletterte die Strickleiter hinan.

Wie ein Blitz fuhr Harm Friede mit der Kelle in den Kessel, in dem geschmolzenes Blei siedete, und goß es in die Angeln des Steuers, so daß, wenn das Blei kalt geworden war, dies fest saß und weder rechts noch links zu wenden war. Kaum hatte er diese Arbeit beendet, als Wigbald zu ihm herunterstieg und beide fortruderten.

Die Runde war bei allen Schiffen gemacht. Das des Störtebeker war das letzte gewesen. Leise trieb das Fahrzeug unter dem Spiegel des Schiffes weg, und kaum hatten sie freies Wasser, als sie die Ruder auswarfen und die Elbe hinauffuhren, fortgetrieben von der mächtig einsetzenden Flut.

Eine majestätische Flotte von achtzehn Segeln dehnte sich auf dem Elbspiegel im Angesichte von Brunsbüttel. Voran lag das Herrenschiff, welches die Führer an Bord hatte. Der Wind war nach Südost

umgesprungen und kräuselte leicht den Wasserspiegel; der Flutengang hatte aufgehört, und die Ebbe war im Anzuge, als ein Boot, von zwei mächtigen Rudern rasch vorwärtsgetrieben, auf das Herrenschiff losschoß. Auf dem Verdecke desselben gingen die Kommandanten des Geschwaders, die würdigen Ratsmitglieder Simon von Utrecht und Nikolaus Schock auf und nieder; sie bemerkten das näherkommende Fahrzeug, und Nikolaus Schock rief: „Die wollen etwas von uns, und wenn ich nicht irre, so ist das unser Helgoländer Fischer Harm Friede."

„Er ist's," entgegnete Simon von Utrecht. „Seht, er winkt uns! Ich bitte Euch, Herr Nikolaus Schock, laßt die Signale geben, daß alle Schiffe sich bereit halten, die Anker zu lichten! Da bricht auch der Südost los. Rasch, Kinder, rasch!"

Eine Kanone wurde an Bord des Herrenschiffes abgefeuert, und die Segelflagge wehte vom großen Topp. An Bord jedes Schiffes wiederholte sich augenblicklich dasselbe Signal; die Besatzungen standen längs den Relingen, des ersten Winks gewärtig. Mittlerweile hatte das Boot das Herrenschiff erreicht, und Wigbald und Harm Friede sprangen auf das Verdeck. Ersterer wurde sogleich unter Gewahrsam gestellt, und der letztere rief: „Eilt, liebe Herren, eilt! Vor Cuxhaven liegt der Störtebeker mit seinen Schiffen; aber die Angeln ihrer Steuer sind mit geschmolzenem Blei zugegossen, und sie können nicht von der Stelle. Eilt jetzt, daß wir sie fangen, ehe sie den Betrug merken und landeinwärts entfliehen; setzt Segel bei, soviel eure Masten zu tragen vermögen!"

Augenblicklich ward das Zeichen gegeben; die Anker stiegen aus der Tiefe; die Segel fielen von den Rahen, und mit der Schnelle des Vogels schossen die Schiffe dahin.

Die Sonne stieg auf und beleuchtete die Flotte der Vitalienbrüder, die noch immer vor Anker lag. Da trat Störtebeker auf das Verdeck, und in demselben Augenblicke kam Michael Gödeke mit seinem Boote heran.

„Was ist es denn," rief er, „daß Ihr so lange schlaft? Wir hätten schon seit einer Stunde den Hamburgern entgegen sein sollen. Wo ist unser wahrsagender Magister mit seinem Fischer? Ich suchte ihn vergebens auf ihrem Schiffe."

„Bei mir ist er nicht," entgegnete Störtebeker.

„Bei mir ist er auch nicht," war die Antwort. „Als du ihn gestern abend spät zu mir schicktest und er allerlei dumme Reden vollführte, befahl ich ihm, sich zu scheren."

„Ich habe ihn nicht zu dir geschickt," entgegnete der Hauptmann kurz.

„Nicht?" rief Michael Gödeke. „Und er sagte doch, er käme von dir. Das schmeckt nach Verrat. Ich bitte dich, laß Nachsuchung halten!"

Es geschah; aber von allen Schiffen kam die Antwort zurück, daß weder Wigbald noch der Fischer sich an Bord befänden.

Zitternd vor Wut und Zorn standen beide Führer einander gegenüber; da ward auf einmal, eine Biegung der Küste umsteuernd, die Hamburger Flotte sichtbar, welche mit äußerster Schnelligkeit auf sie zufuhr.

„Verräterei! Hier gibt es ein Unglück," rief Michael Gödeke. „Die Segel los! Zum Ankerwinden ist keine Zeit. Kappt die Taue und setzt Leinwand, damit wir hohe See gewinnen; hier ist zum Schlagen nicht Raum."

Rasch hatten scharfe Äxte die Taue durchschnitten, und die breiten Segel stiegen empor. Aber Angst und Schrecken wurden allgemein, als die Steuer unbeweglich blieben; ein ohnmächtiges Geschrei erhob sich von allen Seiten, die Verräter zu vernichten; aber mit diesem Schrei war der letzte Mut, die letzte Besonnenheit von den Räubern gewichen. Die Schiffe waren der Willkür der Elemente preisgegeben; der Strom trieb sie durcheinander; der Wind faßte ihre Segel und warf sie hier- und dorthin; ein Fahrzeug rannte auf das andere; mehrere stießen auf den Strand.

Unterdessen war das hamburgische Geschwader herbeigekommen und schloß die Vitalienbrüder ein. Ein mörderischer Kampf begann. Aber endlich siegten die Beharrlichkeit und kaltblütige Tapferkeit der Angreifenden über die verzweifelnde Notwehr der Räuber; keiner entkam, die meisten wurden niedergemacht, hundertundfünfzig, unter denen die beiden Hauptanführer, lebendig gefangen; die vierzig Schiffe gingen in Flammen auf. Als die mörderische Schlacht vorüber und das Verdeck des Herrenschiffes vom Blute gesäubert war, nahten sich Simon von Utrecht und Nikolaus Schock dem Helgoländer Fischer, der bescheiden am großen Maste lehnte, überhäuften ihn mit Lobsprüchen und fragten, was die Stadt ihm zuliebe tun könne.

„Edle Herren," begann er, „was ich getan, belohnt sich wohl selbst. Auch brauche ich nichts; denn ich habe ein Fahrzeug und Netze, die mich nähren; weiter ist nichts vonnöten." Da trat Wigbald aus der Menge hervor und sagte: „Hier bin ich auch und bitte, daß mir gegeben werde, was mir versprochen worden."

„Sieh da, der Magister von Oxford!" rief Harm mit ernstem Gesichte. „Edle Herren, soll dieser Mensch frei unter Gottes Sonne umhergehen? Er ist schlechter als alle seine Genossen; denn er hat mit ihnen geraubt und gesengt und sie obendrein verraten."

„Wohl wahr," entgegnete Nikolaus Schock, „aber er hat das Wort eines hamburgischen Ratmanns empfangen, und das ist unverletzlich." —

„So?" sprach Harm Friede. „Nun, so haltet dem Schurken, was ihr ihm versprochen habt! Ich habe ihm nichts zugesagt. Was ich dir zugedacht habe," rief er, hastig auf Wigbald zuschreitend, „soll dir nicht entgehen." Und ehe jener ausweichen konnte, packte er ihn mit der Hand an der Kehle, drückte diese eng zusammen und warf ihn, weit über den Bord hinweg, in den Strom.

## 12. Lebenslauf und Leidensgeschichte eines Pferdes.

Nach Theodor Fontane.

Es war Anfang März, bei einem recht garstigen Sudelwetter, als ich in den Berliner Straßen viele Geschäftsgänge zu machen hatte. Schwere Schneeflocken fielen auf die nassen Straßen, und überall sah man auf dem glatten Asphalt, oft auch auf dem Steinpflaster, gestürzte Pferde und solche, welche ihre Last nicht vorwärtszubringen vermochten. Die Knie zitterten den armen Tieren, die Flanken flogen, und bei jedem Ansatz rutschten sie mit ihren Hufeisen, welche nur selten mit Krampen und Stollen versehen waren, immer wieder aus. Zur Ehre der Berliner muß man sagen, daß sie sich nicht selten an die Lastwagen anstemmten, um die armen Tiere zu unterstützen und die oft sehr schweren Lasten in erste Bewegung zu setzen.

Als ich von der Leipziger Straße in die Markgrafenstraße einbog, sah ich in einiger Entfernung einen Haufen Leute ein gestürztes Pferd umstehen, ein armes abgetriebenes, ein wahres Jammertier. Dabei saß ein Mann und hatte Hals und Kopf des Pferdes auf seinen Knien liegen. Ich hörte ihn sagen: „Hans, Hans, mein armer Hans!" Das Tier versuchte noch einmal den Hals zu heben, blickte den Mann unendlich traurig an, ließ dann den Kopf wieder fallen und — war tot.

Der rohe Knecht des Sandwagens fuhr den fremden Mann grob an: „Was wollen Sie denn noch? Sie sehen doch, daß es tot ist. Machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

Der Mann erhob sich und ging gesenkten Hauptes traurig seiner Wege. Ich hörte ihn noch sagen: „Das ist der Lohn für ein treues, tapferes Soldatenpferd." Diese Worte fielen mir auf, der Mann und das Pferd interessierten mich, und ich sprach ihn, neben ihm hergehend, an: „Sie kennen wohl dieses Pferd seit länger?" „Jawohl, ich kenne es, ich habe es aufgezogen und hab' es 1870 und 1871 während des Feldzuges geritten."

Ich ersuchte den Mann, mir Näheres über das Tier zu sagen. Mit Unterbrechungen, stoßweise — denn dem Manne war das Weinen nahe — erzählte er mir folgendes:

„Ich war bei einem Rittergutsbesitzer in Ostpreußen Pferdeknecht und habe dieses Tier aufgezogen. Nie habe ich ein gutmütigeres, lustigeres und glücklicheres Tier gesehen, als mein Hänschen war. Es lief mir und seiner Mutter überallhin nach, und durfte es nicht mit, so war die Freude beim Wiedersehen gar groß. Es wieherte nicht mehr, es schrie vor Freude. Einen guten Freund hatte es in einem gleichaltrigen Fohlen des Grenznachbars, von dem wir durch eine lebende Hecke getrennt waren. Beide Tiere liefen oftmal des Tages zusammen oder reckten und schoben die Köpfe über der Hecke zusammen und rieben sich mit den Köpfen. — Der Gutsherr gab dem Hänschen jeden Morgen ein Stück Zucker. Davon wollte aber Hänschen immer mehr als ein Stück haben, und es kletterte deshalb dem guten Herrn in die oben gelegene Wohnung nach. Später, wenn der Herr nicht zur gewohnten Zeit in den Hof kam, erstieg es die Treppe und öffnete sich geschickt die Tür des Wohnzimmers, indem es das Maul auf die Klinke drückte, trat dann neben den Frühstückstisch und forderte sozusagen seine Zuckerstücke.

Später war es ein gutes Reit- und Wagenpferd. Mein gnädiger Herr hätte es verkaufen können für einen ziemlich hohen Preis, aber er gab es nicht fort, weil ihm das lustige, hübsche Tier selbst gut gefiel. — Als der Krieg 1870 ausbrach, war ich schon Reservist; der Sohn meines Gutsherrn war Leutnant bei den Garde-Dragonern. Ich kam zu seiner Schwadron und ward sein Bursche. Beim Ausrücken gab mir mein Herr den Hans als Reitpferd.

Mein Herr Leutnant hatte zwar ein edleres Pferd, aber da es sich im Krieg nicht um Wettrennen handelt, so war mein lieber Hans doch gleichwertig; denn er war ausdauernd und immer unternehmend und lustig.

Meine Schwadron war bei der blutigen Attacke von Vionville, wo wir die eindringende Infanterie zum Stehen bringen mußten, bei dem dreimaligen Ritt zur Hälfte gefallen. Mein Herr Leutnant und ich blieben mit unseren Pferden unversehrt. Auch bei einem zweiten Gefecht bei Loigny überritten wir ein französisches Husarenregiment, und wieder blieben wir vier unversehrt. Bei Sedan, am 30. August, erhielt mein Hans aber einen Streifschuß, den weder ich noch Hans beachteten; in zwei Tagen war er wieder heil. Am 1. September aber, als unser Regiment eine ausbrechende französische Infanteriebrigade festzuhalten und zurückzutreiben hatte, kam unsere Schwadron zu weit an den Feind. Wir erhielten Feuer sogar von

hinten, mußten Kehrt machen und durch die feindliche Infanterie brechen. Mein Hans erhielt dabei einen Schuß in die Schulter und einen Schuß in den Hinterfuß. Von unserer Schwadron fehlten nach der Sammlung 38 Mann. Trotz der beiden Wunden trabte mein braver Hans am selben Tage noch stramm in Reih und Glied; am andern Tage aber trat er nur noch mit drei Füßen auf. Er wurde zeitweilig zurückgestellt, war aber nach acht Tagen wieder dienstfähig, wenigstens nach dem Urteil unseres Roßarztes. Ich freilich merkte sofort, daß mein Hans etwas Dauerndes weg hatte. Gleichwohl hielt er den ganzen Feldzug noch mit aus und marschierte mit mir, wenn auch nur für mich erkennbar, immer etwas mehr lahmend, in Berlin am 16. Juni 1871 ein. Welch ein Tag! Ich hätte an diesem Tage meinen guten, tapfern, treuen Hans hundertmal küssen mögen; denn er war es, der diesen Triumph verdiente; er war es, der mich rettete; er hatte es fertig gebracht, daß ich noch lebend zu meinen Eltern und Geschwistern zurückkehren konnte.

Als ich später einmal in meine Garnison in Geschäften zurückkehrte, erkundigte ich mich nach meinem Hans. Dieser war als dienstuntauglich mit seinem immer mehr lahmenden Hinterfuß ausrangiert und an einen Berliner Pferdehändler verkauft worden. Später erfuhr ich, daß er als Droschkengaul in Berlin herumlief. Ich selbst kam später nach Berlin als Fuhrknecht in eine Fabrik und sah meinen Hans einige Male mit seiner Droschke an mir vorübertraben. Dann verlor ich ihn jahrelang aus den Augen bis heute; er war offenbar auch als Droschkengaul nicht mehr zu gebrauchen und wurde dann — das Los aller alten Pferde — im Stein- und Sandfuhrwerk verwandt, wo die armen Tiere bis auf die Knochen ausgeschunden werden. Wie glücklich sind dagegen die Zugrinder! Diese werden, wenn sie als Zugtiere nicht mehr kräftig genug sind, gemästet und geschlachtet. Der arme Gaul dagegen wird jahrelang totgemartert und bis ins höchste Alter ausgeschunden. Jeder Schritt ist ihm zuletzt eine Qual, und nachts kann er nicht einmal liegend ausruhen und schlafen, er wagt sich nicht mehr niederzulegen, weil er weiß, daß er nicht mehr aufstehen kann; wahrhaftig ein jahrelanges, qualvolles Sterben.

Wie ich Ihnen schon sagte, verlor ich meinen lieben Hans ganz aus den Augen bis heute, und wie ich ihn wiederfand, haben Sie ja gesehen: ausgehungert, mißhandelt, ausgeschunden bis auf die Knochen und dann jammervoll zusammengebrochen, — „verreckt" heißen es die Menschen. Das ist der Dank der Menschen für die großen Dienste eines Tieres. Ist das gerecht, ist das christlich von den Menschen?"

Bei diesen Worten liefen dem Manne die Tränen über die Wangen, und er humpelte mit seinen schweren Stiefeln, den Kopf gesenkt, neben mir die Leipziger Straße entlang. Als ich ihn fragte, wie es denn ihm ergangen sei nach dem Kriege und wie er jetzt dran sei, machte er eine abwehrende Handbewegung.

„Auch mir geht es herzlich schlecht. Ich habe drei Kinder und eine kranke Frau, aber doch erwerbe ich so viel, um alle vier satt zu füttern. Ich beklage mich nicht und habe kein Recht dazu, wenn ich an die Millionen armer Gäule denke, die meist enden wie mein guter, braver Hans."

Dabei wandte er sich von mir ab und schlug seinen Weg in eine Seitenstraße ein. Ich sah ihm noch lange nach, wie er traurig, mit vorgebeugtem Kopf und beinahe gekrümmtem Rücken sich in der Ferne unter dem Menschengewühl verlor.

## 13. Mann über Bord.

P. Heims, Im Rauschen der Wogen, im Branden der Flut.

Es war eine rauhe, stürmische Spätherbstnacht, und noch dazu im Skagerrak, jenem ungastlichsten Gewässer unter vielen. S. M. Korvette — nennen wir sie „Arkturus" — dampfte mit etwa anderthalb deutschen Meilen Fahrt gegen den hohen Seegang an. Draußen war's dunkle, greifbare Nacht. „Seekadett Heimmüller, gehen Sie ins Großwant, und sehen Sie aus nach dem Leuchtfeuer von Hirtsholm!" sagte der wachthabende Offizier zu einem der vier wachegehenden Seekadetten. — „Zu Befehl." — Heimmüller nimmt seinen Kieker (Fernrohr) unter den Arm und entert ein Stückchen auf im Großwant. Er schlägt seinen Arm um das Want und mustert eifrig den nächtlichen Horizont — aber das Schiff liegt zu unruhig, stampfend und schlingernd; der Kieker will nicht in der richtigen Lage bleiben und tanzt ärgerlich auf und ab. „Vielleicht, wenn ich ihn festbinde," denkt Heimmüller. Gedacht, getan. —

Ein Viertel nach drei Uhr hat er den Befehl ausgeführt. Um vier Uhr ist Wachwechsel. — „Wo ist Heimmüller?" fragt der abgelöste Offizier, als er nur drei Seekadetten nach unten gehen sieht. Keiner hat ihn gesehen. Von böser Ahnung gepackt, eilt er ans Steuerbord-Großwant: ja, da sieht er den angebundenen Kieker, aber keinen Seekadetten! Es ist furchtbare Wahrheit: der unglückliche junge Mann ist ausgeglitten und auf der schrägen Bahn ins Wasser geschossen oder beim Überholen des Schiffes in einem unbewachten Augenblick abgeschwenkt worden; beim Rauschen der See und der tiefen Dunkelheit hat keiner etwas davon gemerkt. —

Sofort wird dem Kommandanten die traurige Mitteilung gemacht, und dieser — ein recht greifbarer Beweis dafür, daß man nicht mit sogenannten Unmöglichkeiten sich entschuldigen soll — gibt augenblicklich den Befehl, das Schiff zu wenden und, auf Hoffnung wieder Hoffnung, denselben Kurs zurückzudampfen, den man in der letzten Stunde gemacht hat. Es geschieht so genau, wie das eben nur möglich ist in freier See, wo tausend Fuß mehr oder weniger nach Steuerbord oder Backbord, dort wo jede Marke fehlt, gar nicht in Betracht kommen, und wo noch dazu Wind und Seegang unbemerkt ein Schiff weit abtreiben können. Dreiviertel Stunden etwa ist es her, wenigstens eine halbe zurück; nicht zu schnell dampfen, daß ihn der vorbeischnaubende Arkturus nicht unbemerkt zur Seite oder hinter sich läßt, neue Verzögerung verursachend, falls er, was rein unglaublich, überhaupt noch lebt, — kurz, hat es je ein Gotteswunder gegeben, war's diese Lebensrettung. —

Heimmüller war wirklich vom Want ab ins Wasser geschleudert worden. Ein mutiger, kräftiger Mann und vorzüglicher Schwimmer, befiehlt er sich Gott, wie er aus dem kalten, hochgehenden Salzwasser auftaucht und sieht, wie die dunkle Masse des Arkturus in der dunklen Nacht verschwindet. Allein in der furchtbaren, rauschenden, nächtlichen Einsamkeit; um ihn her der Tod, der sichere, kalte, langsame Tod! Daheim Vater, Mutter und Schwestern — — ahnen sie, daß ihr Liebling draußen über der grausen Tiefe, allein, verlassen mit dem Sterben ringt? — Haben sie ihm als Engelwache geflügelte Gebete nachgesendet? — Und er schwimmt und rudert und ringt unverdrossen. Geübt in allem körperlichen Spiel und jedem gewandten Tun, entledigt er sich zuerst des dicken Flausjacketts, das er auf dem Wasser vor sich ausbreitet, so eine wertvolle Stütze für die Hände gegen das Untersinken gewinnend, wenn er schwach werden sollte; allmählich auch der andern lästigen, weil mit Wasser sich füllenden Kleidungsstücke. — Aber nun fühlt er auch, wie sein Blut allmählich erstarrt in der kalten Flut; krampfhaft schwimmt er, um sich warm zu halten — wozu? Er muß ja doch sterben. Über ihn spülen die Seen. Oben kein Licht und kein Sternlein, oder schnell decken es die finstern, jagenden Wolken wieder — es geschehen keine Zeichen und Wunder mehr — ja einer, der auf dem See ging im Sturm — hu, wie schauert die Kälte durch sein Gebein! Ist das schon der Tod? — Wie lange Zeit ist vergangen? Wie lange kann er's noch aushalten?

Da — was ist dort? Ein roter und ein grüner Stern — aber ganz in der Ferne — neues Leben, neue Wärme strömt von dem stärker aufschlagenden Herzen durch seine Adern. Aber er kann nicht

mehr die steifen Glieder rühren; nur der Flaus, auf den er beide Arme gelegt, mit dem er auf und unter taucht, hält ihn noch — noch geht's — aber — Herrgott, eine neue Angst: — die Lichter werden größer und größer und leuchten furchtbar grell, kommen näher und näher; sie kommen ja gerade auf ihn zu, daß ihn der Vorsteven treffen, zermalmen muß, ihn, den Regungslosen, Todmatten . . . Da klingt es wie der Taktschlag von Rudern dicht bei ihm, sein Name schallt durch die furchtbare Nacht — mit letzter Kraft schreit er laut, gellend auf — nun schießt's heran — ein vielstimmiger Jubelruf aus dem Kutter — der Tod läßt seine Beute — und sie ziehen den Ohnmächtigen, Leblosen ins Boot! — Zwei Tage nachher tat er wieder Dienst. — Ich habe die Erzählung aus seinem eigenen Munde, der jetzt geschlossen ist. Und der Zeugen sind viele: Geschehen doch noch Zeichen und Wunder? —

---

# II. Märchen.

## 14. Das kleine bucklige Mädchen.

R. v. Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen.

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das war sehr klein und blaß und wohl etwas anders wie andere Kinder. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute stehen, sahen dem Kinde nach und raunten sich etwas zu. Wenn dann das kleine Mädchen seine Mutter fragte, weshalb die Leute es so sonderbar ansähen, entgegnete die Mutter jedesmal: „Weil du ein so wunderhübsches, neues Kleidchen anhast." Darauf gab sich die Kleine zufrieden. Kamen sie jedoch nach Hause zurück, so nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es wieder und immer wieder und sagte: „Du lieber, süßer Herzensengel, was soll aus dir werden, wenn ich einmal tot bin? Kein Mensch weiß es, was du für ein lieber Engel bist; nicht einmal dein Vater!"

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank, und am neunten Tage starb sie. Da warf sich der Vater des kleinen Mädchens verzweifelt auf das Totenbett und wollte sich mit seiner Frau begraben lassen. Seine Freunde jedoch redeten ihm zu und trösteten ihn; da ließ er es, und nach einem Jahre nahm er sich eine andere Frau, schöner, jünger und reicher als die erste, aber so gut war sie lange nicht.

Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, seit seine Mutter gestorben war, jeden Tag von früh bis abends in der Stube auf dem Fensterbrett gesessen; denn es fand sich niemand, der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch blässer geworden, und gewachsen war es in dem letzten Jahre gar nicht.

Als nun die neue Mutter ins Haus kam, dachte es: „Jetzt wirst du wieder spazieren gehen, vor die Stadt, im lustigen Sonnenschein auf den hübschen Wegen, an denen die schönen Sträucher und Blumen stehen, und wo die vielen geputzten Menschen sind.“ Denn es wohnte in einem kleinen, engen Gäßchen, in welches die Sonne nur selten hineinschien; und wenn man auf dem Fensterbrette saß, sah man nur ein Stückchen blauen Himmel, so groß wie ein Taschentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, vormittags und nachmittags. Dazu zog sie jedesmal ein wunderschönes buntes Kleid an, viel schöner, als die alte Mutter je eins besessen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm sie nie mit sich.

Da faßte sich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es sie recht inständig, sie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter schlug es ihr rund ab, indem sie sagte: „Du bist wohl nicht recht gescheit! Was sollen wohl die Leute denken, wenn ich mich mit dir sehen lasse? Du bist ja ganz bucklig. Bucklige Kinder gehen nie spazieren, die bleiben immer zu Hause.“

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz still, und sobald die neue Mutter das Haus verlassen, stellte es sich auf einen Stuhl und besah sich im Spiegel; und wirklich, es war bucklig, sehr bucklig! Da setzte es sich wieder auf sein Fensterbrett und sah hinab auf die Straße und dachte an seine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hatte. Dann dachte es wieder an seinen Buckel:

„Was nur da drin ist?“ sagte es zu sich selbst, „es muß doch etwas in so einem Buckel drin sein.“

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch blässer und so schwach geworden, daß es sich gar nicht mehr auf das Fensterbrett setzen konnte, sondern stets im Bett liegen mußte. Und als die Schneeglöckchen ihre ersten grünen Spitzchen aus der Erde hervorstreckten, kam eines Nachts die alte gute Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel aussähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen tot.

„Weine nicht, Mann!“ sagte die neue Mutter. „Es ist für das arme Kind so am besten!“ Und der Mann erwiderte kein Wort, sondern nickte stumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herabgeflogen, setzte sich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Türe wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er sei gekommen, um es zu seiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen schüchtern, ob denn bucklige Kinder auch in den Himmel kämen. Es könne sich das gar nicht vorstellen, weil es doch im Himmel so schön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: „Du gutes, liebes Kind, du bist ja gar nicht mehr bucklig!" und berührte ihm den Rücken mit seiner weißen Hand. Da fiel der alte garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche, weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchsten Platze im Himmel aber saß seine gute alte Mutter und breitete ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade auf den Schoß.

## 15. Pechvogel und Glückskind.

R. v. Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen.

In einer kleinen Stadt, nicht weit von dem Orte, wo ich wohne, lebte einmal ein junger Mann, dem alles zum Unglück ausschlug, was er anfing. Sein Vater hatte Pechvogel geheißen, und so hieß er denn auch Pechvogel. Beide Eltern waren ihm früh gestorben, und die lange, dürre Tante, die ihn damals zu sich genommen hatte, prügelte ihn jedesmal, wenn sie aus der Messe kam. Da sie nun aber jeden Tag in die Messe ging, so prügelte sie ihn eben auch alle Tage. Er hatte aber auch wirklich sehr viel Unglück. Denn wenn er ein Glas trug, fiel es ihm gewöhnlich hin; und wenn er dann weinend die Scherben auflas, schnitt er sich stets in die Finger.

So ging es in allen Dingen. Zwar die lange Tante starb eines Tages, und er pflanzte um ihr Grab so viel Büsche und Bäume, als wenn er auf ihnen noch einmal alle die Stöcke ziehen wolle, die sie auf seinem Rücken zerschlagen hatte; aber sein Unstern schien mit jedem Jahre nur mehr und mehr zuzunehmen. Da bemächtigte sich seiner eine große Traurigkeit, und er beschloß in die weite Welt zu gehen. „Schlechter kann's nimmer werden," dachte er; „vielleicht wird's besser." Er steckte daher seine ganze Barschaft in die Tasche und wanderte zum Tor hinaus.

Vor dem Tor auf der steinernen Brücke blieb er noch einmal stehen und lehnte sich über das Geländer. Er sah in die Wellen hinab, die reißend an den Pfeilern vorbeischäumten, und es wurde ihm gar wehmütig ums Herz. Es war ihm fast, als wenn es ein Unrecht wäre, die Stadt, in der er so lange gelebt, zu verlassen. Und vielleicht hätte er noch lange so gestanden, wenn ihm nicht plötzlich der Wind den Hut vom Kopfe geweht und in den Fluß geworfen hätte. Da erwachte er aus seinen Träumen, aber der Hut war schon unter der Brücke fortgeschwommen und tanzte auf der andern Seite mitten im Strom; und jedesmal, wenn ihn eine Welle hochhob, schien er höhnisch zurückzurufen: „Adieu, Pechvogel! Ich reise; bleibe du zu Hause, wenn du Lust hast!"

So machte sich denn Pechvogel ohne Hut auf den Weg. Lustige Gesellen zogen oft genug singend und jubilierend an ihm vorüber und luden ihn ein, in Gemeinschaft mit ihnen die Wanderschaft fortzusetzen. Doch er schüttelte jedesmal traurig den Kopf und sagte: „Ich passe nicht zu euch und würde euch nicht viel Glück bringen! Außerdem heiße ich Pechvogel!" Sobald sie diesen Namen hörten, wurden die lustigen Burschen ernsthaft und verlegen und machten sich eiligst aus dem Staube. Erreichte er abends müde ein Wirtshaus und saß er an einer einsamen Ecke des Schenktisches, den Kopf auf die Hand gestützt und vor sich den zinnernen Krug mit Wein, der nimmer leer werden wollte, so trat wohl zuweilen das Wirtstöchterlein leise zu ihm heran, tippte ihn auf die Schulter, daß er sich erschrocken umdrehte, und fragte, warum er so traurig sei. Wenn er aber dann seine Geschichte erzählte und gar seinen Namen nannte, schüttelte sie den Kopf, ging zu ihrem Spinnrad zurück und ließ ihn allein sitzen und seinen Gedanken nachhängen.

Nachdem Pechvogel mehrere Wochen lang gewandert war, ohne recht eigentlich zu wissen, wohin, kam er eines Tages an einen wundervollen großen Garten, der von einem hohen vergoldeten Geländer umgeben war. Durch das Geländer hindurch sah man uralte Bäume und niedriges Buschwerk abwechselnd mit großen Rasenplätzen. Dazwischen schlängelte sich ein Bach, über den eine Menge kleiner Brücken führten. Zahme Hirsche und Rehe spazierten auf den gelben Sandwegen umher, kamen bis ans Gitter, steckten ihre Köpfe heraus und fraßen ihm das Brot aus der Hand. In der Mitte des Gartens aber sah man aus den Bäumen ein stattliches Schloß hervorragen. Die silbernen Dächer blitzten in der Sonne, und von den Türmen wehten bunte Fahnen und Banner. Er ging das Geländer entlang; endlich fand er einen großen, offenstehenden Torweg, von dem eine lange schattige Allee gerade auf das Schloß führte. Im Garten

selbst war alles still, kein Mensch ließ sich sehen oder hören. Am Tor hing eine Tafel. „Aha!“ dachte er, „wie gewöhnlich! wenn man an einem recht schönen Garten vorbeikommt, wo die Tore einladend offen stehen, dann hängt immer eine Tafel daneben, worauf steht, daß der Eintritt verboten ist.“ Zu seiner großen Überraschung sah er jedoch, daß er sich diesmal täuschte; denn auf der Tafel stand weiter nichts als: „Hier darf nicht geweint werden!“ „So, so,“ sagte er, „eine närrische Inschrift,“ zog das Taschentuch heraus und rieb sich ein wenig die Augen; denn er war nicht ganz sicher, ob nicht in einer Ecke irgendwo doch eine halbe Träne sitzen geblieben sei. Darauf trat er in den Garten ein. Der große breite Weg, der schnurstracks aufs Schloß zulief, machte ihn beklommen. Er schlug lieber einen Seitengang mitten zwischen hohen Jasmin- und Rosenhecken ein. Den verfolgte er und gelangte in einen kleinen Wald, aus dem ein Weg mit vielen Windungen zu einem Hügel hinaufführte. Als er jetzt abermals um eine Ecke bog, lag die Spitze des Hügels vor ihm, und auf dem Hügel im Grase saß ein wunderschönes Mädchen.

Sie hatte eine goldene Krone auf dem Schoße, auf die sie fortwährend hauchte. Dann nahm sie ihre seidene Schürze, rieb die Krone mit ihr, und als sie sah, daß sie wieder ganz blank wurde, klatschte sie vor Freude in die Hände, strich sich ihre langen Haare hinter die Ohren und setzte sich die Krone wieder auf.

Dem armen Pechvogel überfiel bei ihrem Anblicke eine sonderbare Angst. Sein Herz klopfte so laut, als wenn es zerspringen wollte. Er trat hinter einen Busch und bückte sich nieder. Aber es war eine Berberitze, und ein Zweig legte sich ihm gerade quer übers Gesicht. Und wie der Wind den Busch leise hin und herbewegte, kitzelte ihm ein Dorn fortwährend an der Nasenspitze herum, so daß er laut niesen mußte. Erschrocken drehte sich das Mädchen mit der Krone um und sah Pechvogel hinter dem Busche kauern.

„Warum versteckst du dich?“ rief sie. „Willst du mir etwas Böses tun, oder fürchtest du dich vor mir?“

Da trat Pechvogel zitternd wie Espenlaub hinter dem Busch hervor.

„Du tust mir nichts!“ sagte sie lachend. „Komm her, setze dich ein wenig zu mir; meine Gespielinnen sind alle fortgelaufen und haben mich allein gelassen. Du kannst mir etwas recht Hübsches erzählen, aber was zum Lachen! Hörst du? — Aber du siehst ja so traurig aus! Was fehlt dir denn? Wenn du kein so finsteres Gesicht machtest, wärst du wirklich ein ganz hübscher Mensch.“

„Wenn du es haben willst," antwortete Pechvogel, „will ich mich wohl einen Augenblick zu dir setzen. Aber wer bist du denn? Ich habe ja mein Lebtag noch nie etwas so Schönes und Herrliches gesehen wie dich!"

„Ich bin die Prinzessin Glückskind, und dies ist meines Vaters Garten."

„Was machst du denn hier so allein?"

„Ich füttere meine Rehe und Hirsche und putze meine Krone."

„Und nachher?"

„Dann füttere ich meine Goldfische!"

„Und wenn du damit fertig bist?"

„Dann kommen meine Gespielinnen wieder, und dann lachen wir und singen und tanzen!"

„Ach, was du für ein glückseliges Leben führst! Und das geht so alle Tage?"

„Ja, alle Tage! Nun sage aber auch einmal, wer du bist und wie du heißt?"

„Ach, allerschönste Prinzessin, verlangt nur das nicht von mir! Ich bin der allerunglücklichste Mensch unter der Sonne und habe den allerhäßlichsten Namen."

„Pfui!" sagte sie, „ein häßlicher Name ist sehr häßlich! In meines Vaters Ländern gibt es einen, der heißt Entengrütze, und einen andern, der heißt Fettfleck; du wirst doch nicht etwa so heißen?"

„Nein," antwortete er, „Entengrütze heiße ich nicht, auch nicht Fettfleck. Mein Name ist noch viel häßlicher. Ich heiße Pechvogel."

„Pechvogel? Das ist ja zum Totlachen! Kannst du denn keinen andern Namen kriegen? Höre, ich will mir einmal einen recht hübschen Namen für dich ausdenken, und dann will ich meinen Vater bitten, daß er dir erlaubt, ihn zu tragen. Mein Vater kann alles, was er will. Denn er ist König. Aber nur unter der Bedingung tu' ich es, daß du ein ganz vergnügtes Gesicht machst! Nimm doch die Hand vom Gesicht; du mußt dir nicht immer so an der Nase herumzupfen! Du hast eine ganz hübsche Nase und wirst sie dir noch ganz und gar verderben. Streich' dir einmal die Haare aus der Stirn! So! Nun siehst du doch einigermaßen vernünftig aus. — Sage einmal, warum bist du eigentlich so traurig? Denn ich bin immer vergnügt, und jeder, mit dem ich rede, freut sich. Nur dir sieht man's gar nicht an!"

„Warum ich so traurig bin? Weil ich mein ganzes Leben traurig war und stets Unglück habe. Und du bist immer lustig? Wie fängst du das an?"

„Mich hat eine Fee über die heilige Taufe gehalten, der hatte mein Vater früher einmal einen großen Dienst erwiesen. Sie nahm mich auf den Arm, küßte mich auf die Stirn und sagte zu mir: Du sollst immerdar fröhlich sein und alle Welt fröhlich machen. Wenn dich ein recht trauriger Mensch ansieht, soll er sein Unglück vergessen! Glückskind sollst du heißen! — Dich aber hat wohl keine Fee geküßt?"

„Nein, nein!" antwortete er hastig, „niemals!"

Darauf wurde die Prinzessin sehr still und nachdenklich und sah ihn mit ihren großen blauen Augen so sonderbar an, daß es ihm eiskalt den Rücken hinunterlief. Dann hub sie wieder an:

„Ob es wohl immer eine Fee sein muß? Eine Prinzessin ist auch etwas. Komm her, knie dich einmal hin; denn du bist mir zu groß."

Darauf trat sie lachend vor ihn hin, gab ihm einen Kuß und lief lachend fort.

Ehe sich Pechvogel noch recht besinnen konnte, war sie verschwunden. Langsam stand er auf. Es war ihm, als wenn er aus einem Traume erwachte; und doch fühlte er, daß es kein Traum sein könne, denn eine wunderbare Fröhlichkeit war über sein Herz gekommen. „Wenn ich nur meinen Hut hätte," sagte er, „daß ich ihn in die Luft werfen könnte. Vielleicht finge er an zu trillern und flöge davon! Zumut ist mir's so. Ich glaube wirklich, ich bin lustig. Das wäre doch zu merkwürdig." — Er pflückte sich noch einen großen Blumenstrauß im Garten und wanderte singend die Landstraße weiter.

Sobald er in die nächste Stadt kam, kaufte er sich ein rotsamtnes Wams mit Atlasschlitzen und ein Barett mit einer langen weißen Feder, besah sich im Spiegel und sagte: „Pechvogel heiße ich? Wir wollen doch sehen, ob ich nicht einen anderen Namen bekomme. Aber den schönsten, den es gibt, sonst nehm ich ihn nicht." Dann stieg er auf ein Pferd, gab ihm die Sporen, daß es lustig dahintanzte, und setzte seine Reise fort.

Prinzessin Glückskind aber, nachdem sie dem Pechvogel den Kuß gegeben hatte, lief und lief. Dann ging sie langsamer und langsamer, und zuletzt setzte sie sich auf eine Bank unweit vom Schlosse und fing an bitterlich zu weinen. Als ihre Gespielinnen zurückkehrten und sie fanden, weinte sie immer noch. Sie versuchten sie zu trösten, aber es half nichts. Da liefen sie in ihrer Angst zum König und riefen: „Um Gotteswillen, Herr König! Ein Unglück für das ganze Land! Prinzessin Glückskind sitzt im Garten und weint, und niemand kann ihr helfen." Als dies der König hörte, wurde er vor Schrecken blaß und sprang eilig die Treppe in den Garten hinunter. Da saß die Prinzessin weinend auf der Bank und hatte die Krone auf dem Schoß, und es waren auf sie so viele Tränen gefallen, daß sie in der Sonne

blitzte, als wenn sie mit tausend Diamanten besetzt wäre. Der König nahm seine Tochter in den Arm und tröstete sie und redete ihr zu; aber sie weinte immer fort. Er führte sie in das Schloß und ließ ihr aus dem ganzen Lande alles, was es nur Schönes und Kostbares gab, kommen; doch sie blieb traurig; und so oft er sie auch bat, ihm doch zu sagen, welch ein schweres Herzeleid ihr widerfahren sei, sie antwortete nicht. Aber der König fragte immer wieder, und zuletzt mußte sie es sagen; und sie erzählte, wie sie im Garten gesessen und wie ein junger Mensch gekommen wäre, der so überaus traurig ausgesehen, und wie sie ihn geküßt hätte, um zu sehen, ob er dadurch nicht vielleicht etwas fröhlicher würde.

Da schlug der König die Hände über den Kopf zusammen. „Einen fremden, hergelaufenen Menschen; wahrscheinlich einen ganz gewöhnlichen Handwerksburschen! Mit schlechten Kleidern; und dazu noch ohne Hut! Es ist unglaublich!"

„Er dauerte mich so sehr!"

„Ein hübscher Grund für eine Prinzessin, den ersten besten Strolch zu küssen! Und Pechvogel heißt er? Unerhört! Aber den Menschen muß ich haben, und wenn ich ihn habe, wird er geköpft. Das ist die allergeringste Strafe, die ihn treffen kann!"

Darauf befahl der König seinen Reitern, das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und auf den armen Pechvogel zu fahnden.

„Wenn ihr einen jungen Menschen findet, der aussieht, als hätten ihm die Mäuse das Brot weggefressen, und keinen Hut hat, der ist's! den bringt ihr sofort hierher!"

Und die Reiter stoben auseinander wie Spreu, in die der Wind fährt, und durchzogen das ganze Land. Manche von ihnen kamen auch an Pechvogel vorbei, der in seiner vornehmen Kleidung stolz auf dem Pferde saß; aber sie erkannten ihn nicht, und die meisten von ihnen kehrten unverrichteter Dinge in das Schloß zurück, wo sie der König zornig anfuhr und alberne, ungeschickte Menschen schalt, die zu gar nichts zu gebrauchen seien. Die Prinzessin aber blieb traurig wie zuvor und kam jeden Mittag mit verweinten Augen zu Tisch; und der König tat auch weiter nichts, als daß er immer wieder seine schöne traurige Tochter ansah, und ließ darüber Suppe und Braten kalt werden.

So ging es Woche um Woche. Eines Tages jedoch entstand plötzlich ein Lärmen auf dem Schloßhofe. Alles lief zusammen, und ehe noch der König Zeit gehabt, ans Fenster zu treten, um nach der Ursache zu sehen, führten schon zwei Reiter den armen Pechvogel in sein Zimmer. Sie hatten ihm die Hände auf den Rücken gebunden,

aber sein Gesicht strahlte, als wenn ihm in seinem Leben noch nie etwas Lieberes widerfahren wäre. Er verneigte sich vor dem Könige und richtete sich dann stolz auf, abwartend, was er über ihn beschließen würde.

„Wir haben den sauberen Vogel gefangen, Majestät!" sagte der ältere der beiden Reiter. „Er muß sich aber inzwischen gemausert haben; denn Eure Beschreibung paßt wie die Faust aufs Auge! Gewiß hätten wir ihn nie gefunden, wenn uns nicht der dumme Tölpel, als wir im Wirtshaus mit ihm zusammentrafen, die ganze Geschichte selbst erzählt hätte. Und wißt Ihr, was er getan hat, nachdem wir ihn gefangen und gebunden? Weiter gelacht und weiter gesungen! Und wie wir ihn auf sein Pferd gesetzt, zwischen unsere Pferde genommen und hierher gejagt? Geschimpft und gezankt, daß wir so langsam ritten! Als wenn er es nicht erwarten könne, daß er geköpft würde. Wenn der der traurigste Mensch in der ganzen Christenheit sein soll, Majestät, so möchte ich wohl den allerlustigsten sehen. Der muß sich dann zum Frühstück die Beine ausreißen und in den Kaffee tauchen, alles andere hat der schon unterwegs gemacht!"

Als der König dies gehört, trat er vor Pechvogel mit gekreuzten Armen hin und sagte: „Also du bist der Mensch, der die Frechheit gehabt hat, sich von der Prinzessin küssen zu lassen?"

„Ja, Herr König! Und ich bin seitdem der allerglücklichste Mensch der Welt geworden!"

„Werft ihn in den Turm, er soll morgen geköpft werden!"

Hierauf führten die Reiter Pechvogel hinaus und in den Turm; der König aber ging mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und ab.

„Das ist ein schlimmer Handel," sagte er. „Haben tu' ich ihn, und geköpft wird er; aber davon allein wird mein Glückskind nicht wieder lustig." Dann ging er leise bis an das Zimmer seiner Tochter, sah durchs Schlüsselloch, schüttelte den Kopf, ging wieder lange auf und ab und ließ sich endlich seinen geheimen Rat kommen. Als dieser alles gehört, besann er sich und sagte:

„Ich weiß nicht, ob's hilft, aber man könnte es versuchen. Daß der Pechvogel vorher traurig war und jetzt lustig ist, ist sicher; ebenso, daß unsere Prinzessin früher stets fröhlich war und nun fortwährend weint. Das der Kuß daran schuld ist, ist doch sehr wahrscheinlich. Also, der Pechvogel muß der Prinzessin den Kuß wiedergeben. Majestät, das ist meine untertänigste Meinung!"

„Das ist ja ganz unmöglich," erwiderte der König ärgerlich, „und ganz gegen die Sitte meines Hauses!"

„Ew. Majestät müssen die Sache nur als Staatsakt betrachten, dann geht es wohl, und niemand kann etwas dagegen einwenden."

Der König überlegte sich die Angelegenheit noch etwas, dann sagte er: „Gut, wir wollen es versuchen. Rufe alle Grafen und Ritter ins Thronzimmer und laß den Gefangenen heraufführen!"

Darauf legte der König seine Staatskleidung an und nahm auf dem Throne Platz. Neben ihm stand die Prinzessin, der er gar nicht gewagt hatte zu sagen, weshalb er sie hatte rufen lassen, und um ihn herum in großem Kreise der ganze Hof; lauter vornehme Herren in goldgestickten Kleidern mit Sternen und Schärpen. Alles war ganz still. Da ging die Türe auf, und Pechvogel wurde hereingebracht.

„Du wirst morgen geköpft," fuhr ihn der König an, „aber zuvor wirst du augenblicklich und vor allen diesen edlen und erlauchten Herren meiner Tochter den Kuß wiedergeben, den sie dir unüberlegterweise gegeben hat!"

„Wenn Ihr nur das wünscht, Herr König," entgegnete Pechvogel, „so will ich es herzlich gern tun, und wenn es möglich ist, daß ein Mensch noch glücklicher werden kann, als ich es jetzt schon bin, so werde ich es gewiß werden."

„Das wollen wir erst einmal sehen!" unterbrach ihn der König barsch, „diesmal könntest du dich verrechnet haben!"

Darauf schritt Pechvogel auf die Prinzessin zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Sie aber nahm seine Hand, sah ihn sehr freundlich an, und beide blieben vor dem Throne stehen.

„Bist du denn nun wieder vergnügt, meine liebe Tochter?" fragte der König.

„Ein kleines bißchen, Herr Vater," entgegnete sie. „Aber es wird gewiß nicht lange vorhalten."

„Ja, ja!" sagte der König traurig, „ich sehe es schon. Er ist ja nicht wieder traurig geworden, wie es sein müßte, wenn's richtig wäre. Er steht ja noch immer da und lächelt, und macht immer noch das unverschämt vergnügte Gesicht! Was nun anfangen?"

Da schlug die Prinzessin die Augen nieder und sagte leise: „Ich weiß es, Vater, und will es dir sagen: aber bloß ins Ohr."

Darauf ging der König mit der Prinzessin auf den Vorsaal, und als sie wieder hereintraten, nahm er die Hand Pechvogels, legte sie in die der Prinzessin und sagte zu allen den versammelten Herren und Grafen:

„Es ist nicht zu ändern, Gottes Wille geschehe; dies ist mein lieber Sohn, der König wird, wenn ich einmal sterbe."

Und Pechvogel wurde Prinz und später König. Er wohnte in dem goldenen Schlosse und gab der Prinzessin so viel Küsse, daß sie noch viel fröhlicher wurde, wie zuvor. Prinzessin Glückskind aber schenkte ihm für seinen häßlichen Namen die allerschönsten; jeden Tag einen anderen. Nur zuweilen, wenn sie recht übermütig lustig war, sagte sie zu ihm: „Weißt du noch, wie du früher hießest?“ und dann wollte sie sich totlachen. Er aber hielt ihr den Mund zu und sprach: „Still! was sollen die Leute denken, wenn sie es hören? Ich verliere ja allen Respekt!“ —

## 16. Meister Pfriem.

Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf,“ rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte,“ sagte er zu dem Laufjungen, „ich will dir schon zeigen, wie man die Haut weich schlägt!“ holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle.

Er selber aber brachte doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ — Standen die Mägde am Waschfasse, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Ver-

schwendung und obendrein eine schändliche Faulheit! Sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward.

Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Hause bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen! Der Mörtel taugt auch nichts, Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopfe zusammenfällt.“ Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schürzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur! Meint ihr, die Balken würden grad' stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermanne die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müßte; als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenherging. „Ihr seid nicht recht bei Trost!“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück.

Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr sollt die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden.“ — „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tische herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht rechtmachen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Wege nach dem Himmel. Als er erwachte, klopfte er heftig an die Pforte. „Es wundert mich,“ sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tore haben; man klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid's, Meister Pfriem,“ sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht, es könnte Euch übel bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung

sparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden."

Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?" dachte Meister Pfriem, doch schwieg er und gab sich zufrieden; „es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgend an."

Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften; zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!" platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „Vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzt."

Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war. „Kein Wunder," sprach er zu dem Manne, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen! Was habt ihr da?" — „Fromme Wünsche", antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen." Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut," meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor." Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Tolpatsch!" brach er los, „was machst du da? Hat man je, solange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünkelhaften Übermut alles besser zu wissen!" Er wollte weiterreden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward. In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden," sprach er zu

sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen; aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt; freilich sie hatten Flügel, aber wer konnte das wissen! Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel anzuheften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Hause lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin."

## 17. Giftmärchen.

Karl Manfred Kyber, Drei Waldmärchen.

Es hatte mal geregnet und dann hatte es aufgehört, und als es aufgehört hatte, da saß was auf dem grünen Moosboden im Walde — klein und dick und unangenehm — und das war ein Giftpilz. Giftpilze kommen immer so etwas unvermittelt ans Tageslicht; sie sind eben da, und wenn sie da sind, gehen sie nicht mehr weg, ganz gewiß nicht. Sie sitzen im Moos und sehen furchtbar geärgert und giftig aus. Es sind eben Giftpilze. Der Giftpilz saß auch so da und ärgerte sich und hatte einen roten Hut mit weißen Tupfen und mit einem ganz schrecklich breiten Rande. Was unter dem Rand war, war eigentlich nichts, und das war zu vermieten. Zuerst zog eine Mäusefamilie darunter ein: eine graue Mama und sehr viel kleine, schlüpfrige Mäusekinder. Wieviel es waren, wußte der Giftpilz nicht; sie waren stets so lebendig und beweglich, daß er immer eins statt zweien zählte oder zwei statt einem. Aber es waren sehr viele. Und wenn die Mäusemutter, wie meistens, nicht zu Hause war und Futter suchte, dann spielten die Kleinen Fangen und sausten auf ihren weichen Pfötchen wie toll um den Giftpilz herum, und das sah riesig niedlich aus. Aber der Giftpilz ärgerte sich furchtbar darüber, er stand da und ärgerte sich den ganzen Tag und sogar nachts, wenn die Mäusefamilie schlafen ging. Er wurde immer giftiger, und schließlich, als er mal ganz giftig wurde und es vor lauter Gift nicht mehr aushalten konnte, da sagte er zur Mäusemama: „Ich kündige Ihnen! Sie haben Kinder! Das ist ekelhaft! Sie müssen ziehen!" Die Mäusemama weinte und barmte, und die Kleinen piepsten und rangen die Pfoten, aber der Giftpilz war unerbittlich. Und so zog die arme Mäusegesellschaft traurig von dannen, sich eine neue Wohnung zu suchen, der Giftpilz aber nahm sich's ganz giftig vor, nie und nie wieder an eine Familie zu vermieten, höchstens an einen einzelnen Herrn. Es dauerte auch gar nicht lange, da kam ein junger, alleinstehender Frosch und zog beim Giftpilz ein. Zuerst war er sehr angenehm und still, er schlief nämlich bis zum

Abend. Als aber der Mond schien, wachte er auf und ging zum nahen Teich in den Gesangverein. Das war ja soweit alles ganz gut, aber es wurde spät und später, und der Frosch kam nicht wieder. Endlich, gegen Morgen, erschien er und sang sehr laut und tat dabei den Mund so weit auf, daß man bequem einen Tannenzapfen hineinwerfen konnte. Er sang das Leiblied des Gesangvereins:

Immer feucht und immer grün,
Vom Geschlecht der Quappen,
Hupfen wir durchs Leben hin —
Füße, wie die Lappen!

„Brüllen Sie nicht so!" keifte der Giftpilz, „das ist Ruhestörung, und zwar nächtliche. Haben Sie gar keine Moral?" — „Füße wie die Lappen!" sang der Frosch noch einmal, und dann legte er sich höchst fidel und ungeniert unter den giftigen Giftpilz, schlug die feuchten Beine übereinander, daß es klatschte, und schlief ein. Der Giftpilz ärgerte sich furchtbar, er ärgerte sich die ganze Nacht und den ganzen Tag, und als es Abend wurde und der Frosch aufstand, um in den Gesangverein zu gehen, da wurde ihm gekündigt. „Ich kündige Ihnen!" sagte der Giftpilz, „Sie gehen in den Gesangverein! Das ist ekelhaft! Sie müssen ziehen!" Der Frosch machte Vorstellungen, der Gesangverein sei durchaus einwandfrei — lauter feine, feuchte Leute — aber es half nichts, der Giftpilz blieb dabei. Da wurde der Frosch böse: „Sie sind ein ekelhafter Kerl!" sagte er, „glauben Sie vielleicht, daß Ihr lächerlicher Hut mit seinen weißen Tupfen die einzige Wohnung ist? Ich miete mir ein Klettenblatt, das ich persönlich kenne, Sie albernes Geschöpf!" Und damit drehte er sich um und ging, die Hände auf dem Rücken, in den Gesangverein. Und nachts schlief er schon unterm Klettenblatt, das er persönlich kannte. Der Giftpilz aber nahm sich vor, von nun ab an niemand mehr zu vermieten. Eine Weile blieb's auch still, auf einmal aber saß was unter ihm, und das war ein Sonnenscheinchen. Ein Sonnenscheinchen ist ein verirrter Sonnenstrahl, der eigentlich in den Himmel gehört, aber auf der Erde geblieben ist — und da ist ein süßes kleines Mädel daraus geworden mit goldnen Haaren und Augen, wie lauter Sonnenschein. Als nun der Giftpilz das Sonnenscheinchen sah, war er sehr unangenehm berührt und sagte giftig: „Ich vermiete nicht mehr!" Das Sonnenscheinchen lachte. „Ich vermiete nicht!" schrie der Giftpilz noch einmal, „machen Sie, daß Sie hinauskommen!" Das Sonnenscheinchen lachte wieder und streckte sich ganz behaglich unterm Giftpilz aus, so daß ihr Haar in tausend goldnen Fäden übers dunkle Moos huschte. Der Giftpilz war eine Zeitlang sprachlos,

dann aber raffte er sich auf, nahm all sein Gift zusammen und sagte: „Ich kündige Ihnen! Sie sind ein Sonnenscheinchen! Das ist ekelhaft! Sie müssen ziehen!“ Das Sonnenscheinchen blieb aber sitzen und lachte so sonnenhell und vergnügt, daß der Giftpilz ordentlich zitterte vor Wut. Aber es war nichts zu machen und es ging auch so weiter: der Giftpilz kündigte und schimpfte, und das Sonnenscheinchen lachte und blieb. Endlich, eines Nachts, war der Giftpilz so giftig geworden, daß ihm's selbst unheimlich wurde vor lauter Gift — und da hat er sich mit einem Ruck auf seine kleinen Füße gestellt und ist vorsichtig und ängstlich weggewackelt. Das Sonnenscheinchen aber lachte hinter ihm her und streckte behaglich die feinen Gliederchen, daß ihr Haar in tausend goldnen Fäden übers dunkle Moos huschte. Und der Giftpilz wackelte weiter, halbtot vor Wut, und als er um die Ecke bog, sah er die Mäusefamilie in ihrem neuen Heim, und es waren schon wieder Junge angekommen! Und die ganze Gesellschaft piepste ihm schadenfroh nach. Und als er um die nächste Ecke bog, da wanderte der alleinstehende Frosch übern Wiesenhang; er kam vom Gesangverein und ging zum Klettenblatt, das er persönlich kannte, und sang dazu ganz laut:

Immer feucht und immer grün,
Vom Geschlecht der Quappen,
Hupfen wir durchs Leben hin —
Füße, wie die Lappen!

Da ist der giftige Giftpilz ganz weit fortgegangen und ist niemals wiedergekommen. Und wenn heute noch so viel davon im Walde stehen, so kommt das daher, daß es so sehr viele Giftpilze in der Welt gibt und sehr, sehr wenig Sonnenscheinchen.

## 18. Asa-Thor.

Rudolf Vogel, Frau Märe.

Vor grauen Jahren, als Bethlehems Stern noch nicht über den deutschen Landen aufgegangen war und die alten Götter noch mit Macht über den Völkern germanischen Stammes walteten, lebte einmal im Nordlande, jenseits des deutschen Meeres, ein gewaltiger König, reich an Siegen und an Schätzen, die er sich in unzähligen Kämpfen zu Lande und über See errungen hatte. Kostbare Geräte schmückten seine Halle, und seine Schatzkammer war gefüllt mit Schätzen aus fernen Gegenden, wo die Sonne dörrend brennt und die Menschen in anderen Zungen reden. Sein Geschlecht aber leitete er her von Asa-Thor selbst, dem Donnerer, und von dem stammten auch die drei

kostbarsten Kleinode, welche er besaß. Das erste war ein Schiff, in friesischem Lande von den kunstfertigen Händen der Hegelingen aus eisenfestem Eichenholz gezimmert und durch kräftigen Zaubersegen gefeit. Es widerstand dem schlimmsten Wetter, durchschnitt die schwerste Dünung, und die härteste Klippe vermochte seine Planken nicht zu ritzen, geschweige denn zu zerschellen. Das zweite war ein Roß, von dem die Sage zu melden wußte, daß es von den Rossen des Sonnengottes Baldur herstamme: weiß wie gediegenes Silber, schnell wie eine Schwalbe, ungestüm wie die Windsbraut und mit Hufen von Stahl; wo es sprang, sprühten Funken aus dem Felsgestein. Das herrlichste aber unter den dreien und des Königs Lust war ein Schwert, von Zwergen in der Erde Tiefen bei unterirdischem Feuer geschmiedet, von so harter und scharfer Klinge, daß es Steine spaltete, ohne stumpf und schartig zu werden.

Freilich nicht jeder Sterbliche, und wäre er der Stärksten einer gewesen, konnte sich dieser drei Kleinode bedienen. Nur wer von den Asen selbst herstammte, konnte das Schiff lenken, das Roß bändigen, das Schwert schwingen; und das war der König allein und sein Geschlecht, in dem Asa-Thors Blut floß.

Nun geschah es einmal, als der König von langer Seefahrt siegreich und beutebeladen zurückkehrte, daß er den neuen Sieg mit seinen Mannen an der Metbank feierte. Ohne Maß tranken die Helden, und Horant, der Spielmann, besang die Taten der Tapferen in süßen Weisen. Da ward der König übermütig und vermaß sich in lauten Worten, den herrlichen Asa-Thor selbst im Männerstreit zu bestehen. Erschrocken ob des Frevelwortes entrann der fromme Sänger; die trunkene Schar der Mannen aber schlug dröhnend mit den Schwertern gegen die Schilde und jauchzte dem Könige Beifall.

Kaum jedoch war das Frevelwort verhallt, da erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag die Halle in ihren Grundfesten, das goldene und silberne Prunkgerät fiel rasselnd von den Wänden, und das Methorn entsank den Händen des Königs. Es ward eine Totenstille, und jedes Gesicht starrte schreckensbleich. Ein Falke flatterte in die Halle, legte einen Streifen Birkenbast vor dem König nieder und entschwand pfeilschnell, wie er gekommen, in der grauen Gewitterwolke. Da fand sich, daß der Birkenstreifen mit Runen bedeckt war, und eine weise Frau, der Runen kundig, las die Worte: Ich komme, Frevler!

Nicht lange darauf drang die Kunde zur Königshalle, daß ein fremder Volksstamm in unzählbaren Scharen über die Nordgrenze in das Land einbreche. Wunderliches wußte der Bote zu melden. Es waren kleine, schmutzige, braune Gesellen mit windschnellen Renntiergespannen, weit her aus Nebelheim, wo monatelang die Sonne nicht

aufgeht, wo Felsen und Berge von blassem Eise sind und das Nordlicht mit fahlen Flammen über den Himmel zuckt. Vor ihnen her aber, so hieß es, zogen drei gewaltige Riesen von unwiderstehlicher Zauberkraft. Der eine, wo er einherging, verbreitete alsbald um sich einen so dichten Nebel, daß niemand seinen Nebenmann erkennen konnte und nicht wußte, ob es Feind sei oder Freund. Wenn der andere schnob, so ging sein Atem von ihm gleich einem Schneesturm und trieb den Kämpfern mit solcher Gewalt die Flocken ins Gesicht, daß sie des Kampfes unmächtig wurden. Der dritte aber verbreitete um sich, wo er ging und stand, totbringenden Reif und Frost. Vor ihm sank das Korn der Felder dahin und das Gras der Wiesen, vergilbt sank der Bäume Laub, und die Hand der Streiter erstarrte am Schwertgriff.

Grauenvoll aber war, was die Sage vom Heerführer selbst zu berichten hatte: Hoch ragt er empor über alles Volk, sein Gang ist ungestüm wie der Sturm auf hoher See, rot Haare und Bart, und der Glanz seines Auges gleich flammendem Blitzstrahl. Ein Hammer ist seine Waffe; der Granit des Gebirges birst vor dem anprallenden Geschoß, und die tausendjährige Eiche zersplittert in Stücke. Lohe leuchtet auf, wo der Hammer einfällt.

„Asa-Thor!“ murmelte voll Grauen die Schar der Mannen; der König aber gedachte seines Frevelwortes, und Nacht deckte seine Seele. Dann aber ließ er das Heerhorn blasen durch alle Lande, soweit sein Herrschertum reichte. Da versammelte sich alles, was das Schwert führen konnte, zur Meerfahrt. Der König selbst bestieg sein Schiff und zog mit seinen Scharen gen Norden. Als er gelandet, bestieg er sein Roß und nahm sein gutes Schwert zur Hand. Auf weiter Heide tobte die Schlacht. Weh! welch grimmiges Streiten! Wälle von Toten häuften sich zwischen den Reihen, die Lebenden sprangen auf die Leiber der Toten, und in den Lüften stritten die Geister der Erschlagenen. Rot rannen die Bäche vom Blute, und die Heide hallte wieder vom Stöhnen der Sterbenden. Weint, ihr Mütter! Wie Blätter im Herbststurm sinken die Mannen des Königs.

Der König selbst aber brach sich mit seinem Schwerte Bahn durch die dichtesten Scharen der Streiter. Sein Herz schwoll im Kampfe von trotzigem Frevelmut, und laut scholl sein Kriegsruf über das Blachfeld, als er auf windschnellem Rosse den Heerführer der Feinde suchte. Endlich, an einer uralten Eiche entdeckte er den Gewaltigen. „Du wagst es, Unseliger?“ rief ihm dieser zu; seine Stimme dröhnte wie Rollen des Donners, seine Augen sprühten Zornesflammen, und Blitze zuckten aus dem herniederwallenden roten Barte. „So treffe dich der Tod und dein übermütig Geschlecht der Fluch Asa-Thors,

dem du dich gleich dünkst! Weichen soll dein Stamm aus diesem Reiche, bis er in niederem Knechtsdienste lernt sich in Demut zu beugen!"

Mit diesen Worten schwang er den göttlichen Hammer gegen den Frevler. Rasend vor Kampfwut sprang der König vom Roß und stieß mit dem Schwerte gegen den Zornigen. Doch statt den Gegner zu treffen, fuhr das Eisen bis an den Griff in den Eichstamm, und der König sank, vom Streithammer getroffen, zerschmetterten Hauptes zu den Füßen des Gottes nieder. Im gleichen Augenblicke deckte finstere Nacht die streitenden Heere; nur eine graue, mit blutigem Schein übergossene Wolke erhob sich über der Walstatt und verschwebte langsam am schwarzen Himmel. Tot lagen gleich dem König alle seine Mannen von der Metbank, die einst seinem gotteslästerlichen Worte Beifall zugejauchzt hatten. Als aber nun die Walküren herniederschwebten, die hehren Schlachtjungfrauen, welche die gefallenen Helden hinangeleiten zu Allvaters Göttersaal, da verschmähten sie die Geister der Frevler und entführten sie statt dessen nach dem Zauberschiffe des Königs, das einsam und steuerlos auf hoher See dahintrieb. Seitdem erscholl die Sage vom Totenschiff an allen Küsten der deutschen Meere. Seefahrer wollten es zuweilen in stürmischer Nacht erblickt haben, vor dem Winde treibend; dann tönte wildes Geschrei vom Deck herüber und trunkener Gesang. Wann aber ein wagemutiger Schiffer darauf zuhielt und es anrief, dann zerrann es vor seinen Augen in Nebel.

Das gesamte Reich des Königs aber geriet in die Gewalt der nordischen Fremdlinge, und wo sie hinkamen, mit den Riesen an der Spitze, ward das Land rauh und öde. Die Sonne verlor ihren lichten Schein, ihre Strahlen erkalteten, die Ebenen bedeckten sich mit Dünsten, und die Täler des Gebirges füllten sich mit Gletschereis. Wo früher Rinderherden auf üppigen Wiesen weideten und Weizenfelder wogten, scharrte nun das Renntier den Boden nach dürftigem Moose. An dem stolzen Königssitze schlug fremdes Volk ärmliche Hütten und Zelte von Tierfellen auf.

---

Nun hatte der König aber daselbst seine zwei Kinder zurückgelassen, einen Knaben von vierzehn und ein Mägdelein von zwölf Jahren. Dieses warfen sie in einen festen Turm, um es dereinst mit einem ihrer Fürstensöhne zu vermählen, und stellten die drei Riesen als Wache vor dem Kerkertore auf. Den Königssohn übergaben sie einer auserlesenen Mannschaft, ihn weit hinweg übers Meer zu führen und in der Fremde zu verkaufen.

Damals war die Zeit, wo slavisches Volk in mächtigen Scharen über den Weichselstrom zog und sich über die von den Deutschen verlassenen Lande ergoß, um sich dort festzusetzen. Nicht weit vom Strande der Ostsee lag ein Ringwall, wo ein slavischer Herzog mit seiner Gemahlin und zweien Söhnen seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Eines Tages nun geschah es, daß dem Herzog von den Strandwächtern Botschaft hinterbracht wurde, ein fremdes Schiff sei in Sicht und versuche zu landen. Der Herrscher eilte mit bewaffneten Mannen ans Ufer; kaum aber war er zur Stelle, da erhub sich eine gewaltige Windsbraut, die Tiefe des Wassers brauste auf und schleuderte das Schifflein auf und nieder. Dann tönte ein schreckliches Geschrei herüber, die Segel flatterten zerrissen im Sturme, der Mast brach, und eine hohe Sturzsee brachte das Fahrzeug zum Kentern. Noch standen die Zuschauer entsetzt, da rollte eine breite Woge über den Strand, auf ihrem Rücken trug sie, leicht wie eine Möve, einen Knaben und ließ ihn, zurückflutend, gerade vor den Füßen des Herzogs auf dem Sande. Der Knabe war stark und stattlich von Gestalt, weiß und rot von Antlitz wie Milch und Blut, und das triefende Haar hing ihm golden herab bis auf die Schultern. Der Herzog fand an ihm sein Wohlgefallen, nahm ihn mit sich, um ihn mit seinen Söhnen aufzuziehen, und da niemand seine Sprache verstand, so nannten ihn die Leute Nemez, das heißt auf deutsch: der Stumme. So kam der deutsche Königssohn an den Hof des slavischen Herzogs.

Als er nun heranwuchs, zeigte es sich bald, daß er den Söhnen des Herzogs nicht nur an Schönheit, sondern auch an Gewandtheit und Stärke der Glieder weit überlegen war, deshalb ward ihm die Herzogin gram und tat den adeligen Jüngling zu dem Gesinde, wo er Knechtsdienste verrichten mußte. Er wußte sich indessen wohl zu schicken und beugte sich auch unwürdigem Befehle, denn er sah, wie ihm die Herzogin gesonnen war. Das war ihr unlieb, denn sie hatte gehofft, daß er in seinem verletzten Stolze ungebärdig sein und die Gunst des Herzogs verscherzen würde. So tat er manches Jahr den niedrigsten Dienst. Als nun die Herzogin sah, daß ihr Plan mißlang, sann sie nach, wie sie ihn in anderer Weise verdürbe. Sie gab ihm die unbändigsten Rosse zum Reiten, schickte ihn im schlimmsten Wetter auf die See und stellte ihn im Kampfspiele dem gefährlichsten Kämpen gegenüber, verhoffend, daß ihm einmal ein Unglück zustoßen würde. Aber in dem deutschen Königssohne bewährte sich die gewaltige Kraft der Ahnen. Je schwieriger die Aufgaben waren, desto kräftiger und geschickter ward er, und bald war ihm kein Roß mehr zu wild, kein Schwert und Speer zu schwer, kein Wetter zu ungestüm.

So gingen die Jahre ins Land; aber im Herzen brannte ihm heißes Sehnen. Oftmals saß er am Strande und träumte sich zurück zur väterlichen Halle und sah hinaus über die weite See, ob nicht Botschaft käme von der fernen Heimat und vom holden Schwesterlein, dem trauten Gespiel seiner Kinderzeit. Die aber seufzte, der schönen Welt fern, in strenger Haft unter der Wacht der Riesen, ihre Wänglein bleichten und ihre Äuglein waren vom Weinen trübe.

So waren fast sieben lange Jahre geschwunden, da hörte die Königstochter einst in der Stille der Mitternacht vor ihrem Kerkerfenster einen leisen süßen Gesang, der hereinklang zu ihr wie ein Gruß aus einer schönen, blühenden Welt, wie Vogelsang und Waldesrauschen: „Wo weilst du, Königstöchterlein?" „Zwischen Eis und Schnee auf kaltem Stein," antwortete die Königstochter. „Wer löst von Fesseln dich und Band?" „Mein Brüderlein im fernen Land." „So will ich ausziehen und ihn suchen, bis ich ihn finde!" erwiderte draußen der Sänger; das war Horant, der nach langem Suchen den Kerker der Königstochter entdeckt hatte. Alsbald machte er sich auf und begab sich zu der weisen Frau, welche der Runen kundig war, um ihres Rates zu begehren. Diese warf Stäbe, von Buchenholz geschnitzt, zur Erde, betrachtete sie lange aufmerksamen Sinnes und sprach: „Ich sehe einen hellen Schein, fern im Süden auflohend aus dunklem Meere. Dorthin lenke deinen Weg und folge den Zeichen, die dir die lichten Götter senden!" Dann erhub sie ihre Stimme und sang eine Weise, die sollte der fromme Spielmann singen, um sich dem Königssohne kund zu machen. Als er sie erlernt, zog er von dannen. Da ward er eines Falken gewahr, der vor ihm herflatterte; rastete er, so ließ sich der Vogel ebenfalls nieder, erhub er sich, um seinen Fuß weiter zu setzen, so nahm auch der Vogel seinen Flug auf. Da erkannte er, daß die Asen ihm den Falken gesandt hatten, ihm ein Führer zu sein auf der Fahrt, und folgte ihm getrosten Herzens. So kam er zur See, und als er das Schiff bestieg, setzte sich der Falke auf die Spitze des Mastes. Dort verblieb er, solange das Fahrzeug den Lauf gen Süden einhielt; änderte der Steuermann den Kurs, so flatterte er hin und her, bis das Schiff ihm wieder folgte.

Endlich, nach langer Reise, landete Horant an der Küste, wo des Slavenherzogs Feste stand, auf deren First sich der Falke niederließ. Da stellte sich der Sänger auf und ließ folgende Weise ertönen:

Im Meere treibt ein schwarzes Boot,
Die Mannen drin sind kalt und tot;
Wer dieses lenkt mit eigner Hand,
Den trägt's an einen fernen Strand.

Dort springt ein Roß wie Silber hell,
Wie Vogelflug und Sturmwind schnell.
Wer es bezwingt, den trägt's alsbald
Viel Meilen weit durch finstern Wald.

Es steht allein auf ödem Raum
Des Donnergottes heil'ger Baum,
Ein Schwert bis zu dem Griffe steckt
Im Holz, umwachsen und bedeckt.
Wes Arm es auszieht und befreit,
Der ist gefestigt und gefeit.

Drei Riesen, wild und ungeschlacht,
Die halten vor dem Kerker Wacht;
Darinnen seufzt in bangem Leid
Die allerschönste Königsmaid.
Wer sie erlöst aus Kett' und Band,
Wird König übers ganze Land.

Während Horant dies draußen vor dem Fenster sang, saß die Herzogin drinnen im Frauengemach und spann. Sie hatte aber einen deutschen Knaben bei sich, der war als Geisel am Hofe des Herzogs und deutete ihr das Lied aus. Da rief sie ihrem ältesten Sohne, erzählte ihm, was sie vernommen, und beredete ihn, das Abenteuer zu bestehen und das Königstöchterlein und eine Königskrone zu gewinnen. Der war alsogleich bereit, bestieg mit einer Schar seekundiger Mannen ein gutes Schiff und machte sich auf die Suche nach dem geheimnisvollen Boote. Nach drei Tagen entdeckte er im verglimmenden Abendscheine ein Fahrzeug, das steuerlos vor dem Winde trieb, und aus dem trunkener Gesang und wilde Flüche herüberdrangen. Er hielt darauf zu; als er aber Seite an Seite mit ihm lag und über Bord schaute, war jeder Laut verstummt. Keine lebendige Seele war im Boote; statt dessen war es gefüllt mit verstümmelten, kampfentstellten Leichen, die mit offenen verglasten Augen gen Himmel starrten. Der König lag mit zerschmettertem Haupte beim Steuer. Da packte ihn namenloses Grausen und Entsetzen; rasch löste er sein Fahrzeug vom Totenschiff und steuerte der heimischen Küste zu.

Die Mutter aber schalt ihn einen Feigling und trug ihrem zweiten Sohne auf, sein Heil zu versuchen. Als dieser zum Totenschiff gekommen, forderte er seine Mannschaft auf, es zu besteigen, und da ihm alle den Gehorsam weigerten, weil ihnen ob des grausigen Anblicks das Blut in den Adern gerann, kletterte er allein an Bord, stieg über die Leichen hinweg zum Steuer und ergriff es mit starker Hand. Kaum aber war das Boot seiner Gefährten außer Sicht, da erhub sich ein grimmiges Unwetter, und wie er noch alle Kraft und Geschicklichkeit aufbot, das Schiff gegen den Wind zu halten, begann es sich plötzlich unter den Toten zu regen. Todwunde und Verstümmelte sprangen auf ihre Füße, und während Blut von den fahlen Gesichtern troff, fingen sie an mit Tauen und Segeln zu hantieren, und Kommandoworte erschollen von den gespenstischen Lippen. Das Boot begann sich in tollem Wirbel zu drehen, der König selbst stand auf mit zermalmtem Haupte und entriß dem Herzogssohne das Steuer. Da deckte Nacht seine Sinne, und er sank ohnmächtig zusammen. — Als er erwachte, war Schiff und Spuk verschwunden, und er fand sich unweit der väterlichen Feste auf dem Strande liegen.

Nunmehr beschloß die Mutter, den fremden Jüngling auf dies Abenteuer auszusenden. Sie rief ihn aus dem Stalle zu sich und tat freundlich mit ihm; im Herzen aber war sie voller Arglist, denn sie hoffte, daß er seinen Untergang finden und nicht mehr zurückkehren werde. Als sie ihm nun aber von dem Liede des fremden Sängers erzählte, ward er in seinem Herzen über die Maßen froh; denn er merkte, daß es ihm eine Botschaft sei aus der süßen Heimat, bestieg also getrosten Mutes das elende Boot, das ihm die Herzogin gab, und stach allein in See. Als es dunkelte und die Sonne sich anschickte, unter den Wellen unterzutauchen, entdeckte er in der Ferne das treibende Schiff, das er als das göttliche Schiff des Vaters erkannte. Mit Macht hielt er darauf zu, das wüste Geschrei verstummte, die Mannschaft lag starr und tot, des Königs Leiche am Steuer. Entschlossen sprang der Jüngling hinein, stieß sein eigenes Boot mit dem Fuße in die See, ordnete die Segel und griff zum Steuerruder. Im gleichen Augenblicke aber bemerkte er, daß ein Falke sich von der Spitze des Mastes erhob und dem Schiffe vorausflatterte. Wiederum brach wildes Wetter los, die Toten regten sich und schrieen durcheinander; aber der Königssohn, den Blick fest auf den göttlichen Vogel gerichtet, hielt das Steuer unentwegt und lenkte unverwandt das Fahrzeug mit fester Faust durch der Wogen Ungestüm. So fuhr er in grausiger Fahrt die lange Nacht, bis der erste Strahl der Sonne über das Meer blitzte. Da verschwand mit einem Schlage der ganze Spuk, er fand sich allein auf dem Schiffe, und die Küste des Heimatlandes tauchte vor seinen Blicken auf. Aller Freude voll, sprang er ans Ufer; als er sich aber umdrehte, um das Schiff anzubinden, war keine Spur mehr davon zu erblicken, und er sah nichts weiter vor sich als das endlose Wasser.

Da wandte er seinen Schritt und zog weiter, immer gen Mitternacht, bis er an einen dichten Wald kam. Am Rande entdeckte er ein silberweißes Roß, das ruhig weidete. Er schlich sich heran, und als er nahe genug war, tat er einen mächtigen Sprung und saß in einem Nu dem Tiere auf dem Rücken. Vergeblich machte es die wildesten Sätze, um den Reiter von sich abzuschütteln, nahm den Kopf zwischen die Vorderfüße und schlug nach hinten aus, daß die Funken aus dem Gestein stoben; der Königssohn saß fest, als wäre er mit dem Tiere verwachsen. Dann ward es flüchtig und flog pfeilschnell durch Busch und Wald und Heide mit seinem Reiter davon. Wie Sturmwind ging sein warmer Odem aus den geblähten Nüstern, daß sich die Zweige bogen, und ein Rauschen drang durch der Bäume höchste Wipfel. Nach langem, wildem Ritte hielt der Renner, von Schaum bedeckt, auf der Heide vor einer Eiche. Der

Jüngling sprang herab; aber kaum berührte sein Fuß den Boden, so war auch das Roß verschwunden. Es war Nacht und Stille ringsum, und tiefes Träumen deckte die Erde. Dann ging die Sonne zum zweiten Male auf, glänzender als zuvor, und der Königssohn entdeckte das Schwert, das siegreiche Erbteil des Vaters. Mächtig ergriff er den Knauf mit der Rechten, und ob der Baum gleich bis in seine Wurzeln erzitterte, riß er die Waffe mit einem Rucke heraus und schwang sie mit starkem Arm über seinem Haupte, daß ein Leuchten von ihr ausging weit durch alle Lande, gleich dem Blitze aus der Wetterwolke. Also bewehrt machte er sich auf zum Verließe seines gefangenen Schwesterleins.

Diese aber war mannbar geworden und sollte dem ältesten Sohne des fremden Herrschers angetraut werden. Man hatte sie aus dem Kerker gezogen, und die drei Riesen geleiteten sie als Wächter zur Vermählungsfeier. Da trat ihnen der Königssohn als rechter Erbe des Reiches mit dem heiligen Schwerte Asa-Thors entgegen, gelöst vom Fluche, als Kämpfer der lichten Götter. Siehe, da war ihre Macht dahin. Als der Jüngling das Schwert schwang, sanken die kalten Nebel, und die junge Sonne trat hervor mit ihrem Schein; es schmolz der Schnee unter seinen Füßen, und Frost und Reif wich aus den Tälern und von den Höhen. So fällte er die Gewaltigen, die Asa-Thors Zorn aus dem bleichen Norden herbeigerufen, sein Heimatland in Bande zu schlagen.

Dann aber ergriff er sein befreites Schwesterlein bei der Hand und küßte es auf die Wangen, daß es frisch erblühte in der Farbe der Rosen, und zog mit ihm von Ort zu Ort; und wo sie ihren Fuß hinsetzte, da sprossen Blumen auf, und die Bäume bedeckten sich mit Laub, und die Vöglein sangen und bauten ihre Nester. Ein Singen und Klingen ging durch alles deutsche Land, Männer und Weiber und Kinder zogen ihnen entgegen mit Kränzen im Haar und feierten sie mit Gesang und Tanz und jubelten: Der Lenz ist kommen!

So ward der Zorn Asa-Thors von seinem Volke genommen, und heute noch pflanzen wir grüne Maien vor unsere Türen, und Bursch und Mägdlein jauchzen, wenn der lichte Königssohn mit dem Goldhaar die Riesen des Winters vertreibt und mit dem befreiten Schwesterlein siegreich durch die Lande zieht.

---

# III. Sagen.

## 19. Die Asen.

Nach A. Richter, Götter und Helden. Bd. 2.

Zwölf sind der Götter, die man Asen nennt; Odin aber ist der älteste und vornehmste der Asen. Er waltet aller Dinge, und die übrigen Götter dienen ihm alle, wie Kinder ihrem Vater. Er heißt Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist. Zu ihm kommen auch alle Helden, die auf dem Walfelde sterben; sie wohnen bei ihm in Walhalla und heißen Einherier. Odin ist der Asen weisester, er ist der Geber des Verstandes, und er verleiht die Gabe der Dichtkunst. Zaubersprüche und Runenlieder kennt er und teilt sie seinen Lieblingen mit.

Von seinem Hochsitze Lidskialf überschaut er alle Welten; dort sitzend forscht er auch in die Tiefen der Erde hinab. Jeden Tag läßt er zwei Raben über die Welt ausfliegen, die sich dann auf seine Schultern setzen und ihm alles Neue, das sie gesehen oder gehört haben, ins Ohr sagen. Sie heißen Hugin und Munin, Denkkraft und Erinnerung.

Ihm steht auch der Rosse trefflichstes, der graue, achtfüßige Sleipnir, zu Gebote, von dem er durch die Lüfte und über das Meer, ja selbst in Hels Behausung hinabgetragen wird.

Der vornehmste Ase nach Odin ist Thor. Er ist der stärkste aller Götter und ein Sohn Odins. Thor fährt auf einem Wagen, der von zwei Böcken gezogen wird. Auch besitzt er drei Kleinode, die von unvergleichlichem Werte sind. Das erste ist sein Hammer Miölnir, der manchem Riesen das Haupt zerschmettert hat, das andere sein Stärkegürtel, der ihm doppelte Asenkraft verleiht, wenn er ihn um sich spannt; das dritte Kleinod sind seine Eisenhandschuhe, die er nicht missen kann, um den Schaft seines glühenden Hammers zu fassen.

Ein anderer Sohn Odins ist Balder. Er ist der beste der Götter und wird von allen gelobt und geliebt. Er ist von Angesicht so schön und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Seine Urteile kann niemand schelten, und er bewohnt im Himmel den Ort, welcher Breidablick genannt wird. Da wird nichts Unreines und nichts Unrechtes geduldet.

Heimdall bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und hört das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Er kann

hundert Rasten weit sehen, gleichviel ob es Tag oder Nacht ist. Darum haben ihn auch die Götter zum Wächter an der Regenbogenbrücke bestellt, die Erde und Himmel verbindet. Er hat ein Horn, das heißt Gellhorn; wenn er das bläst, so wird sein Schall in allen Welten gehört.

Widar ist der stärkste Ase nach Thor. Er wird auch der Schweigende genannt, und auf ihn vertrauen die Götter in allen Gefahren.

Noch zählt man einen zu den Asen, den andere den Verlästerer der Götter, den Anstifter alles Betruges, die Schande der Götter nennen. Sein Name ist Loki; er ist schön von Gestalt, aber sein Gemüt ist böse und unbeständig. Er übertrifft alle Götter an Schlauheit und List, und durch seinen Betrug brachte er die Götter in manche Verlegenheit; doch half er ihnen auch durch seine Klugheit oft genug.

Unter den Göttinnen ist die vornehmste Frigg, die Gemahlin Odins, die aller Menschen Schicksal kennt, obwohl sie es nicht sagt. Danach die vornehmste ist Freya, die liebliche Göttin, die den Minnesang liebt und in einem von Katzen gezogenen Wagen fährt.

Außer den Göttinnen gibt es noch andere Frauen in Walhalla, die Walküren. Odin sendet sie aus zu jedem Kampfe; da wählen sie aus, welche Helden fallen und nach Walhalla kommen sollen, und ihren Schützlingen verleihen sie Sieg. Oben in Walhalla dienen sie Odin und den Helden, die bei ihm sind, beim Mahle, bringen den Met und reichen die Trinkhörner herum.

Der Einherier ist eine große Menge; denn Walhalla ist groß und hat fünfhundertundvierzig Türen. Wenn die Einherier nicht trinken, so kämpfen sie. Jeden Morgen, wenn sie aufstehen, legen sie die Waffen an, gehen in den Hof und fechten zur Kurzweil und fällen einander. Dann aber kommen die Walküren und erwecken sie wieder zum Leben. Da reiten sie fröhlich zum Mahle und essen von dem Eber, der jeden Morgen geschlachtet und jeden Abend wieder heil wird.

Alsdann legen sie sich schlafen, um den nächsten Tag in derselben Weise zu verbringen. Aber sie kämpfen nicht allein zur Kurzweil, sondern sie üben sich auch in den Waffen, um am jüngsten Tage den Göttern in ihrer Not kräftigen Beistand leisten zu können.

## 20. Thor und der Riese Skrymir.

Nach A. Richter, Götter und Helden. Bd. 2.

Thor, Loki und zwei Diener wollten einst nach dem Lande Utgard ziehen, dem Reiche der mächtigen Riesen. Sie mußten einen großen

Wald durchwandern, und da die Nacht hereinbrach, suchten sie eine Herberge. Sie fanden auch ein Haus, das ihnen Unterkommen für die Nacht versprach; das Haus war aber sonderbar gebaut; denn die Türe war so hoch und so breit wie das Haus selbst. Von der weiten Wanderung ermüdet, schliefen die Götter und ihre Diener bald ein. Um Mitternacht aber wurden sie durch ein schreckliches Getöse aufgeweckt. Der Boden unter ihnen zitterte, und das ganze Haus wankte. Da meinten sie, ein Erdbeben drohe sie unter dem Hause zu verschütten, und sie flüchteten sich deshalb in einen kleinen Anbau, der an der rechten Seite des Hauses war. Thor setzte sich an die Türe und nahm den Hammer Miölnir zur Hand, um für jeden Angriff vorbereitet zu sein, die andern aber standen hinter ihm und fürchteten sich; denn das Getöse dauerte fort.

Als der Tag anbrach, ging Thor in den Wald hinaus. Da fand er einen gewaltigen Riesen im Walde liegen, der schlief und schnarchte dabei so gewaltig, daß die Erde erbebte und die Bäume sich bogen, und nun wußte Thor wohl, woher das Getöse der Nacht gekommen war. Aber er meinte, daß es gut sein würde, wenn er sich diesem Riesen gegenüber zum Kampfe bereit machte. Darum spannte er den Stärkegürtel um sich, wovon seine Götterstärke auf das doppelte wuchs.

Indem erwachte der Riese, und Thor fragte ihn nach seinem Namen. „Skrymir heiße ich," antwortete der, „du aber bist Thor, der Ase. Nun sage mir aber, wohin hast du meinen Handschuh geschleppt?" Bei diesen Worten streckte Skrymir seinen Arm aus und hob seinen Handschuh auf. Da erkannte Thor, daß er und seine Gefährten in dem Handschuhe des Riesen die Nacht zugebracht hatten, und was sie für einen Seitenanbau gehalten hatten, das war der Däumling des Handschuhes gewesen. Skrymir aber fuhr fort zu reden: „Du willst nach Utgard; da auch ich nach jener Gegend will und die Wege dahin mir wohlbekannt sind, so könnten wir wohl als Gefährten miteinander reisen." Thor war es zufrieden, und Skrymir erbot sich weiter, ihren Speisevorrat mit seinem eigenen in ein Bündel zusammengepackt zu tragen. Er schnürte das Bündel mit einem Riemen zu und nahm es auf seinen Rücken.

Unter einer großen Eiche nahmen sie am Spätabend Nachtherberge. Skrymir gab das Bündel an Thor und sprach: „Nun bereitet euch das Nachtmahl. Ich bin müde und will lieber schlafen als essen." Damit legte er sich unter die Eiche nieder und schnarchte gar bald wieder so gewaltig wie in der vorigen Nacht. Als Thor nun das Bündel öffnen wollte, um Speise herauszunehmen, waren alle seine Anstrengungen vergeblich; der Riese hatte die Knoten des

Riemens so fest zusammengezogen, daß selbst Thor sie nicht zu öffnen vermochte. Aber der Riese war nicht zu erwecken, weder durch Rufen noch durch Rütteln. Da ward Thor ungeduldig, nahm seinen Hammer Miölnir und schlug damit dem Riesen so unsanft auf den Kopf, daß dieser wirklich davon erwachte. Als er die Augen auftat, sprach er: „Mir ist wohl ein Blatt von dem Baume auf den Kopf gefallen?“ Darauf fing er wieder an, laut zu schnarchen. Da ging Thor um Mitternacht zu ihm und schlug ihn noch einmal mit dem Hammer auf den Kopf, mitten auf den Wirbel, daß er nicht anders meinte, als der Kopf müßte in tausend Stücke zersprungen sein. Der Riese aber machte die Augen auf und fragte: „Was war denn das? Es ist mir wohl eine Eichel auf den Kopf gefallen?“ Dann drehte er sich um und schlief weiter.

Noch einen dritten Schlag wollte Thor nach Skrymirs Schädel führen und hoffte, damit den Riesen wohl zu erlegen. Kurz vor Tagesanbruch schlug er mit dem Hammer so wuchtig gegen des Riesen Schläfe, daß der Hammer bis an den Stiel hineinfuhr. Da erhob sich Skrymir, strich sich die Wange und sprach: „Es sitzen wohl Vögel auf dem Baume; mir ist, als hätten sie mir Moos von den Ästen auf den Kopf geworfen. Aber es ist Zeit, aufzustehen und an die Weiterreise zu denken.“

Später erfuhr Thor aus des Riesen eigenem Munde, daß dieser ihm Blendwerk vorgemacht hatte. Das Bündel war mit Eisenbändern verschlossen gewesen; über sich aber hatte der Riese einen gewaltigen Felsen gehalten, in dem nun drei viereckige Täler zu sehen waren, eins besonders tief. Das waren die Spuren von Thors Hammer.

## 21. Des Hammers Heimholung.

A. Richter, Götter und Helden. Bd. 2.

Als Thor eines Morgens erwachte, sah er seinen Hammer nicht neben sich liegen, und überall suchte er ihn vergeblich. Da ward er zornig, grimmig blickten die Augen, und grimmig schüttelte er den Bart. Und als die Götter von dem Verluste des Hammers erfuhren, gerieten auch sie in großen Schrecken, denn sie wußten wohl, daß es eine bessere Waffe gegen das trotzige Geschlecht der Riesen nicht gab.

Der erste, dem Thor von seinem Verluste sagte, war Loki. Dieser erbot sich, nach dem Hammer zu suchen, wenn Freya ihm dazu ihr Federkleid leihen wolle. Da gingen die beiden Asen zu Freya, und Thor sprach zu ihr: „Willst du mir, Freya, dein Federkleid leihen? Mein Hammer ist gestohlen, und Loki will in deinem Federkleide über die Lande fliegen, um ihn zu suchen.“

Freya erwiderte: „Gern will ich euch das Kleid leihen, und wäre es von Gold und Silber."

Da legte Loki das Gewand an. Auf flog er, daß es laut rauschte, und bald war er so weit entfernt, daß er Asgard hinter sich zurückließ und nach Jötunheim gelangte.

Dort saß auf einem Hügel Thrym, der Riesenfürst; der schlichtete seinen Rossen die Mähnen und schmückte seine Hunde mit goldenen Halsbändern.

Als er Loki kommen sah, rief er ihm zu: „Was führt dich so einsam nach Jötunheim? Und wie steht es bei den Asen?"

Loki antwortete: „Schlimm steht es bei den Asen, denn Thors Hammer ist gestohlen, und ich bin ausgezogen, ihn zu suchen."

Da lachte Thrym höhnisch und sprach: „Die Mühe magst du dir wohl sparen. Den Hammer wirst du nie finden, denn ich habe ihn, und acht Tagereisen tief unter der Erde habe ich ihn versteckt. Nicht eher will ich ihn wieder herausgeben, als bis mir Freya zur Gemahlin gegeben wird."

Als Loki das hörte, kehrte er um. Laut rauschte das Federgewand, und bald hatte er Jötunheim wieder im Rücken.

Als er nach Asgard kam, war Thor der erste der Asen, den er traf; der saß vor der Türe der Halle und fragte: „Hast du den Auftrag schon ausgerichtet? Und was bringst du für Nachricht mit?"

Da berichtete Loki, daß Thors Hammer von dem Riesen Thrym verborgen sei, und was dieser für die Herausgabe des Hammers fordere.

Thor erschrak, als er das hörte, doch machte er sich mit Loki auf, um zu Freya zu gehen. Zu ihr sprach er darauf: „Lege nun, Freya, dein Brautkleid an und fahre mit uns nach Jötunheim, wo ein Riese dich zur Gattin erwählt hat." Und dann erzählte er ihr, was er von Loki vernommen hatte.

Freya aber ward sehr zornig, als sie das hörte, und schalt den Riesen ob seiner Zumutung einen Frechen. So brauste sie auf, daß ihr goldener Halsschmuck aufsprang und zur Erde fiel.

Thor aber lud alle Götter und Göttinnen zu einer Versammlung ein, um zu beraten, was nun zu tun sei und wie man den Hammer wieder erlangen wolle. Da gab Heimdall der Weise einen Rat und sprach: „Thor lege das Brautkleid an und schmücke sich mit Freyas goldenem Halsband, das Geklirr der Schlüssel lasse er am Gürtel erklingen, und seine Knie umwalle weiblich Gewand; die Brust sei ihm mit blitzenden Steinen geziert, und hoch umhülle der Schleier sein Haupt. So mag der Riese betrogen werden und Thor wieder in den Besitz seines Hammers gelangen."

Wenig zufrieden war Thor anfangs mit diesem Vorschlage. Er sprach: „Mit Recht würden die Götter mich weibisch schelten, wenn sie mich in Frauenkleidern gehen sähen.“

Loki aber erwiderte ihm: „Laß nur solche Reden und füge dich, wenn du nicht willst, daß wir aus Asgard vertrieben werden und die Riesen, die deinen Hammer besitzen, unsere Wohnungen einnehmen!“

Da fügte sich Thor. Das bräutliche Gewand ließ er sich anlegen und den schimmernden Halsschmuck. Am Gürtel hing ihm das klirrende Schlüsselbund; weiblich Gewand umwallte seine Knie, die Brust blinkte ihm von blitzenden Steinen, und hoch umhüllte der Schleier sein Haupt.

Da sprach Loki zu ihm: „Nun will auch ich weiblich Gewand anlegen und will als deine Magd dich begleiten nach Jötunheim.“

Da wurden die Böcke eilig vom Berge heimgetrieben und an den Wagen gespannt, und so sehr trieb Thor sie an, daß Funken unter ihren Tritten stoben und Felsen zerbrachen.

Als der Riese Thrym den Götterwagen kommen sah, berief er alle Riesen zu sich und sprach: „Auf und eilet, die Bänke mit Decken zu belegen und die Halle zu schmücken, denn Freya kommt, die ich mir zur Braut erlesen habe. Viel besitze ich schon; goldgehörnte Kühe und schwarzglänzende Stiere kehren mir abends in großer Zahl von der Weide heim, reich bin ich an Schätzen und an Schmuck. Nur die Gattin fehlte mir noch; die kommt jetzt zu mir, und sie ist eine Göttin.“

Da ward sogleich zu der Hochzeit gerüstet, und viele Gäste kehrten in der Halle des Riesen ein. Reichlich bot man den Riesen das Ale und sie tranken; am meisten aber trank Thor. Drei Fässer Met trank er aus, und er aß dazu einen Ochsen und acht Lachse. Auch all die Leckerstücke, die für die Frauen bestimmt waren, aß er auf.

Da wunderte sich Thrym, der Riesenfürst, und sprach: „Nie sah ich Bräute so gierig schlingen und nie eine Jungfrau so viel Met trinken.“ Loki, die schlaue Dienerin, aber antwortete schnell: „Nichts hat Freya genossen seit acht Nächten; so sehr sehnte sie sich, bald nach Jötunheim zu kommen.“

Thrym hörte es gern, und lüstern, seine Braut, die so großes Verlangen nach ihm getragen hatte, zu küssen, beugte er sich nieder. Als er ihr aber unter den Schleier schaute und Thors furchtbar flammende Augen erblickte, fuhr er zurück die ganze Weite des Saales und sprach: „Fürchterlich sind Freyas Augen, und ihr Blick brennt wie Glut.“

Wieder antwortete schnell die schlaue Dienerin: „Acht Nächte lang hat Freya nicht geschlafen, so groß war ihre Sehnsucht nach Jötunheim.“

Da wollte Thrym nicht länger zögern mit der Feier der Vermählung. „Bringt Miölnir, den Hammer, herbei!“ rief er, „und legt ihn der Braut in den Schoß, daß wir damit die Brautleute weihen.“

Als Thor das hörte, lachte ihm sein Herz im Leibe; als man ihm aber den Hammer auf die Knie legte, da ergriff er ihn schnell mit gewaltiger Faust und schleuderte ihn zuerst gegen Thrym. Der fiel sofort tot nieder. Danach vertilgte Thor auch alle Riesen, die zu der Hochzeit gekommen waren.

So holte Thor seinen Hammer wieder.

## 22. Balders Tod.

G. Schalk, Walhalla. (Etwas gekürzt.)

I. Eines Morgens verbreitete sich in Asgard die Schreckenskunde: dem lichten Balder drohe Unheil, ahnungsvolle Träume hätten in der Nacht seine heilige Seele beunruhigt. Voll Bestürzung eilten da Götter und Göttinnen nach Walhalla, um zu beraten, wie dem drohenden Verhängnis vorzubeugen wäre. Fricka weinte laut, denn Balder war ihrer Augen Lust und ihres Mutterherzens Stolz und seligste Freude. Auch Freyas und Nannas Augen schimmerten tränenfeucht, wie blaue Blumen im Tau der Frühe.

So ernst und niedergeschlagen hatte Loki die hochgemuten Asen noch nimmer gesehen; er allein trug den Kopf hoch, und seine Augen blitzten und funkelten vor Schadenfreude.

Als sie nun alle auf ihren goldnen Stühlen saßen, hob Odin sein mächtiges Haupt empor und sprach voll erhabenen Ernstes: „Balders Leben schwebt in Gefahr; darum, wer guten Rat zu geben weiß, ihr klugen Asen, der halte damit nicht zurück! Denn wahrlich: der Übel größtes würde uns treffen, wenn mein Sohn Balder, das helle Licht der Welt, von hinnen fahren müßte.“

Ihm antwortete der weise Heimdall: „Kein Schlaf soll mein Auge fürderhin schließen, noch will ich mich vom Himmelsberge wenden zur Rechten oder Linken, damit man später nicht sage: ‚Balder ward erschlagen von Unholden, weil Heimdall Bifröst (die Regenbogenbrücke) schlecht behütet hat'.“

In grimmem Asenmute rief Thor: „Mein Hammer Miölnir soll den zerschmettern, der sich erfrechen wollte, meinem Bruder Balder feindselig zu nahen!“ Dabei blies er grimmig in den Bart, daß es wie Sturmgetöse durch die Halle scholl, und schüttelte drohend den Zermalmer.

„Mein Schwert ist nicht minder willfährig, Riesenschädel zu spalten und blutrote Todesrunen zu ritzen, als meines Bruders

Hammer," versetzte der Kriegsgott Tiu, „und ich sollte wohl meinen, alle hohen Asen stehen auf der Wacht, Balders Leben zu beschirmen."

Lauter Beifall bekräftigte diese Worte, und manche Heldenfaust fuhr kampfbereit nach dem Schwertgriff.

Mit Wohlgefallen nickte Odin und sprach: „Ich weiß, daß keiner in diesem Kreise sitzt, der nicht freudig sein Leben für Balder einsetzen würde; doch nicht sorge ich, unholde Riesen könnten es wagen, Asgard zu erklimmen und durch blutigen Kampf diese heilige Stätte zu entweihen. Allein im weiten Weltenraume sind viele Wesen, die dennoch Unheil stiften könnten. Darum ist mein Rat: alle Geschöpfe, lebendige und leblose, hierher zu entbieten und Eide von ihnen zu nehmen, daß sie Balder nicht schaden wollen."

Weise und wohlersonnen erschien allen Asen und Göttinnen dieser Ratschlag, und sogleich wurden schnelle Boten in alle Welten gesandt, den Wesen, groß und klein, lebendig und leblos, Walvaters Willen kundzutun.

Da kamen Mensch und Tier und die Elfen aus Baum und Strauch, aus Erz und Eisen, Feuer und Wasser, Stein und Erde, Gift und Krankheit zuhauf, und Fricka nahm von ihnen allen heilige Eide, daß sie dem lichten Balder keinen Schaden zufügen wollten. Nur e i n Pflänzlein war nicht berufen worden: die M i s t e l, weil man von diesem elenden Gewächs, das so unnatürlich auf Bäumen wächst, anstatt auf dem Erdboden, kein Unheil befürchtete.

Nachdem dies alles geschehen war, glaubte man, jede Gefahr von Balders geliebtem Haupte abgewendet zu haben. Die düstern Sorgenwolken verschwanden, und Freude kehrte wieder in Asgard ein.

II. Auf dem weiten Plane vor Walhalla standen die Asen im Kreise und versuchten ihre Waffen an Balder, um zu sehen, ob sein teures Leben vor jedem Angriff gefeit sei. Einige schossen auf ihn mit scharfen Pfeilen, andere warfen Speere und Steine nach seinem Haupte, und die Schwertgötter Tyr und Heimdall hieben mit ihren blitzenden Klingen auf ihn ein. Froh wie ein Kind stand Balder auf dem sonnigen Hügel und spottete lachend der Angriffe; denn es konnte ihm ja kein Leid geschehen, hatten doch alle Dinge geschworen, sein Leben zu schonen.

Da kam Loki vorüber, sah die fröhliche Kurzweil, sah, daß keine Waffe den Liebling Frickas verwundete, und gleich einem Blitz aus nachtschwarzer Wetterwolke schoß ein höllischer Anschlag in seiner boshaften Seele auf. „Der weiße Balder muß fallen," murmelte er grimmig und schlich nach Fensal, wo Fricka unter den grünen Weidenbäumen wohnte. Dort nahm er die Gestalt eines verhutzelten

Bettelweibleins an und trat ein in die glänzende Halle der gütigen Göttermutter.

Fernher scholl das fröhliche Lachen der Asen, und Fricka nickte der Bettlerin leutselig zu und empfing sie mit den Worten: „Kommst du von Walhall, so sage mir, was treiben alldort die hohen Götter?"

„Sie schießen scherzend auf Balder und lachen lustig bei dem Spiele; denn Pfeile, Spieße und Steine prallen machtlos an dem Leibe des Schönen ab," antwortete schmunzelnd die Alte.

Der Kunde freute sich Balders Mutter und plauderte arglos: „Alle Dinge haben mir Eide geschworen, meines Sohnes zu schonen, und so brauche ich um sein Leben nicht besorgt zu sein."

Mit lauerndem Blick sagte das Bettelweib: „Möge dein Liebling sich noch lange seines schönen Lebens freuen! Aber bist du auch sicher, daß a l l e Dinge in der Welt geschworen haben?"

„Alle!" bekräftigte Fricka. „Nur die Mistel, die östlich von Walhall auf den Bäumen wächst, habe ich nicht in Eid genommen. Das schwache Pflänzchen kann ja ohnehin keinen Schaden stiften."

„Nein," versetzte die Alte gelassen, aber ein boshafter Freudenblitz zuckte über ihr runzelvolles Antlitz. „Nun will ich weiter wandern beschwerliche Wege, und möge es der erhabenen Himmelskönigin allzeit so nach Wunsch ergehen, wie jetzt mit ihrem Sohne Balder!"

Damit verließ das Weib Fensal und hinkte mühsam weiter. Hinter den Weiden aber nahm der falsche Loki seine eigene Gestalt wieder an und eilte beflügelten Fußes in das Eichengehölz östlich von Walhalla. Dort erblickte er in der Krone eines Baumes die grüne Mistelstaude und klomm behend wie eine Eichkatze in den Wipfel empor. Den kräftigsten Schößling schnitt er heraus, ließ sich hinab, schnitzte aus dem schwanken Zweige einen Pfeil und begab sich damit auf den grünen Plan, wo die Asen noch immer mit Balder kurzweilten.

Abseits stand einsam Hödur, der Blinde. Und Loki trat zu ihm und sprach: „Warum nimmst du nicht teil an dem fröhlichen Spiel? Du bist wahrlich der einzige, der dem guten Balder die Ehre versagt."

Hödur antwortete: „Wie magst du mich nur darum schelten, Loki! Du weißt, ich kann nicht sehen, auch habe ich keine Waffe bei mir."

„Hier ist ein Pfeil," versetzte Loki und gab ihm den gespitzten Zweig in die Hand. „So, nun wirf mit all deiner Kraft, ich weise dir das Ziel!"

Wie vom Bogen geschnellt, schwirrte der Pfeil durch die Luft, traf Balder auf die Brust und durchbohrte ihm das Herz. Mit einem

Aufschrei sank der lichte Gott in das Gras und schloß für immer seine sonnigen Augen.

Sprachlos und starr vor Schrecken standen die Asen im Kreise und blickten mit verstörten Mienen auf den teuren Toten. Als sie aber den ersten Schrecken überwunden hatten, fragten sie rachedürstend nach Balders Mörder. Dort stand noch der blinde Hödur, der den Todespfeil geworfen hatte, aber auf dieser heiligen Freistätte durften sie sein Blut nicht vergießen. Was half es dem Missetäter, daß er seine Unschuld beteuerte! Grause Verwünschungen trafen sein Ohr, und mit gesenktem Haupte wankte er von dannen, um sich in finstern Höhlen und Klüften zu bergen. Aber auch dort war seinem elenden Leben nur eine kurze Frist gegönnt: Wali, Odins jüngster Sohn, folgte in Eile seinen Spuren und sandte ihm den Todespfeil ins Herz.

Wo aber war Loki, der wahre Urheber des grausen Verbrechens? Er ließ sich in Asgard nicht mehr blicken und war wohl gen Riesenheim gefahren, um mit den Unholden über Balders Fall zu frohlocken und weitere böse Anschläge wider die Asen zu ersinnen.

## 23. Lokis Bestrafung.

A. Richter, Götter und Helden. Bd. 2.

Einst hatte Loki die Götter, denen er schon so viel Schaden getan hatte, aufs neue erzürnt, indem er viele derselben aufs ärgste beschimpft hatte. Vor allem aber hatte man ihm noch nicht vergessen, daß er an Balders Tod schuld war und daran, daß er nicht aus Helles Gewalt erlöst werden konnte.

Da beschlossen die Götter, ihn zu fangen und zu bestrafen. Er aber merkte, daß man Pläne gegen ihn entworfen habe, und wollte nicht warten, bis die Götter dieselben ausführten.

Darum lief er fort, verbarg sich auf einem Berge und baute sich dort ein Haus mit vier Türen, daß er nach allen Seiten ausschauen und nach allen Richtungen entfliehen konnte.

Während des Tages verwandelte er sich zuweilen in Lachsgestalt und barg sich unter einem Wasserfall, um vor den Nachstellungen der Götter sicherer zu sein.

Wenn er dann wieder in seinem Hause saß, dachte er oft darüber nach, was die Götter wohl ersinnen könnten, um sich seiner zu bemächtigen.

Einst überlegte er auch, wie man ihn wohl im Wasser fangen könnte. Da fiel ihm ein, wenn man Flachsgarn nähme und es zu Maschen zusammenflöchte, so könnte man damit einen Fisch wohl fangen.

Um das selbst zu erproben, nahm er Flachsgarn und flocht es zusammen, wie man seitdem Netze flicht.

Über der Arbeit hatte er nicht bemerkt, wie die Asen sich seinem Hause näherten, denn Odin hatte von seinem Sitze Lidskialf aus gesehen, wo Loki sich aufhielt.

Als die Asen in sein Haus traten, warf er das von ihm geflochtene Netz ins Feuer, sprang aus dem Hause und begab sich eilend zum Wasser, wo er wieder Lachsgestalt annahm.

Die Asen aber hatten wohl gesehen, daß er mit ängstlichen Blicken etwas ins Feuer geworfen hatte. Sie gingen hinzu und zogen ein Stück des Netzes, das noch nicht verbrannt war, wieder hervor. Da sahen sie bald ein, daß ein solches Ding zum Fangen der Fische sich gut eignen müßte, und sie machten nach dem hier geretteten Muster selbst ein Netz.

Als sie aber zu dem Flusse gingen, in dem Loki lebte, und das Netz durch das Wasser zogen, wobei Thor das eine Ende desselben hielt, während die übrigen Asen am andern Ende anfaßten, schwamm Loki dem Netze voran und legte sich am Boden zwischen zwei Steine, so daß das Netz über ihn hinwegging.

Die Asen sahen, daß die neue Erfindung noch nicht vollkommen war, und als sie daher zum andern Male das Netz durch das Wasser zogen, banden sie Steine an dasselbe, damit es auf dem Boden auftreffe und nichts unter dem Netze hindurchschlüpfen könne.

Diesmal schien es Loki gefährlicher. Doch hoffte er immer noch zu entrinnen. Er schwamm vor dem Netze her, und als er nicht weiter konnte, schwang er sich mit einem kräftigen Sprunge über das Netz zurück.

Nun zogen die Asen das Netz wieder zurück, und an jedem Ufer ging die Hälfte der Asen. Thor aber watete in der Mitte des Flusses hinter dem Netze her.

Wieder konnte sich Loki nicht mehr vor dem Netze retten, und er wagte zum zweiten Male den Sprung. Da ergriff ihn Thor in der Mitte des Leibes. Der Lachs glitt jedoch dem Gotte in der Hand, und erst am Schwanze vermochte ihn Thor mit kräftigem Drucke festzuhalten. Seitdem sind alle Lachse hinten spitz.

Nachdem Loki so gefangen war, brachten ihn die Götter in eine Höhle. Da nahmen sie drei gewaltige Felsstücke, stellten sie auf die schmale Kante und schlugen durch jedes ein Loch.

Dann banden sie Loki mit Wolfsdärmen, die er nicht zerreißen konnte, auf diese drei Steine. Einer stand ihm unter den Schultern, der andere unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken.

Auch befestigten die Götter über Lokis Haupt eine giftige Schlange, die ihr beizendes Gift ihm auf das Gesicht tröpfelte. Aber Lokis treues Weib Sigyn steht seitdem mit einer Schale neben dem Gepeinigten und fängt darin die Gifttropfen auf.

Wenn die Schale voll ist, und Sigyn geht, das Gift auszugießen, fallen die Tropfen nieder auf Lokis Angesicht; dann sträubt er sich und rüttelt in grimmigem Schmerze so heftig an seinen Banden, daß die Erde erzittert. Das nennen die Menschen Erdbeben.

Loki aber muß gebunden liegen, bis am jüngsten Tage alle Feinde der Götter frei werden.

## 24. Die Gudrunsage.

Richard Schillmann, Vorschule der Geschichte.

### a) Gudruns Entführung.

Gudrun, Hettels und Hildas Tochter, wurde dem Könige Herwig verlobt. Aber Hartmut, ein normannischer Königssohn, beschloß, sie zu entführen. In Abwesenheit Hettels erschien er vor der Burg der Hegelingen und ließ Hilda sagen, daß er Gudrun mit Gewalt fortführen würde, wenn sie nicht einwilligte, ihm als Gemahlin in sein Land zu folgen. Gudrun aber entgegnete: „Ich bin dem König Herwig verlobt, und dem will ich die Treue halten alle meine Lebenszeit." Als die Boten diese Antwort überbracht hatten, begann Hartmut die Belagerung. Hettels Ritter verteidigten die Burg zwar tapfer, sie waren jedoch zu gering an Zahl, als daß sie lange hätten widerstehen können. Als sie einen Ausfall machten, wurden sie zurückgeschlagen, und da sie in der Eile die Burgtore hinter sich offen ließen, drangen die Feinde hinein und pflanzten als Zeichen des Sieges ihr Banner auf der Zinne auf. Gudrun aber ward als Gefangene fortgeführt. Als der König Hettel diese Kunde vernahm, wurde er sehr traurig, schloß sogleich mit seinen Feinden Frieden und eilte auf Schiffen, welche Pilgern gehörten, den Räubern nach. Er traf sie auf einer Insel, welche der Wülpensand heißt.

### b) Die Schlacht auf dem Wülpensande.

Auf diesem Eilande ruhten die Feinde von den Mühseligkeiten der Meerfahrt aus. Gudrun aber und die Jungfrauen, welche mit ihr geraubt waren, saßen fernab und weinten. Zahlreiche Feuer waren angezündet, um welche die Krieger lagerten. Da sah der Schiffer, welcher die Wache hatte, auf den öden Meereswogen ein Schiff mit vollen Segeln herankommen. Er meldete es dem Könige; bald erblickte dieser eine ganze Flotte. Als er aber die Kreuze in

den Segeln gewahrte, machte er sich keine Unruhe; denn er meinte, es seien Kreuzfahrer, die nach dem Heiligen Lande wollten. Als die Schiffe jedoch ganz nahe herangekommen waren, erblickte man die bewaffneten Männer darauf, und nun rief Hartmut: „Auf, ihr Mannen! Da kommen unsere grimmigen Feinde!“ Bald waren diese auch so nahe, daß man die Ruder unter den Händen der Männer krachen hörte. Kampfgerüstet sprangen ihnen die Normannen entgegen. Da flogen die Speere hinüber und herüber; bald war man einander so nahe, daß Mann gegen Mann kämpfen konnte. Zuerst sprang der alte Wate ans Land. So dicht, wie Schneeflocken von den Bergen herabwehen, flogen die Pfeile in der Luft. Gegen Wate wandte sich der König Ludwig, Hartmuts Vater, und warf seinen Speer auf ihn; der aber zersprang an dem festen Schilde, daß die Splitter umherwirbelten. Nun versetzte ihm Wate einen Hieb mit dem Schwerte, so mächtig, daß der Stahl durch den Helm drang; hätte sein Haupt nicht ein seidenes Tuch bedeckt, es hätte ihm wohl das Leben gekostet. Mancher Normannenheld unterlag den starken Händen Wates. Immer heftiger tobte der Kampf; bis über die Brust standen die Streiter im Wasser, so daß dieses von dem Blute sich rot färbte. Die Nacht brach herein, und noch immer stritten sie gegeneinander; endlich fiel Hettel unter Ludwigs Hand. Da hörte man Gudruns und ihrer Jungfrauen lautes Klagen. Wate aber schrie, als er des Königs Tod vernahm, laut auf vor Wut wie ein wildes Tier, und viele blinkende Helme der Gegner sanken unter seinen Streichen zu Boden. Zwar kämpften Horand und Ortwein, Gudruns Bruder, der des Vaters Tod rächen wollte, mit Heldenmut; aber schon war es so dunkel geworden, daß man den Freund vom Feinde nicht mehr unterscheiden konnte. Da rief Herwig: „Hier geschieht Mord! Da wir des Tages Licht nun entbehren müssen, so erschlagen wir den Fremden wie den Genossen. Währt das so fort bis an den Morgen, so wird wohl der dritte nicht mehr lebendig gefunden.“ So grimmig die Kämpfer auch gegeneinander gesinnt waren, sie mußten schon der Nacht weichen und vom Streite ablassen. Sie blieben jedoch so nahe bei ihren Wachtfeuern liegen, daß sie die Waffen der Gegner schimmern sahen.

Die Normannen benutzten indessen die Dunkelheit der Nacht, um mit den geraubten Mädchen heimlich von dannen zu fahren. Die Hegelingen sahen zu ihrem Erstaunen beim Aufgang der Sonne die Insel von den Feinden geräumt. Schmerzlich war es ihnen, daß sie nun ihren erschlagenen König nicht rächen konnten; aber die Feinde hatten einen zu großen Vorsprung, und sie fühlten sich zu schwach zur Verfolgung. Da begruben sie die Toten und fuhren traurig heim.

Groß war der Schmerz der Königin Hilda, als sie vernahm, wie schlecht alles verlaufen war. Ihre Tochter war in den Händen der Feinde, ihr Mann war erschlagen, und ihr Volk war so sehr durch diesen Kriegszug geschwächt, daß man jetzt gar nicht daran denken konnte, einen neuen zu unternehmen, sondern abwarten mußte, bis die Knaben zu Jünglingen herangewachsen wären.

### c) Das Schicksal Gudruns bei den Normannen.

Als die Normannen auf ihrer Flucht die heimischen Burgen vor Augen hatten, trat König Ludwig zu Gudrun und ermahnte sie, sich in ihr Schicksal zu finden. Er zeigte ihr das Land, über welches sie herrschen sollte, wenn sie seinen Sohn Hartmut zum Manne nähme. Sie aber blieb standhaft und erklärte, sie wollte lieber sterben, ehe sie das täte. Da brauste der König in wildem Zorne auf, ergriff sie bei den Haaren und warf sie über Bord. Die schöne Gudrun hätte nun ihren Tod in den Wellen gefunden, wenn nicht Hartmut ihr nachgesprungen wäre und sie gerettet hätte. Ludwig bereute auch die Tat und schickte Boten an Gerlinde, seine Gemahlin, mit der Bitte, die fremden Frauen bei der Landung wohl zu empfangen. Da erschien denn auch Gerlinde mit ihrer Tochter, der guten Ortrun, welche Gudrun wie eine Schwester empfing und herzlich küßte. Auch Gerlinde wollte Gudrun mit so traulichem Gruße empfangen; aber diese wandte sich unwillig ab und sprach: „Wie dürft Ihr mir solchen Gruß bieten, da Euer Rat es doch war, der mir armem Mädchen so großes Herzeleid brachte!“ Die Königin verbiß ihren Zorn, denn sie hoffte, Gudrun werde doch noch den Wünschen ihres Sohnes gefügig werden. Sie täuschte sich jedoch darin; allen Bitten zum Trotz weigerte sich die Jungfrau, den zum Manne zu nehmen, durch den sie ihren Vater und ihre Heimat verloren hatte. Da wurde Hartmut sehr bekümmert; die böse Gerlinde aber sprach: „Willst du nicht Freude haben, so sollst du Leid erfahren. Du sollst fernerhin mein Zimmer heizen und die Brände mit eigener Hand schüren!“ Gudrun antwortete: „Meiner Mutter Tochter hat zwar selten die Brände geschürt, doch verstehe ich es wohl, zu tun, was Ihr mir gebietet.“ „Ich werde dir,“ antwortete Gerlinde, „den Hochmut wohl austreiben; von deinen Gefährtinnen mußt du dich hinfort trennen!“ Aber die harte Arbeit beugte Gudruns Sinn nicht. Auch als Gerlinde ihr drohte, sie solle mit ihren Haaren den Staub wischen, blieb sie bei ihrer Weigerung. Auch Hartmuts und Ortruns gütliches Zureden half nicht; denn Gudrun wollte lieber alle Drangsale erdulden als ihrem Verlobten die Treue brechen. So trug sie alles bis in das neunte Jahr. Als Gerlinde endlich sah, daß alle

Härte, mit der sie die Jungfrau behandelte, ohne Erfolg blieb, beschloß sie, noch tiefer sie zu demütigen. Sie befahl ihr, täglich Wäsche an den Strand zu tragen und dort mit eigener Hand zu waschen. Auch durch diese Schmach ließ sich Gudrun nicht erweichen. Sie verrichtete ihre Arbeit, so daß ihr kein Vorwurf gemacht werden konnte. Ihr einziger Trost dabei war, daß die treue Hildburg, ihre Gefährtin, sich erboten hatte, ihr dabei zu helfen. So konnten die beiden heimatlosen Frauen doch wenigstens trauliche Zwiesprache pflegen und sich dadurch die lange Zeit verkürzen.

### d) Der Rachezug.

Niemals aber hatte Hilda aufgehört, über Mittel nachzusinnen, wie sie ihre Tochter aus den Händen der Normannen befreien könnte. Sie hatte starke Schiffe bauen lassen, und als die junge Mannschaft nun herangewachsen war, sandte sie zu ihren Helden, um sie zum Befreiungskriege auffordern zu lassen. Sie waren alle gern dazu bereit. Da kamen Herwig, Gudruns Verlobter, Horand, Morung, der reiche Markgraf, Irolt, der kühne Frute aus Dänemark und der alte Wate, der Held aus Sturmland, mit ihren tapfersten Degen. Auch der junge Ortwein zog mit, um das Leid der Schwester zu enden. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, stach die wohlbemannte Flotte in See zur Heerfahrt nach dem Normannenlande. Unterwegs rasteten die Heere auf dem Wülpensande, wo die jungen Helden durch den Anblick der Gräber ihrer Väter von neuem zur Rache angefeuert wurden. Dann segelten sie weiter und kamen an den Magnetberg, der die Schiffe vier Tage festhielt, bis sie endlich durch einen frischen Westwind befreit wurden. Horand war in den Mastkorb gestiegen und verkündete, daß man das Land der Normannen erblicken könne. Ehe sie es aber erreichten, ruhten sie auf einem Eilande aus und erquickten sich im Walde an den kühlen Quellen. Irolt stieg inzwischen auf einen Baum und erschaute vor sich sieben Burgen im Normannenlande. Die Helden führten nun ihre Rosse aus den Schiffen, damit sie sich von dem langen Stehen, das die Glieder der Tiere steif macht, wieder erholen könnten; auch setzten sie ihre Waffen in Bereitschaft. Dann beschlossen sie, heimliche Boten vorauszusenden, welche sich nach dem Lande und dem Schicksale Gudruns erkundigen sollten. Herwig und Ortwein erboten sich, diese Kundschaft einzuziehen.

### e) Der weissagende Vogel.

Es war an einem Mittwoch in der Fastenzeit, als Gudrun und Hildburg wieder am Strande wuschen. Da kam ein Vogel herbei-

geschwommen; zu dem sprach Gudrun: „Es tut mir leid, daß du so auf der großen Flut umherschwimmen mußt.“ Der Vogel aber konnte sprechen und sagte: „Ich bin ein Bote, dir von Gott gesandt; du kannst mich fragen, ich will dir Nachricht geben von allen deinen Verwandten.“ Das Mädchen erstaunte darüber, daß ein Vogel so reden konnte, als käme es aus eines Menschen Munde. Aber der Vogel ermunterte sie, zu fragen; ihr stehe große Freude bevor, denn Gott habe ihn ihr zum Troste gesandt. Da breitete Gudrun ihre Arme aus und warf sich nieder in den Sand, um Gott für seine Gnade zu danken. Dann sprach sie: „Vielguter Bote, da dich Christ gesandt hat, so sage mir: Lebt Hilda noch, die der armen Gudrun Mutter war?“ Der Vogel antwortete: „Das will ich dir verkünden. Hilda, deine Mutter, habe ich gesund gesehen; das größte Heer, das man je geschaut hat, hat sie zu deiner Rettung gesandt.“ Weiter fragte Gudrun nach ihrem Bruder Ortwein und ihrem Verlobten, und als sie erfuhr, daß sie nahe seien, wurde sie sehr froh. Noch von vielen andern Helden aus der Heimat berichtete ihr der Vogel, auch, daß am andern Morgen zwei Boten kommen würden, ihr sichere Kunde zu bringen. Dann flog der Vogel davon. Viel sprachen die beiden Mädchen noch von dem Wunder, das sie erlebt hatten; darüber verging der Tag, und sie hatten nur wenig gewaschen. Als sie nun nach Hause kamen, wurden sie von Gerlinde übel empfangen. Sie sagte: „Wer hat euch geheißen, so langsam zu waschen und meine Wäsche so schlecht zu bleichen? Wenn ihr nicht fleißiger werdet, so sollt ihr eure Trägheit bald bereuen.“ Hildburg wollte sich mit der Kälte entschuldigen; aber Gerlinde entgegnete zornig, ob es kalt sei oder warm, sie verlange, daß sie fleißig arbeiten sollten. Am nächsten Tage ganz früh sollten sie wieder zum Strande gehen, denn es ständen Festtage bevor, und wehe ihnen, wenn dann die Wäsche nicht weiß genug sei! Damit entließ sie die Mädchen in ihre Kammern, wo sie ihr hartes Lager aufsuchten. Sie schliefen in dieser Nacht jedoch wenig, denn sie mußten immer an das denken, was sie erlebt hatten und was ihnen der andere Tag bringen würde. Endlich war der Morgen da. Hildburg trat an das Fenster; da sah sie, daß frischer Schnee gefallen war. „Wenn wir heut wieder barfuß zum Strande gehen sollen,“ sprach sie zu Gudrun, „so haben wir leicht den Tod davon.“ „Laß uns,“ erwiderte diese, „Gerlinde bitten, das sie uns heute Schuhe zu tragen erlaube.“ Beide gingen in das Schlafgemach der Königin, welche noch im Bette lag, und trugen ihre Bitte vor. Aber das hartherzige Weib fuhr sie mit bösen Worten an: Sie sollten barfuß gehen wie immer und so kräftig waschen, daß das Wasser klar herunterfließe; ihr liege nichts daran, ob sie am Leben blieben oder den Tod

davon hätten. Da mußten die Armen mit bloßen Füßen durch den Schnee waten. Sie wuschen wie gewöhnlich, aber mit Sehnsucht schauten sie auf die Flut hinaus, ob nicht bald die Boten kämen, welche die Königin ihnen aus dem Vaterlande gesandt hatte.

Endlich sahen sie in einem Kahne zwei Männer heranrudern. Obgleich sie hofften, daß es die Langersehnten seien, so schämten sie sich doch, von ihnen in dieser Lage gesehen zu werden. Erst als die beiden Fremden an das Land gesprungen waren und ihnen die Versicherung gegeben hatten, daß sie ihnen nichts zuleide tun wollten, standen sie still. Sie baten aber, sie möchten sie schnell fragen, wenn sie etwas erfahren wollten. Denn wenn es ihrer Herrin überbracht würde, daß sie mit Fremden gesprochen, so hätten sie harte Strafen zu erwarten. Die beiden Männer erkundigten sich nun nach dem Herrn des Landes und ob nicht zwei Jungfrauen, die einst geraubt worden seien, sich hier befänden. Als Gudrun darauf Bescheid gegeben hatte, erkannten sich die beiden Verlobten an der Ähnlichkeit der Gesichtszüge und an den Ringen, die sie an den Fingern trugen. Voll Freude sanken sie einander in die Arme. Nun hätte Herwig sie am liebsten gleich von hinnen geführt, allein Ortwein hinderte das; er wollte auch die andern Gefangenen befreien und die Räuber bestrafen. Allen Einwendungen zum Trotz bestand er auf seinem Willen. So mußten denn die Verlobten, so schwer es ihnen auch wurde, wieder voneinander scheiden. Nachdem die beiden Helden versprochen hatten, am andern Tage mit einem Heere wieder zu kommen, fuhren sie von dannen. Gudrun aber warf trotzig die Wäsche ins Meer, indem sie sagte, was für Strafe sie auch erleiden sollten, sie sei zu gut, um für das böse Weib zu waschen. Als sie nun mit leeren Händen nach Hause kam, drohte Gerlinde ihr, sie mit Ruten zu peitschen. Listig antwortete Gudrun: „Mag die Wäsche auf dem Meere schwimmen, wohin sie will; ich kehre mich nicht daran, denn ich kann das Elend nicht länger ertragen. Ich habe mich entschlossen, Hartmut zu heiraten." Da verwandelte sich plötzlich der Zorn Gerlindens in laute Freude. Boten gingen, um Hartmut zu rufen, der freudig herbeikam, um von Gudrun selbst zu vernehmen, was er den andern kaum glauben mochte. Nun erhielten die armen Gefangenen ihre prächtigen Kleider zurück und schliefen zum ersten Male wieder in guten Betten. Aber als alles still war, entriegelte Gudrun die Tür des Schlafgemaches und vertraute den Freundinnen, daß alles eine List gewesen sei, und daß am andern Morgen die Erretter kommen würden.

Herwig und Ortwein hatten den Helden, die auf der Insel verborgen lagen, erzählt, daß sie Gudrun gesehen, und auch, in wie

elendem Zustande sie das Mädchen getroffen hatten. Als diese darüber so traurig wurden, daß sie Tränen vergossen, rief der alte Wate zornig: „Ihr tut, wie Weiber zu tun pflegen, und wisset doch nicht, weshalb! Das Weinen steht euch Helden schlecht. Wollt ihr Gudrun aus der Not helfen, so müßt ihr der Normannen Kleider rot färben, wie Gudrun sie weiß gewaschen hat. Auf denn! Die Luft ist heiter, hell scheint der Mond, schnell auf die Schiffe, damit wir morgen in aller Frühe vor Ludwigs Burg stehen!“ Nun tummelten sich alle, und bald hatten sie den Strand erreicht. In aller Stille lagerten sie dort den Rest der Nacht; als es aber tagte, ließ Wate sein Horn dreimal erschallen, und bald standen alle kampfbereit um Hildens Banner geschart.

Der Morgenstern, der den Aufgang der Sonne verkündigt, stand schon am Himmel; da spähte eine der Gefährtinnen Gudruns vom Fenster des Schlosses nach dem Meeresstrande hinaus. Zu ihrer großen Freude sah sie Helme und Schilde schimmern und bald auf dem ganzen Felde um die Burg Waffen leuchten. Schnell weckte sie ihre Herrin Gudrun. Wohl freute sich diese innig, als sie ihre Erretter sah; aber mit Schmerz dachte sie doch auch daran, daß heute mancher tapfere Mann den Tod erleiden werde.

Auch die Insassen der Burg fuhren plötzlich aus dem Schlafe empor, als der Wächter rief: „Wohlauf, ihr stolzen Recken! Zu den Waffen, Normannenkönig! Ich meine, Ihr habt schon zu lange geschlafen.“ Gerlinde sprang schnell vom Lager auf und weckte den König: „Wach' auf, Herr Ludwig, deine Burg ist von einer Unzahl von Feinden umlagert!“ Dieser wollte es nicht glauben und hielt die Fremden für eine Schar friedlicher Pilgrime. Als aber Hartmut herbeikam, erkannte er die Wappenzeichen der Fürsten von wohl zwanzig Reichen und wußte nun, daß Feinde gekommen waren, um ihr altes Leid zu rächen.

### f) Der Kampf.

Gerlinde riet, die Tore der Burg zu schließen, um sich darin zu verteidigen. Allein das schien dem kühnen Hartmut eines Helden unwürdig zu sein. Nachdem er die Seinen zur Tapferkeit ermahnt hatte, ließ er die Tore öffnen und stürmte mutig gegen den Feind; nur achthundert Mann ließ er als Besatzung der Burg zurück.

Es begann ein heißes Ringen um den Sieg. Wate von Sturmland stieß so kräftig in das Horn, daß man den Schall wohl dreißig Meilen weit vernehmen konnte, und daß die Feldsteine aus den Mauern der Burg zu fallen drohten. Die Angreifenden sammelten sich um Hildens Banner; auf sie stürzte sich Hartmut mit den Seinen.

Da sah man viele Lanzen zersplittern und Feuerfunken aus den Helmen sprühen. Hartmut ritt seiner Schar voran; als ob er ein Kaiser wäre, so stolz funkelte seine Rüstung in der Sonne. Als Ortwein ihn erblickte, rief er, er solle ihm heute entgelten, was er einst Übles getan habe. Hartmut spornte sein Roß, daß es hoch aufbäumte; beide Helden neigten die Speere und stürmten so mächtig aufeinander los, daß Ortweins Roß hinten zusammensank und auch das Hartmuts strauchelte. Die Pferde sprangen wieder empor; da erhob sich ein gewaltiger Klang von den Schwertern; keiner wollte dem andern weichen. Andere Ritter aber warfen sich zwischen sie, und so wurden sie für jetzt geschieden. Auf einer anderen Stelle des Schlachtfeldes trafen sie wieder aufeinander. So dicht flogen niemals Schneeflocken vor dem Winde, als die Schwertschläge der Helden. Zuletzt erhielt Ortwein einen Hieb durch den Helm, daß sein Harnisch vom Blute gerötet wurde. Als das Horand sah, reichte er Hildens Banner, das er bisher getragen hatte, einem andern und rannte auf Hartmut los, um seinen jungen König zu rächen. Bald befanden sie sich in einem so heftigen Kampfe, daß die Feuerfunken ihnen vor den Augen tanzten und die Schwerter sich auf den Helmen bogen. Auch Horand erhielt eine Wunde, daß ein roter Bach aus seinen Panzerringen hervorquoll. Hartmut war indessen ebenfalls verwundet, und so wurden beide Helden aus dem Getümmel geführt, damit sie verbunden würden. Herwig aber erblickte den alten Ludwig im Kampfe; da rief er: „Du hast meinen Haß reichlich verdient; du hast uns Hettel erschlagen und mir auf dem Wülpensande die Verlobte gestohlen; die mußt du mir wiedergeben, oder einer von uns muß darum sterben." Trotzig entgegnete Ludwig: „Ich werde schon dafür sorgen, daß du Gudrun nimmer küssest." Darauf rannten beide aufeinander los, und auch unter ihrem Gefolge ward der Kampf bald allgemein. So stark aber auch Herwig war, Ludwig schlug mit solcher Kraft auf ihn los, daß er strauchelte und wohl das Leben verloren hätte, wenn ihn seine Mannen nicht gerettet hätten. Es war ihm jedoch schimpflich, daß Gudrun, seine Verlobte, von dem Burgfenster aus seine Niederlage mit angesehen hatte. Er raffte sich daher wieder empor und suchte Ludwig von neuem auf. Wild sprangen die Helden abermals aufeinander los. Da verlor Ludwig den Sieg; denn Gudruns Verlobter traf ihn unterhalb des Helmes, daß ihm das Haupt von den Achseln sprang. Von der Burg erhob sich lautes Klagen über den Fall des alten Königs.

Hartmut, der von dem Tode des Vaters nichts wußte, wollte für heute das Gefecht abbrechen und mit den Seinen zu der Pforte zurückkehren, von der sie sich zu weit entfernt hatten; aber Wate war schon

mit tausend Mann bis an sie vorgedrungen und versperrte ihm den Weg. Von der Mauer warf man Steine auf die Hegelingen herab, so dicht, als wenn es regnete; allein der alte Held kümmerte sich nicht darum und dachte nur daran, wie er den Sieg erringe. Da auch die übrigen Pforten von den Feinden besetzt waren, so mußte Hartmut versuchen, sich den Weg mit Gewalt zu bahnen. So traf er auf Wate. Ein heftiger Kampf begann, dichter Staub wirbelte auf und verdunkelte das Sonnenlicht. Von Wate sagte man, daß er die Kraft von sechsundzwanzig Männern besäße; allein der junge Normannenkönig nahm es mit ihm auf. Während er so im Kampfe stand, hörte er, wie von der Burg herab Gerlinde, seine Mutter, um den Tod Ludwigs klagte und wie sie demjenigen Gold bot, der Gudrun und ihre Genossinnen erschlagen würde. Da wäre nun die Dulderin wohl der Rache des bösen Weibes erlegen, wenn der edle Hartmut nicht den mit dem Tode bedroht hätte, der es wagen sollte, Hand an sie zu legen. Darüber hätte er bald das Leben verloren. Ortrun, seine Schwester, sah, wie er in Gefahr war, und flehentlich bat sie Gudrun, sie möchte doch dem Morden Einhalt gebieten. Diese winkte mit der Hand zu den Ihrigen hinüber, und als Herwig sie erkannte, erfüllte er gern ihren Willen und hieß seine Ritter die Fahne gegen Wate hinwenden. Vergeblich bat er jedoch den harten Mann, von Hartmut abzulassen. Da trat er selbst zwischen die beiden, um sie voneinander zu scheiden; aber der Wütende versetzte ihm einen solchen Hieb, daß er zu Boden sank. Hurtig sprangen die Seinen hinzu und halfen ihm aus dem Kampfe. Hartmut aber ward gefangen und auf ein Schiff geführt.

Damit war der Widerstand der Normannen gebrochen; denn erschlagen lagen die meisten vor ihres Königs Burg. Die Burgmannen versuchten noch, den stürmenden Feinden den Eingang zu wehren; allein vergebens; die Tore wurden gesprengt. Furchtbar wütete das Racheschwert der Sieger; der wilde Wate schonte selbst der Kinder nicht. Gudrun rettete inzwischen die fliehende Ortrun in ihr Gemach. Auch Gerlinde wandte sich an sie und flehte um Rettung. Gudrun erinnerte sie wohl daran, wie unbarmherzig sie gewesen war; als aber nun der wilde Wate in den Saal drang und nach ihr fragte, suchte sie edelmütig die Königin zu verbergen. Eine andere der Jungfrauen zeigte ihm jedoch mit einem Winke, wo Gerlinde sei. Da ergriff er sie bei der Hand und zog sie mit den höhnenden Worten aus dem Saale: „Jetzt soll meine junge Herrin Eure Wäsche nie mehr waschen.“ Dann faßte er sie bei den Haaren und hieb ihr das Haupt herunter. Entsetzt schrien alle Frauen auf.

Endlich war das Morden zu Ende, und die Helden erschienen vor Gudrun, sie zu begrüßen. Diese empfing alle mit Freuden, am herzlichsten aber Herwig, ihren Verlobten. Nun trug man die Toten hinaus und reinigte die Burg von dem Blute; dann durchzogen die Sieger das ganze Normannenland und schufen überall viel Leid. Endlich war man zur Abfahrt bereit und stach mit den Befreiten in See.

### g) Die Heimkehr.

Boten waren vorausgegangen, um der Königin Hilda die Heimkehr zu melden. Niemals hatte diese so liebe Botschaft erhalten; daher bereitete sie den Ihren einen festlichen Empfang. Im Maimond langten die Ersehnten an. Als Mutter und Tochter einander in den Armen lagen, war alles Leid vergessen. Darauf ward fröhliche Hochzeit gefeiert. Herwig heiratete Gudrun, Ortwein Ortrun. Hartmut erhielt Verzeihung.

## 25. Die Nibelungen.

Nach Ludwig Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.

### a) Siegfried am Hofe zu Worms.

Zu Worms am Rhein saßen drei junge Könige, Gunther, Gernot und Giselher, und verwalteten mit großer Macht das Reich der Burgunden, welches ihr früh verstorbener Vater Dankrat ihnen hinterlassen hatte. Kühne Recken hatten sie um sich versammelt: Hagen von Tronje und seinen Bruder Dankwart, den Marschall, Volker von Alzei, den Spielmann, Sindolt den Schenken, Hunolt den Kämmerer, Rumolt den Küchenmeister. Aber die schönste Zierde ihres Hofes war die Jungfrau Kriemhilde, die Schwester der jungen Könige. Lieblich war sie in der Obhut der Brüder herangewachsen, und der Ruf ihrer Schönheit war weithin gedrungen.

Einst hatte Kriemhilde einen bangen Traum; ihr träumte, daß ein edler Falke, den sie sich gezogen, plötzlich von zwei Adlern ergriffen und vor ihren Augen zerrissen ward. Frau Ute, ihre Mutter, deutete den Traum auf einen edlen Gemahl, den sie früh verlieren würde. Kriemhilde aber sagte, sie wolle von keinem Manne wissen, sondern unvermählt bleiben; und viele Helden warben vergeblich um die schöne Königstochter.

Nun hörte auch der junge Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde zu Xanten am Rhein, von Kriemhilden. In früher Jugend schon hatte dieser Wunder der Tapferkeit mit seiner Hand getan: den unermeßlichen Schatz der

Nibelungen hatte er gewonnen samt dem Schwert Balmung und der Tarnkappe; den Lindwurm hatte er erschlagen und in dem Blute des schrecklichen Ungetüms gebadet, wodurch er eine hörnene Haut bekam. Umsonst ward er jetzt von seinen Eltern vor dem Übermut der burgundischen Recken gewarnt; von elf Helden begleitet, zog er aus, Kriemhilden zu erwerben. Als er am siebenten Morgen zu Worms angelangt war, ritt er köstlich ausgerüstet auf den Burghof und forderte König Gunther zum Kampf um Land und Leute heraus. Im Gedanken aber an die Jungfrau, um derentwillen er in das Land der Burgunden gekommen war, ließ er sich bald begütigen und blieb ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne jedoch Kriemhilden zu sehen; sie aber blickte öfters heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft warf. Erst als Siegfried für Gunther gegen die Könige Lüdeger von Sachsenland und dessen Bruder Lüdegast von Dänemark eine Heerfahrt unternommen und diese nebst fünfhundert auserwählten Degen als Gefangene in das Land der Burgunden gebracht hatte, sah er die Jungfrau auf einem großen Feste, welches die jungen Könige ihren Rittern und Freunden zur Feier des herrlichen Sieges bereiteten, und an dem fünftausend Gäste teilnahmen. Wie der Mond vor den Sternen, so leuchtete Kriemhilde vor den Jungfrauen, die ihr folgten; wie aus den Wolken das Morgenrot, so trat die Liebliche aus ihren Gemächern hervor. Sie begrüßte züchtig den Helden und dankte ihm, und Siegfrieds Freude war so groß, wie er sie noch nimmer in Sommerzeit an Maientagen gewonnen hatte.

### b) Die Fahrt nach Island.

Fern über dem Meere wohnte die schöne Königin Brunhilde. Wer sie zum Weibe begehrte, der mußte sie in drei Kampfspielen besiegen, im Speerschießen, im Steinwurf und im Sprunge; unterlag er in einem, so hatte er das Haupt verloren. Auf diese richtete König Gunther seinen Sinn, und er gelobte seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn er ihm Brunhilde gewinnen helfe. Siegfried warnte den König, denn ihm war die ungeheure Kraft und das geheimnisvolle Wesen der schönen Kampfjungfrau bekannt. Da Gunther aber auf seinem Vorsatze beharrte, erklärte er sich bereit, und so bestiegen die beiden mit Hagen und Dankwart ein Schiff und ruderten mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Siegfried aber hatte die Tarnkappe mitgenommen, die jeden, der sie trug, unsichtbar machte und mit der Stärke von zwölf Männern ausrüstete. Am zwölften Morgen kamen die Helden zur Burg Isenstein, wo Brunhilde mit ihren Jungfrauen am Fenster stand. Als sie gelandet

waren, hielt Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Untertan gehalten würde; dann ritten sie in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brunhilde grüßte Siegfried vor dem Könige, er aber sagte, sie erweise ihm zu viel Ehre, da er nur ein Dienstmann Gunthers sei, des Königs von Burgund. Als die Kampfspiele begannen, trat Siegfried, unsichtbar durch die Tarnkappe, zu Gunther. Der König, so flüsterte er ihm zu, solle nur die Gebärden machen, die Arbeit wolle er selbst übernehmen. Brunhilde streifte sich die Ärmel auf, ergriff den goldenen Schild, welchen vier Kämmerer mit Mühe herbeigetragen hatten, und schoß den mächtigen Wurfspieß auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbrach und die beiden Männer strauchelten; aber kräftiger noch warf Siegfried den Speer zurück, so daß Brunhilde umsank; doch rasch erhob sie sich wieder und sprach: „Edler Ritter Gunther, habe Dank für diesen Schuß.“ Alsdann warf sie einen gewaltigen Stein, den zwölf Männer kaum herbeigeschleppt hatten, zwölf Klafter weit und sprang noch über den Wurf hinaus im klirrenden Waffenkleide; aber weiter noch warf Siegfried den Stein, weiter noch trug der Unsichtbare den König Gunther im Sprunge. Zornig erkannte Brunhilde sich besiegt und hieß ihre Mannen Gunthern huldigen.

Freudig fuhren die Recken mit der stolzen Braut heim, und Brunhilde wurde zu Worms festlich empfangen und von Kriemhilde mit herzlicher Freundlichkeit begrüßt. An demselben Tage, an welchem Gunther sich mit Brunhilden vermählte, erhielt auch Siegfried den seiner Treue verheißenen Lohn und wurde der Gemahl der schönen Kriemhilde. Beim Hochzeitsmahle aber weinte Brunhilde, als sie Kriemhilden neben Siegfried sitzen sah; es kränke sie tief, sagte sie zu Gunther, als er sie nach dem Grunde ihrer Tränen fragte, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde. Bald darauf schied Siegfried von den Burgunden und führte Kriemhilde in seine Heimat nach Xanten, wo sein Vater Siegmund ihm die Krone seines Reiches übergab.

### c) Der Streit der Königinnen.

Zehn Jahre vergingen, und stets wunderte sich Brunhilde, daß Siegfried, den sie noch immer für einen Dienstmann ihres Gatten hielt, von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredete endlich Gunther, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf die nächste Sonnenwende zu laden. Boten wurden nach Niederland gesandt, und mit glänzendem Gefolge kamen Siegfried und Kriemhilde, vom alten Siegmund begleitet, nach Worms. In fest-

licher Freude verbrachten sie zehn Tage. Am elften aber, als man zur Vesper ging, kamen die beiden Königinnen, jede besonders, mit der Schar ihrer Jungfrauen zum Münster. Brunhilde hieß Kriemhilden zurückstehen, denn es gezieme sich nicht, daß das Weib eines Untertanen den Vortritt vor der Gemahlin des Königs habe. Da vergaß sich Kriemhilde, die in dem heißgeliebten Manne sich selbst entehrt fühlte, und hielt der Königin schonungslos mit lauter Stimme vor, daß sie ohne Siegfried nicht Gunthers Weib geworden wäre; denn nicht dieser, sondern Siegfried habe sie bezwungen; und damit betrat sie vor der zornbleichen und weinenden Königin das Münster. Weinend ging die gedemütigte Brunhilde heim. Hagen aber gelobte, ihre Tränen an Siegfried zu rächen; er schwur ihm Tod und Verderben. Bald war der Mordplan gegen den Ahnungslosen geschmiedet, und leicht ward es dem wilden Hagen, das Widerstreben des schwachen Gunther gegen den schändlichen Verrat zu überwinden.

Falsche Boten wurden bestellt und ritten zu Worms ein, als hätten sie von Lüdeger und Lüdegast, die man auf Treu und Glauben freigelassen hatte, neuen Krieg anzusagen. Auch jetzt wieder erbot sich Siegfried, der seinen Freunden immer gerne diente, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit war, ging Hagen zu Kriemhilde, um sich von ihr zu verabschieden. Sie bereute, was sie Brunhilden getan, und bat ihn, den sie für treu hielt, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Damit er das könne, vertraute sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei; denn damals, als er sich im Blute des Drachen gebadet, war ihm ein Lindenblatt dahin gefallen. Diese Stelle zu bezeichnen, nähte sie nach Hagens Rat ein kleines Kreuz auf ihres Mannes Gewand.

Hagen freute sich der gelungenen List, und kaum war Siegfried ausgezogen, so kamen andere Boten mit Friedenskunde von Lüdeger und Lüdegast. Ungern kehrte Siegfried um; statt der Heerfahrt aber sollte nun auf Hagens Vorschlag im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Auerochsen gehalten werden. Als Siegfried seiner Gemahlin Lebewohl sagte, da vergoß sie Tränen ohne Maß; denn böse Ahnungen ängstigten sie. Siegfried, der kein Mißtrauen kannte, suchte sie zu beschwichtigen; dann schied er von ihr und ritt mit Gunther, Hagen und einem großen Jagdgefolge zu Walde; Gernot und Giselher blieben daheim.

### d) Siegfrieds Ermordung.

Viele Rosse, mit Speise beladen, wurden über den Rhein geführt, und auf einem Anger vor dem Walde wurde die Lagerstätte bereitet.

Dann trennten sich die Jagdgesellen, damit man sähe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nahm einen kundigen Jäger und einen tüchtigen Spürhund und erlegte des Wildes so viel, daß er Lob vor allen gewann. Schon wurde zum Imbiß geblasen, als er einen wilden Bären aufjagte. Er sprang vom Rosse, eilte dem Tiere nach, fing es und band es auf seinen Sattel. So kam der kühne Held zur Feuerstätte geritten; herrlich war sein Jagdgewand, mächtig sein Bogen, den nur er zu spannen vermochte, reich verziert sein Köcher, von rotem Golde sein Horn. Als er abgestiegen war, ließ er den Bären los, der unter dem Gebell der Hunde davonrannte, Kessel und Brände zusammenwarf, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwerte erschlagen ward. Als die Jäger sich dann zum Mahle gesetzt hatten, brachte man Speise genug, aber es fehlte an Wein, den Durst der Jagdgesellen zu stillen. So hatte es Hagen arglistig veranstaltet. Jetzt gab er vor, er habe den Wein nach dem Spessart gesandt; denn dort, habe er geglaubt, solle das Jagen sein; doch wisse er ganz nahe der Lagerstätte einen kühlen Brunnen. Als nun alle sich anschickten, dorthin aufzubrechen, schlug Hagen dem schnellfüßigen Helden einen Wettlauf zur Quelle vor. Siegfried war sogleich bereit dazu, ja, er erbot sich, Ger und Schild, Schwert und Köcher und sein Gewand dazu mit sich zu tragen, während Gunther und Hagen ihre Kleider ablegen sollten.

Der Wettlauf begann; wie zwei Panther liefen die beiden Burgunden in ihren Hemden durch den Klee, aber Siegfried erreichte dennoch den Brunnen zuerst. Doch trank er nicht, bevor der König getrunken. Als er aber nach Gunther sich zur Quelle neigte, faßte Hagen den Speer, den Siegfried an eine Linde gelehnt hatte, und schoß ihn dem Helden da, wo das Kreuzzeichen war, in den Rücken, daß sein Blut des Mörders Gewand bespritzte. Der aber floh, wie er noch vor keinem Manne gelaufen war. Siegfried, auf den Tod verwundet, sprang auf, die Speerstange ragte ihm aus dem Rücken, er griff nach seinem Schild, denn Schwert und Bogen hatte Hagen fortgetragen, ereilte den Mörder und traf ihn mit so wuchtigen Schlägen, daß die Edelsteine aus dem Schildrande sprangen und der Schall der Hiebe rings im Walde widertönte. Aber Kraft und Farbe wich dem Helden, und blutend fiel er in die Blumen; noch schalt er die Verräter, die seiner Treue so übel gelohnt, und empfahl doch sein liebes Weib zugleich dem Bruder, dann rang er den Todeskampf und starb.

### e) Kriemhildens Trauer.

Als es dunkel geworden war, setzten sie über den Rhein und führten den Leichnam des Erschlagenen mit sich. Hagen war un-

menschlich genug, ihn vor Kriemhildens Kammertür legen zu lassen, damit sie ihn da fände, wenn sie am andern Morgen früh zur Messe ginge. Als die Glocken des Münsters läuteten, brachte der Kämmerer Licht und sah den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldete es Kriemhilden, welche, noch ehe sie ihn gesehen, wußte, daß es Siegfried sei, daß Hagen ihn ermordet, und daß sie selber den treuen Mann in die Hand des Bösen gegeben habe. Vom Schmerz überwältigt sank sie zu Boden, und das rote Blut entströmte ihrem Munde.

Die Jungfrauen des Gefolges weinten mit der lieben Herrin, und Burg und Stadt erschollen alsbald von der Wehklage um Siegfried. Als es Tag geworden, wurde der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt, und auch Gunther und der grimme Hagen folgten dem Zuge. Als aber Gunther um den Toten klagte und sich stellte, als hätten Räuber ihn im Walde erschlagen, da hieß Kriemhilde die beiden an die Bahre treten, um ihre Unschuld zu beweisen; und wie nun Hagen herantrat, da blutete die Wunde des Toten, also daß jedermann offenbar war, wer die furchtbare Tat verübt hatte. Der Leichnam wurde alsdann in einen kostbaren Sarg gelegt, und Kriemhilde blieb drei Tage und drei Nächte bei ihm, hoffend, daß auch sie der Tod hinnehmen werde. Meßopfer und Gesang für Siegfrieds Seele rasteten nicht in dieser Zeit. Auf dem Wege zum Grabe ließ sie den Sarg aufbrechen, erhob noch einmal das schöne Haupt mit ihrer weißen Hand, küßte den Toten, und ihre lichten Augen weinten Blut; dann trug man die Ohnmächtige fort und begrub den edlen Helden.

Freudlos kehrte der alte König Siegmund heim; Kriemhilde aber ließ sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten ging. Viertehalb Jahr sprach sie kein Wort mit Gunther, und ihren Todfeind Hagen sah sie niemals; dieser aber trachtete, daß der Nibelungenhort, Siegfrieds Morgengabe an Kriemhilde, in das Land komme, und wußte es einzurichten, daß sie den unermeßlichen Schatz, den der Zwerg Alberich in einem hohlen Berge hütete, holen ließ. Gernot und Giselher zogen mit achttausend Mannen nach Nibelungenland, schafften den Hort aus dem Berge, brachten ihn zu Schiffe nach Worms und übergaben Kriemhilden die Schlüssel.

Als sie aber von dem unerschöpflichen Golde Armen und Reichen freigebig austeilte, fürchtete Hagen den Anhang, den sie damit gewinnen könnte, und lud noch eine neue Schuld auf sein Gewissen. Er bemächtigte sich der Schlüssel des Hortes und versenkte den ganzen Schatz im Rhein. Dereinst gedachte er ihn zu genießen, das aber sollte nimmermehr geschehen.

### f) Reise der Burgunden nach Hunnenland.

Dreizehn Jahre hatte Kriemhilde im Witwentum gelebt, da starb Frau Helke, die Gemahlin des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel. Diesem rieten nun seine Freunde, um die edle Kriemhilde zu werben, und er sandte den Markgrafen Rüdiger, welcher die Burgundenkönige von Kind auf wohl gekannt hatte, mit großem Geleite nach Worms. Nach zwölf Tagen langten die stolzen Recken an und wurden mit Ehren empfangen. Kriemhilde widerstrebte lange dem Gedanken, eine zweite Ehe zu schließen. Weinen, sagte sie, gezieme ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr gesprochen und ihr geschworen hatte, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahren würde, zu rächen, ihr allezeit treu zu dienen in Etzels Land und ihr niemals etwas zu versagen, was ihre Ehre forderte, reichte sie, Rache für Siegfried hoffend, ihre Hand dar. Im Geleite ihrer Jungfrauen und des getreuen Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende zu dienen versprach, schied die arme Königin von Gunthers Hof und begab sich mit Etzels Boten nach Hunnenland. Ihr Weg ging über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, sie wohl empfing, dann über Bechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einsprach. Bei Tulna an der Donau ritt König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienten, Heiden und Christen. Die Hochzeit ward in Wien siebzehn Tage lang aufs glänzendste gefeiert, dann fuhren sie die Donau hinab nach Etzels Burg; von den Schiffen, die man zusammengeschlossen, den Zelten, die man darüber gespannt hatte, war der Strom bedeckt, als wäre es Land und Feld. So kamen sie an im Hunnenreiche, wo Kriemhilde fortan gewaltig an Helkes Stelle saß. Sie gebar ihrem Gemahl einen Sohn, den sie Ortlieb nannte, und ward geliebt und geehrt von allen Untertanen König Etzels.

Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergaß sie ihres Leides nicht; allezeit dachte sie, wie sie es rächen könne. Bitter klagte sie einst ihrem Gemahl, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandten noch niemals zu ihr gekommen seien, und sie überredete ihn, ihre Brüder zu einem Feste auf die nächste Sonnenwende einzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, wurden als Boten gesandt, und Kriemhilde trug ihnen besonders auf zu sorgen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. Die beiden Boten gelangten am zehnten Tage nach Worms und richteten ihren Auftrag aus. Gunther hieß sie sieben Tage warten; bis dahin wollte er sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft besprechen. Alle stimmten dafür, der Einladung zu folgen, nur Hagen riet, seiner Mordtat eingedenk und Kriemhildens Racheplan argwöhnend, von

der Reise ab; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht ziehen, stimmte er grollend zu, drang jedoch darauf, nicht anders als mit Heereskraft auszufahren, und so geschah es. Mit tausendundsechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen und neuntausend Knechten, brachen die Könige auf.

Durch Ostfranken zog die herrliche Schar und erreichte am zwölften Tage die Donau. Hagen setzte selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse wurden schwimmend hinübergetrieben. Zu Bechlarn erfuhren die Burgunden die Gastfreiheit des edlen Markgrafen Rüdiger und seiner trefflichen Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses ward Giselher verlobt; keiner ging unbeschenkt hinweg: König Gunther empfing ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs. Rüdiger selbst begleitete die Helden mit fünfhundert seiner Mannen zum Feste, und es wurden Boten dem Zuge vorausgesandt, Etzel und Kriemhilden die Ankunft der Gäste zu melden.

Als die Burgunden in Etzels Burg einzogen, stand Kriemhilde am Fenster und blickte, froh der nahen Rache, nach ihren Verwandten aus. Die Hunnen drängten sich herbei, die fremden Gäste zu schauen; jedermann fragte nach Hagen, der den starken Siegfried erschlug, und alle staunten ihn an, als er nun kam, wohlgewachsen, wie er war, von breiter Brust und langen Beinen, die Haare grau gemischt, schrecklich sein Blick, herrlich sein Gang. Die schöne Kriemhilde kam mit ihrem Gefolge und begrüßte mit erheuchelter Freundlichkeit die Burgunden; den jungen Giselher küßte sie und ergriff seine Hand. Als das Hagen sah, daß sie im Gruße unterscheide, band er sich den Helm fester. Als sie ihn dann nach dem Horte der Nibelungen fragte, erwiderte er trotzig, er habe an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Ohne weiter ein Wort zu sprechen ging sie, nur grimmige Blicke auf ihre Feinde werfend, hinweg.

Hagen nahm sich jetzt Volker zum Heergesellen, und allein schritten die beiden über den Hof und setzten sich Kriemhildens Saal gegenüber auf eine Bank. Sie sah es durchs Fenster, weinte und flehte Etzels Mannen um Rache an Hagen. Alsbald wappneten sich sechzig, und als ihr diese zu wenig dünkten, rüsteten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kam sie mit dieser Schar die Stiege herab. Der übermütige Hagen legte über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis schien, grün wie Gras; wohl erkannte es Kriemhilde, denn es war Siegfrieds Schwert, der mächtige Balmung. Auch Volker zog sein Schwert, und so saßen die beiden furchtlos da, und keiner stand auf, als die Königin vor sie trat.

Heftig fuhr sie Hagen an, daß er ihr den geliebten Mann erschlagen und ihr dadurch bis an ihr Ende Not und Jammer bereitet habe. Da leugnete Hagen nicht mehr, sondern rief laut aus, er habe es getan, möge es doch rächen, wer da wolle; und seine Rede klang so fürchterlich, daß die Hunnen einander ansahen und, den Tod fürchtend, abzogen.

König Etzel wußte von all dem nichts und empfing und bewirtete die Helden aufs beste. Als die Nacht gekommen war, wurden die wegemüden Recken in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet waren; Hagen und Volker aber, die treuen Freunde, hielten, in lichtes Stahlgewand gehüllt, Schildwacht vor dem Hause. Volker legte den Schild aus der Hand, nahm die Fiedel und setzte sich auf den Stein an der Tür. Seine Saiten klangen in die Nacht hinaus, daß das ganze Haus erdröhnte; süßer und süßer ließ er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert waren. Um Mitternacht glänzten Helme aus der Finsternis; es waren Gewaffnete, von Kriemhilde geschickt. Doch als sie die Tür so wohl behütet sahen, schlichen sie unter dem lauten Hohne Volkers wieder von dannen.

### g) Beginn des Kampfes.

Tags darauf lud Etzel die Burgunden zum Mahle. Noch ehe sie niedersaßen, ging Kriemhilde, von wilder Rachgier getrieben, zu Dietrich von Bern und flehte ihn an um Rat und Hilfe. Dietrich aber verwies ihr mit entschiedenen Worten den Verrat an ihren Blutsfreunden. Nun wandte sie sich an den jungen Blödel, Etzels Bruder, und verhieß ihm die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Witwe als Lohn, wenn er ihr beistehen und den Mördern Siegfrieds nach dem Leben trachten wollte. Blödel widerstand solchen Versprechungen nicht; mit tausend Bewaffneten zog er zur Herberge, wo Dankwart, der Marschall, mit den Knechten speiste. Nach kurzem Wortwechsel aber sprang Dankwart vom Tische auf und schlug ihm mit einem Schwertschlag das Haupt vom Rumpfe. Jetzt erhob sich ein grimmiger Kampf. Wer von den Knechten nicht Schwerter hatte, griff zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wurde erschlagen, aber andere zweitausend kamen und ließen nicht vom Streite, bis all die Knechte der Burgunden tot zu Boden lagen. Dankwart allein schlug sich zum Saale durch, wo die Herren waren. Gerade als er, ganz mit Hunnenblut beronnen, unter die Tür trat und laut rufend den Tod der Knechte verkündete, wurde Ortlieb, Etzels junger Sohn, von einem Diener zum Tische seiner fürstlichen Oheime getragen. Da brach

Hagens lange verhaltener Grimm los; er hieß Dankwart die Tür hüten, daß kein Hunne entschlüpfen könne, dann gab er die Losung zum unversöhnbaren Kampfe, indem er dem Kinde Ortlieb das Haupt abschlug, daß es der Königin in den Schoß sprang. Darauf schlug er dem Erzieher des Knaben das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel; so wütete er fort im Saale. Auch Volker erklang der Fiedelbogen laut in seiner Hand; wie ein wilder Eber focht der kühne Spielmann, und seine Töne fällten manchen Helden.

Vergebens versuchten die Könige vom Rhein, den Streit noch zu schlichten; als sie sahen, daß es unmöglich war, kämpften auch sie als tapfere Helden und schlugen den Feinden blutige Wunden. Volker sperrte innen die Saaltür, während Dankwart außen stand, um die Eindringenden abzuwehren. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobte Hagen, als er die Tür so wohl verwahrt sah, mit Schwerthieben durch den Saal und kannte in seinem Grimme keine Rücksicht mehr, so daß selbst Dietrich, der starke König von Bern, entsetzt auf eine Bank sprang. In dieser Not rief Kriemhilde Dietrichs Hilfe an. „Helft mir aus dem Saale, edler Ritter," sprach sie, „ich bin des Todes, komm' ich Herrn Hagen unter die Hand!" Sogleich stieg der edle Berner auf einen Tisch, winkte mit der Hand und ließ seine Stimme mächtig durch den Saal schallen, daß es klang wie ein Büffelhorn. Gunther vernahm den Ruf und gebot Stillstand. Dietrich verlangte, daß sie ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause ließen, allezeit wolle er ihnen dafür danken; und als die Bitte gewährt war, da umschloß er die Königin mit dem einen Arm, an der andern Seite führte er Etzel, und mit ihm gingen sechshundert Ritter. Auch Rüdiger mit fünfhundert räumte ungefährdet den Saal.

Jetzt wurde, was von Hunnen im Saal war, in grimmigem Getümmel niedergehauen, so daß auch nicht ein Mann übrig blieb. Dann legten die tapfern Recken ihre Schwerter ab und ruhten von der furchtbaren Arbeit aus; die Toten warfen sie die Stiege hinab. Vor dem Hause standen viel tausend Hunnen, laut klagend und schreiend. Hagen und Volker spotteten ihrer Feigheit und höhnten Etzel in wildem Übermut. Einen Schild voll Goldes, samt Burgen und Land, bot die Königin dem, der ihr Hagens Haupt brächte; doch kein Hunne wagte sich an den Gewaltigen.

Stille ward es nun, das Blut der Erschlagenen floß durch Löcher und Rinnen, und auf den Toten sitzend, ruhten die Burgunden aus. Aber noch bis zur Nacht währte der harte Streit. Da dachten die Burgunden, daß ein kurzer Tod ihnen besser sei als so lange Qual

in grauenvoller Not, und sie baten, daß man sie herausließe vor den Palast. Etzels Recken hätten ihnen die Bitte auch gewährt, die grimme Kriemhilde aber ließ es nicht zu. Nur die flehenden Worte des schuldlosen Giselher, welcher sie beschwor, den Brüdern das Leben zu lassen, machten sie zu einer Sühne geneigt; doch begehrte sie vor allem, daß sie ihr Hagen als Geisel herausgäben, und solche Untreue verschmähten die Könige. Da ließ die Zornmütige die Helden alle in den Saal treiben und diesen an den vier Enden anzünden. Bald stand das ganze Haus in Flammen, und dicht fiel das vom Winde entfachte Feuer auf die Burgunden nieder, die es mit den Schilden abwehrten und die Brände in das Blut traten. Rauch und Hitze setzten ihnen zu, und vom Durste fürchterlich gequält, tranken sie auf Hagens Anweisung das Blut aus den Wunden der Erschlagenen, als wäre es der beste Wein.

### h) Rüdigers Kampf mit den Burgunden.

Am nächsten Morgen waren ihrer noch sechshundert übrig; mit neuen Kämpfen bot man ihnen den Morgengruß. Kriemhilde ließ das Gold in Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde, um ihre Mordlust anzustacheln. Der edle Markgraf Rüdiger stand, Tränen in den Augen, da und sah die Not auf beiden Seiten. Die Hunnen warfen ihm vor, daß er für Land und Leute, die er vom Könige habe, noch keinen Schlag in diesem Streite getan habe, und fußfällig flehten ihn Etzel und Kriemhilde um Hilfe an; jener versprach ihm, er wolle ihn dafür zum Könige neben sich erheben; diese gemahnte ihn des Eides, den er ihr geschworen hatte, daß er all ihr Leid rächen wolle. Schwer ward da Rüdiger das Herz und schwer der Kampf in seinem Innern; denn was er auch begann oder unterließ, so tat er übel. Er hatte die Burgunden zu Etzels Hof geleitet, in seinem Hause sie bewirtet, seine Tochter, seine Gäbe ihnen gegeben, und nun sollte er mit ihnen streiten! Stand er ihnen aber bei, so brach er seinem Herrn die Treue, und tat er keins von beiden, so hatte er Schande bei aller Welt zu erwarten.

„Herr König,“ sprach der Unglückliche in dieser Seelenpein zu Etzel, „nehmt wieder, was ich von Euch habe, Land und Burgen und das rote Gold; nichts von allem will ich behalten und will zu Fuß mit Weib und Kind ins Elend ziehen!“ Etzel aber und Kriemhilde ließen nicht ab, ihn mit Bitten zu bestürmen, und so entschied er sich nach langem Ringen, ihnen zu leisten, was er ihnen gelobt, ob auch Leib und Seele auf der Wage standen. Weib und Kind befahl er den Gebietern und hieß dann tief bekümmert seine Mannen

sich rüsten. „Waffnet euch," rief er ihnen zu, „denn leider müssen wir jetzt mit den tapfern Burgunden kämpfen!"

Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sah, freute er sich der vermeinten Freundeshilfe; Rüdiger aber stellte den Schild vor die Füße und sagte den Burgunden die Freundschaft auf. „Ihr kühnen Nibelungen," rief er laut in den Saal hinein, „Leid sollt ihr von mir haben, statt euch meiner zu freuen. Wir sind Freunde gewesen, der Treue will ich ledig sein." Umsonst mahnten sie ihn aller Lieb' und Freundschaft. Wie sehr wünschte er, daß sie am Rhein wären und er mit Ehren tot! Den Streit aber konnte jetzt niemand mehr scheiden. Schon hoben sie die Schilde, da verlangte Hagen noch einmal mit ihm zu reden; der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben hatte, war ihm in der Hand zerhauen; er bat Rüdiger um den seinigen, und Rüdiger gab ihm den Schild, die letzte Gabe, die der milde Markgraf darreichte. Manches Auge wurde da von heißen Tränen rot, und den grimmen Hagen selbst erbarmte die Gabe; er und sein Geselle Volker gelobten, Rüdiger nicht im Streite zu berühren. Rüdiger hob seinen Schild und drang mit den Seinen hinan; sie wurden in den Saal gelassen, und schrecklich klangen drin die Schwerter. Als Gernot sah, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, ward er zornig und sprang zum Kampf auf ihn zu. Schon hatte er selbst nach furchtbarem Streiten die Todeswunde empfangen, da führte er auch den Todesstreich auf Rüdiger mit demselben Schwerte, das dieser ihm einst gegeben hatte. Tot fielen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden aber übten grimmige Rache und ließen nicht einen von den Mannen Rüdigers am Leben.

Als der Tote herausgetragen wurde, erhob sich ungeheure Wehklage von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erscholl Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs von Bern hörte das laute Wehe und meldete es sogleich seinem Herrn. Der Berner sandte seinen Waffenmeister Hildebrand, um von den Burgunden selbst zu erfahren, was geschehen sei. Da waffnete sich dieser, und zugleich rüsteten sich, ohne Dietrichs Wissen, alle seine Recken und begleiteten kampfbegierig den Meister.

Als Hagen auf Hildebrands Frage Rüdigers Tod bestätigte, rannen den Mannen Dietrichs Tränen über die Bärte. Hildebrand aber vermochte vor Seufzen nicht weiter zu fragen; er bat nur um den Leichnam Rüdigers, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten könnten. Als die Herausgabe der Leiche von den Burgunden verweigert wurde, begann ein wütender Kampf, in welchem unter andern Volker und Giselher fielen; nur Gunther und

Hagen blieben am Leben und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken Wunde von Hagens Hand entkam und blutberonnen zu seinem Herrn zurückkehrte.

### i) Kampf der Berner mit den Burgunden.

König Dietrich saß am Fenster und fragte Hildebrand, wer ihm die Brünne so blutigrot gefärbt hätte. Der Meister erzählte, wie sie Rüdiger hätten wegtragen wollen, die Burgunden es aber nicht gelitten hätten. Als Dietrich vernahm, daß Rüdiger gefallen war, wollte er selbst hingehen und befahl, Hildebrand solle sogleich alle Recken sich waffnen heißen. Hildebrand aber antwortete: „Wer soll zu Euch gehen? Wen soll ich rufen? Was Ihr habt der Lebenden, die stehen hier vor Euch." Mit Schrecken hörte der Berner den Tod seiner Mannen, und das Haus dröhnte von seiner Klage. „Wehe," rief er, „so hat mich Gott vergessen! Ich armer Dietrich, und war doch einst ein mächtiger König! Wer soll mir nun wieder in mein Land helfen? Wehe, daß vor Leid niemand sterben kann!" Dann holte er selbst sein Waffengewand, und Meister Hildebrand half ihn wappnen.

Als Hagen ihn kommen sah, vermaß er sich laut, daß er allein den Helden im Kampf bestehen wolle. Dietrich trat vor Gunther und Hagen und warf ihnen vor, was sie ihm Leides getan hatten; als Sühne forderte er, daß sie sich ihm als Geiseln ergäben, dann wolle er sie treu behüten und selber heimgeleiten. Davon wollte aber Hagen nichts hören; er nannte es schmählich, daß zwei wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollten. Da mahnte ihn Dietrich, wessen er sich vermessen hätte, und zornig sprang alsbald der grimme Hagen die Stiege herab ihm entgegen und ließ sein gutes Nibelungenschwert laut auf Dietrichs Helm erklingen. Dietrich aber schlug nach langem Kampfe seinem furchtbaren Gegner eine tiefe Wunde und überwand ihn; töten aber wollte er den Ermatteten nicht. Er ließ seinen Schild fallen und umschlang ihn mit seinen starken Armen, daß er sich binden lassen mußte. So führte er ihn zur Königin, der es ein süßer Trost nach hartem Leide war, als sie den Mörder Siegfrieds in ihrer Gewalt hatte. Dietrich empfahl den Gefangenen ihrer Gnade, sie aber ließ ihn festgeschlossen in einen Kerker werfen.

Der Berner war unterdessen zu Gunther zurückgekehrt; auch ihn band er nach heißem Kampfe und übergab ihn Kriemhilden, ebenfalls mit der Mahnung, ihn zu schonen. Diese aber ging zuerst in Hagens Kerker und versprach ihm das Leben, wenn er wiedergäbe, was er ihr genommen hätte; und als Hagen erwiderte, ihre Rede sei verloren, denn er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solange

seiner Herren einer lebe, ließ die Furchtbare ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es an den Haaren vor Hagen. Der aber sprach, als er des lieben Herrn Haupt erblickte: „Nun ist alles so ergangen, wie ich es mir gedacht; der edle König von Burgund ist tot und Giselher der junge und Gernot; jetzt weiß niemand den Schatz als Gott und ich allein, und ewig soll er dir nun, du Teufelin, verborgen bleiben!“ Da hob Kriemhilde Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt gesehen hatte, und schlug dem grimmigen Hagen das Haupt damit ab. Der alte Hildebrand aber ertrug es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig sprang er auf sie zu und hieb die gräßlich Schreiende mit schwerem Schwertstreich zu Stücken. Leib an Leib lagen die Toten im Hofe, und weinend standen Etzel und Dietrich und beklagten von Herzensgrund so viele Freunde und Mannen. So hatte das Fest mit Jammer geendet, und alle Lust war zu Leid geworden.

## 26. Aus der Amelungensage.

Nach Ludwig Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.

### 1. Dietrichs Kampf mit dem Riesen Ecke.

In dem Lande, wo jetzt die Stadt Köln liegt, wohnten einst drei königliche Jungfrauen. Die hatten das Lob des Königs Dietrich von Bern vernommen und wünschten sehr, ihn einmal zu sehen. Drei riesenhafte Brüder, Ecke, Fasolt und Ebenrot, warben um die Jungfrauen. Ecke, der kaum achtzehn Jahre alt war, hatte schon manchen im Kampfe besiegt; sein größter Kummer war, wenn er mit niemand kämpfen konnte. Es verdroß ihn, daß der Berner vor allen Helden gepriesen ward, und er gelobte, ihn gütlich oder mit Gewalt, lebend oder tot herzubringen. Zum Lohne für dies Versprechen schenkte ihm die schönste von den Jungfrauen eine herrliche Rüstung. Auch ein treffliches Roß ließ sie ihm vorführen, aber ihn vermochte kein Roß zu tragen, und er brauchte auch keins; vierzehn Tage und Nächte konnte er gehen, ohne müde und hungrig zu werden.

Zu Fuß eilte er von dannen; in weiten Sprüngen rannte er durch Gebirge und Wälder, bis er nach Bern kam. Als er nun dort vernahm, daß der König Dietrich in die Berge geritten sei, von denen die Etsch herabbraust, eilte er ihm nach. Da fand er im wilden Walde vier Ritter am Boden liegen; drei waren tot, und der vierte hatte solche Wunden, daß man sie nicht mit Händen messen konnte. Der Ritter warnte Ecke vor dem Berner, der ihn also verwundet und ihm seine Genossen erschlagen habe. Aber Ecke wurde dadurch nur noch begieriger, mit Dietrich zu kämpfen.

Als er nun endlich den Berner im Walde reiten sah, da lief er zu ihm hin und forderte ihn zum Kampfe. Dietrich zeigte keine Lust, mit einem zu streiten, der über die Bäume ragte. So zogen sie lange Zeit nebeneinander hin, der Berner hoch zu Roß, Ecke nebenher schreitend und ritterlichen Kampf von ihm fordernd. Er drohte, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, wenn er ihm den Kampf versage.

Endlich willigte der Berner ein, am nächsten Morgen zu streiten. Doch Ecke wollte gleich kämpfen. Schon war die Sonne untergegangen, als Dietrich vom Rosse stieg. Sie kämpften noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlugen, leuchtete ihnen. Das Gras ward vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlugen sich tiefe Wunden und rangen miteinander auf Leben und Tod. Endlich unterlag Ecke. Vergebens bot Dietrich ihm Schonung und Genossenschaft an, wenn er sein Schwert abgebe; Ecke war trotzig und zeigte ihm selbst die Fuge, wo sein Harnisch zu durchbohren sei. So mußte Ecke sterben.

Dietrich beklagte den Tod des tapfern Jünglings, nahm dessen Rüstung und Schwert und bedeckte den Toten mit grünem Laube. Schwere Kämpfe hatte Dietrich noch mit Eckes Bruder Fasolt zu bestehen und mit dessen ganzem Geschlechte. Als er endlich in Köln eintritt, hatte er das Haupt Eckes am Sattelbogen hangen und brachte es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt hatten.

## 2. Zwergkönig Laurin.

Similde, die Schwester Dietleibs von Steier, lustwandelte einst vor ihrer Burg; da kam aus Tirol, in seine Nebelkappe gehüllt, der Zwergkönig Laurin und führte sie weit, weit hinweg in seine Berge. In dieser Not ritt Dietleib zum alten Hildebrand, dem Waffenmeister des Königs Dietrich, und dieser führte den Jüngling von seiner Burg am Gardasee hinab zu seinem Herrn. Dem erzählte Hildebrand von dem Übermute des kleinen Laurin und von seinem Rosengarten mit einer goldenen Pforte, der statt der Mauer mit einem Seidenfaden umspannt sei; wer den zerreiße, werde um Hand und Fuß gepfändet.

Sogleich machte sich Dietrich zu dem Abenteuer auf, begleitet von Wittich, dem Sohne des kunstfertigen Schmiedes Wieland; Dietleib, Hildebrand und dessen Neffe Wolfhart folgten nach. Nachdem Dietrich und sein Begleiter sieben Meilen im wilden Walde geritten waren, kamen sie vor den Garten, aus dem die Rosen dufteten und glänzten. Als nun Wittich die Rosen zertrat, da kam Laurin mit Speer und Schild geritten, um den Frevler zu strafen. Wittich ver-

mochte sich des Zwerges nicht zu erwehren, so daß Dietrich seinen Speer ergriff, um ihm zu helfen.

Da erschien der alte Hildebrand mit seinen beiden Genossen. Auf seinen Rat versuchte Dietrich, den Zwerg mit Schwerthieben zu betäuben, aber der machte sich unsichtbar und schlug dem Berner tiefe Wunden. Zornflammen gingen aus des Berners Munde, doch bezwang er den Kleinen erst, als er ihm auf Hildebrands Rat seinen Gürtel entrissen hatte. Nun bat Laurin um Gnade, die ihm Dietrich zögernd gewährte. Da lud der Zwerg die Helden in seinen hohlen Berg.

In der Frühe langte Laurin mit seinen Gästen dort an. Vor dem Berge war ein lustiger Plan mit einer schönen Linde und duftreichen Obstbäumen; darauf sangen Vögel aller Art, und umher spielte zahmes Wild. Dietrichs Herz war freudenvoll, aber der alte Hildebrand riet, den Tag nicht vor dem Abend zu loben.

Auf den Ton eines Hornes öffnete sich der Berg. Durch eine stählerne Tür und dann durch eine goldene traten die Helden hinein. Gesang, Tanz, Ritterspiel trieben hier die Zwerge, aber auf die Helden fiel ein Zauber, daß keiner den andern sah. Zu Tisch erschien Dietleibs Schwester Similde, herrlich gekrönt und reich gekleidet. Ein Stein ihrer Krone vertrieb den Zaubernebel. Sie herzte ihren Bruder und küßte ihn und sehnte sich wieder nach ihrer Heimat. Laurin beredete die Helden, sich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen war, fiel der Zauber wieder auf die Augen der Gäste, und ein betäubender Trank senkte sie in tiefen Schlaf.

Da ließ Laurin sie binden und in einen Kerker werfen, nur Dietleibs wollte er schonen. Der aber sprach zu ihm: „Mit nichten, was ihnen geschieht, geschehe auch mir!“, da ward auch er eingesperrt. Aber seine Schwester befreite ihn, schenkte ihm einen Ring, der den Zauber hinwegnahm, und gab ihm seine Rüstung zurück. Da warf Dietleib den Genossen ihre Waffen in den Kerker hinab. Als Laurin Dietleib frei sah, stieß er ins Horn, um sein Zwergenheer zu sammeln. Indes hatte Dietrich mit der Glut seines Mundes seine Bande verbrannt und löste auch die Gefährten. Als nun die Zwerge zu Tausenden erlagen, da lief einer vor den Berg und rief mit dem Horne fünf Riesen aus dem Walde herbei. Die eilten mit ihren Stangen zum Streite. Nachdem nun alle Helden durch Similden Hilfe von dem Zaubernebel befreit waren, nahm jeder von ihnen einen Riesen auf sich und erschlug ihn. Bis ans Knie wateten die Helden im Blute.

Laurin ward gefangen genommen; großen Schatz führten die Sieger von dannen. Similde ward einem edlen Manne zur Frau gegeben, Laurin aber mußte zu Bern ein Gaukler sein.

## 3. Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg sammelte sich ein stattliches Heer, um dem von seinem Oheim vertriebenen Dietrich Hilfe zu leisten. König Etzel hatte zwei herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort; diese wünschten sehnlichst, mit Dietrich zu reiten und seine Stadt Bern zu sehen. Sie wandten sich mit ihrer Bitte zuerst an ihre Mutter. Frau Helche sah ihre Kinder traurig an; ihr hatte geträumt, ein Drache sei durch ihr Kammerdach geflogen, habe vor ihren Augen ihre beiden Söhne hinweggeführt und sie auf weiter Heide zerrissen. Als aber die Jünglinge nicht abließen zu bitten, legte die Mutter selbst Fürbitte bei Etzel ein. Ungern gewährte der König die Bitte und nur auf die Versicherung Dietrichs hin, die Jünglinge aufs treuste zu hüten und nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Mit vielen Tränen wurden die Königskinder entlassen.

Das Heer zog durch Österreich gen Bern. Hier sollten Etzels Söhne zugleich mit Diether, Dietrichs einzigem Bruder, der ein wenig älter war als sie, zurückbleiben. Dietrich befahl sie auf Leben und Ehre dem alten Helden Ilsan, Hildebrands Bruder. Niemals sollten sie auch nur vor das Tor kommen; mit eigner Hand werde er den Pfleger töten, drohte er, wenn ihnen irgend Leids geschehe. Er brach nun mit dem Heere nach Raben auf, wo seines Oheims Kriegsmacht lag.

Den Jünglingen war es herzlich leid, daß Dietrich sie nicht mit auf die Heerfahrt genommen habe. Sie knieten vor ihrem Meister Ilsan nieder und küßten ihm die Hände, daß er sie nur ein wenig vor die Stadt reiten lasse, um all den herrlichen Bau zu sehen. Ilsan widerstand den Bitten der Jünglinge nicht, und ehe er sich noch angeschickt hatte, sie zu begleiten, waren sie schon zur Stadt hinaus. Es war im Herbste, wo die Nebel stark sind; so kamen die drei Jünglinge auf einen unrechten Weg, der sie über die weite Heide gegen Raben führte. Ilsan eilte ihnen nach, aber er fand sie nirgends; laut rief und jammerte er, ihm antwortete niemand. Vor dichtem Nebel konnte er sie auf der Heide nicht erschauen. Den ganzen Tag strichen sie hin und her und übernachteten in einem Tal im Freien.

Am Morgen ritten sie weiter, dem Meere zu. Diether fing schon an, diese Irrfahrt zu bereuen. Als aber der Nebel wich und die Sonne heiter vom blauen Himmel schien, da bewunderten Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin der Berner immer mit Freuden wohnen sollte. Da erblickten sie auch den Recken Wittich, der jetzt auf Ermenrichs Seite stritt. Sie wollten diesen Verräter an Diether und seinem Bruder sogleich angreifen, obschon sie statt der Harnische nur Sommerkleider anhatten. Umsonst warnte sie Wittich

mehrmals. Scharpf ritt ihn zuerst an und schlug ihm starke Wunden; da zückte Wittich mit Grimm das Schwert Mimung, daß der Jüngling mit gespaltenem Haupte vom Rosse herabschoß. Ort wollte den Bruder rächen und erlitt gleichen Tod, obschon Diether ihm beistand. Dieser kämpfte noch bis zum Abende zu Fuß; seine Schnellheit, darin ihm niemand gleichkam, fristete ihm so lange das Leben. Zuletzt fiel auch er, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen. Ihn betrauerte Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er wollte zu Rosse steigen, aber die Kräfte versagten ihm, er mußte sich auf der Heide niederlegen.

Indes war bei Raben Ermenrichs Heer von Dietrich in blutiger Schlacht besiegt worden. Dietrich freute sich auf der Walstatt des Sieges, da kam Ilsan und meldete, daß er die jungen Könige verloren habe. Mit eigenen Händen, wie er gedroht hatte, hieb Dietrich ihm das Haupt ab; dann ritt er, ohne sich zu wappnen, aus, die Jünglinge zu suchen. Banger Ahnung voll, ritt er über die weite Heide, bis er endlich die drei Erschlagenen fand. Da stieg Dietrich vom Rosse, küßte die bleichen Jünglinge auf die Wunden und verfluchte den Tag seiner Geburt. Vor großem Jammer weinte er Blut und biß sich ein Glied aus der Hand. An der Größe der Wunden erkannte er, daß sie mit dem Schwerte Mimung geschlagen waren.

Da sah man Wittich rasch über die Heide reiten. Grimmig sprang der Berner auf und spornte sein Roß so heftig, daß keiner der Seinigen ihm folgen konnte; Feuer sprühte von den Hufschlägen. Speer, Helm und Schild hatte er auf der Walstatt gelassen, nur das Schwert führte er mit sich. Er rief Wittich an, mahnte, flehte ihn bei Heldenruhm und Frauenehre an, zum Kampfe zu halten, verhieß Bern und Mailand, verhieß sein ganzes Reich, wenn Wittich obsiege. Aber Wittich jagte nur um so schneller davon. Rienold, sein Neffe, der mit ihm ritt, schämte sich der Flucht und wollte ihn zum Kampfe bewegen: zu zweien würden sie den Berner bezwingen; aber Wittich wollte nicht hören, befahl den Neffen in Gottes Schutz und rannte weiter. Rienold stach seinen Speer auf Dietrich; dieser hieb ihn vom Rosse, ritt Wittich nach und reizte ihn, Rienolds Tod zu rächen. Aber je länger je mehr eilte Wittich davon, mahnte unabläßig sein Roß Scheming zur Eile und versprach ihm Grummet und lindes Heu die Fülle. Auch Dietrich trieb sein Roß zu rasendem Laufe an, so daß es von Blut troff; vor Zorn glühte er, so daß sein Harnisch weich ward. Kaum war noch eines Roßlaufs Weite zwischen beiden — Wittich war bis an den Meeresstrand getrieben und gab sich schon verloren —, da kam die Meerfrau, seine Ahnmutter, und nahm ihn

samt dem Rosse mit sich auf den Grund des Meeres. Der Berner ritt bis zum Sattelbogen in das Meer nach, da mußte er umkehren. Vergeblich wartete er darauf, daß Wittich wieder erscheine.

Nun erstürmte Dietrich die Stadt Raben, daraus sein Oheim, die Seinen verlassend, um Mitternacht entwich. Dann sandte er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hilfsvolke nach Hunnenland zurück. Rüdiger sollte ihn bei Etzel und Helche entschuldigen; er selbst wagte noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit seinen Helden bei Etzel ankam, liefen die herrenlosen Rosse der beiden Königssöhne mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin wollte eben mit ihren Frauen in den Garten gehen, um an den Blumen ihre Augen zu weiden, da sah sie die blutigen Rosse ihrer Kinder. Im ersten Schmerze verwünschte sie den Berner; doch ward sie versöhnt, als Rüdiger meldete, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren habe. Ja, sie ward selbst Dietrichs Fürsprecherin bei Etzel. Der Berner kam nach Etzelnburg, ging auf den Saal, neigte sein Haupt auf Etzels Fuß und bot sein Leben zur Sühne. Die Königin weinte, und Etzel richtete Dietrich mit neuer Huld auf.

## 4. Hildebrand und Hadubrand.

Der alte Hildebrand ritt mit Dietrich von den Hunnen zurück. Dieser eilte nach Bern, jener auf seine Burg am Gardasee, da er Frau Uten, seine Hausfrau, in zweiunddreißig Jahren nicht gesehen hatte. Man warnte den alten Recken vor dem jungen Hadubrand, der ihn sicherlich auf der Mark anrennen werde. Aber der alte Waffenmeister erwiderte, er wolle dem jungen Degen schon einen Schwertschlag geben, daß er ein ganzes Jahr lang seiner Mutter zu klagen habe.

An der Grenze des Amelungenlandes trat denn auch Hadubrand dem Alten entgegen mit den Worten: „Was suchst du in meines Vaters Lande? Du hättest daheimbleiben sollen beim warmen Herde!“ Lachend entgegnete ihm der alte Waffenmeister: „Zu reisen und zu fechten bis an meine Hinfahrt, ist mir bestimmt; darauf grauet mir der Bart,“ und weigerte sich, Harnisch und Schild hinzugeben, wie es der Junge verlangte. Von den Worten kamen sie zu den Schwertern. Hildebrand empfing einen Schlag, davon er sieben Klafter hinter sich sprang. „Den Schlag,“ rief er, „lehrte dich ein Weib!“, sprang vorwärts, faßte den Jungen, wo er am schmalsten war, und schwang ihn rückwärts ins Gras. Als nun Hadubrand seinen Namen nannte, schloß der Alte den goldenen Helm auf und küßte tränenden Auges seinen Sohn, den er so lange nicht gesehen hatte. Da erkannte Hadubrand seinen Vater und war traurig, daß

er ihm eine Wunde geschlagen habe; lieber wollte er sie an seinem eigenen Leibe tragen.

An des Vaters Seite ritt er jetzt heim, führte ihn in der Mutter Haus und ließ ihn sich oben am Tische setzen. Als nun Frau Ute sich darob verwunderte und meinte, es sei zu viel der Ehre, einen gefangenen Mann obenan zu setzen, sprach Hadubrand zu ihr: „Er ist mit nichten ein Gefangener, sondern mein Vater Hildebrand.“ Da freute sich Frau Ute der Rückkehr des so lange Entfernten, schloß ihn jubelnd in ihre Arme und schenkte ihm selber den Wein ein. Nach kurzer Rast ritten Vater und Sohn nach Bern an den Hof Dietrichs.

Auf dem Wege dahin erhielten sie die Kunde, Ermenrich sei gestorben und die Römer hätten beschlossen, Dietrich das Reich zu übertragen. Dieser besiegte nun alle seine Widersacher und ward in Rom feierlich gekrönt. Die Krone strahlte noch lange Jahre auf seinem Haupte, nicht bloß als Sinnbild der Macht, sondern auch der Gerechtigkeit, Milde und jeglicher Mannestugend.

## 27. Das Entstehen des Embachs.

F. Fählmann. Entnommen aus: Deutsches Lesebuch von K. Sallmann. 1. Teil.

Altvater hatte die Erdscheibe erschaffen und darüber den blauen Himmel gespannt mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne. Auf der Erde wuchsen und gediehen Pflanzen, und die Tiere freuten sich ihres Lebens. Aber die Tiere kamen nicht den Geboten des Alten nach und fingen an, einander zu verfolgen und anzufeinden. Da versammelte er sie einmal alle und redete sie so an: „Ich habe euch erschaffen, damit ein jegliches sich seines Lebens freuen sollte, und ihr fangt an, euch anzufeinden und eins das andere sogar zu fressen. Ich sehe, es tut not, euch einen König zu geben, der euch beherrsche und im Zaum halte. Zu seinem Empfange müßt ihr ihm einen Bach graben, damit er an seinen Ufern sich ergehe; den Bach grabt aber hübsch tief und breit, damit die Kleinen alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen! Aber die Erde werft nur nicht hier- und dorthin, sondern häuft sie zu einem Berge auf, und auf ihm will ich einen schönen Wald wachsen lassen, und hier soll euer König wohnen! Auch Schluchten und Täler laßt dazwischen, damit er Schutz gegen Wind und Wetter und Sonne daselbst habe! Ich sehe euch hier zahlreich versammelt, ein jeder kennt seine Kräfte, frisch zur Arbeit!“

Damit verließ der Alte die Gesellschaft, und alles ging sogleich an die Arbeit. Hase und Fuchs maßen den Lauf aus. Der Hase

sprang voran, der Fuchs lief ihm nach, und sein nachschleppender Schwanz bezeichnete den Lauf des werdenden Embachs. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs arbeitete in die Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug, und die Schwalbe und die übrigen Vögel waren alle tätig.

Als das Flußbett fertig war, kam der Alte, den Bau zu übersehen. Er war mit allem zufrieden und lobte jeden Arbeiter: „Maulwurf und Bär, ihr scheint ja am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr über und über schmutzig seid; gut, dieses Schmutzkleid verbleibe euch als Ehrenkleid zum Andenken; du, Wolf, hast mit Schnauze und Füßen brav gearbeitet, du sollst auch schwarze Schnauze und Füße behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst ein rühriger Kerl und hat viele Hände. Hat er geschlafen?"

Der Krebs war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Alte ihn übersah. Er rief in seinem Unmute: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst; du hast sie wohl hinten?" — „Du Naseweis," war die Antwort; „nun, so sollst du von nun an deine Augen hinten haben." Als der Alte mit diesem Strafexempel fertig war, sieht er einen Stutzer, der von Ast zu Ast fliegt, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen läßt und sein sorgloses Lied pfeift. „Stutzer Pfingstvogel," ruft er ihm zu, „hast du sonst nichts zu tun, als dich zu zieren?" — „Alter," sagte jener, „die Arbeit ist schmutzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen; was würdest du selbst dazu sagen?" — „Du Kleidernarr," ruft der Alte mürrisch, „so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern die Tropfen von den Blättern trinken und sollst dein lustiges Lied nur pfeifen, wenn die andern Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern."

Das Flußbett war nun fertig geworden. Der Alte goß aus einer goldenen Schale Wasser hinein, belebte es mit seinem Hauche und bestimmte die Richtung des Laufes.

Das war die Entstehung des Embachs, und dieses trug sich bei seinem Baue zu.

## 28. Warum Reval niemals fertig werden darf.

Fr. Bienemann, Livländisches Sagenbuch.

Jeden Herbst einmal steigt in finsterer Mitternacht ein kleines graues Männlein aus dem Oberen See bei Reval, geht den Berg hinunter an das Stadttor und fragt den Torwächter: „Ist die Stadt

schon fertig, oder gibt es dort noch etwas zu bauen?" In großen Städten pflegt es nun so zu sein, daß die Bauarbeit selten feiert, denn wenn auch keine neuen Gebäude aufgeführt werden, so gibt es doch allerorten an den alten zu bessern und zu flicken und sonstiges zu tun, so daß kaum eine Zeit eintritt, wo alle Werkleute ruhen. Sollte aber auch einmal alle Arbeit stillstehen, so darf man doch das dem Seemännlein nicht verraten. Deshalb ist von Obrigkeit wegen allen Torwächtern strenger Befehl gegeben, auf die Frage des alten grauen Männleins jedesmal zu antworten: „Die Stadt ist noch lange nicht fertig, viele Gebäude sind erst zur Hälfte aufgeführt, und es kann noch manches liebe Jahr währen, bis alle Arbeiten zustande gekommen sind." Das fremde, alte Männlein schüttelt dann zornig den Kopf, murmelt etwas in den Bart, was der Wächter nicht versteht, dreht sich rasch um und geht zum Oberen See zurück, wo sein bleibender Aufenthalt ist. Sollte ihm auf seine Frage jemals die Antwort gegeben werden, daß es in der fertig gewordenen Stadt nichts mehr zu bauen gebe, so würde Reval zur selbigen Stunde ein Ende nehmen, weil der Obere See mit seiner ganzen Wassermasse vom Laaksberge herab ins Tal stürzen und die Stadt samt allem, was darinnen ist, ersäufen würde.

## 29. Die Rigasche Jungfrau auf Rügen.

Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen.

Dicht bei der Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle unter demselben hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebeker seine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von seinen Räubereien auszuruhen, mit seiner Bande, welche im Lande den Namen Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er seine großen geraubten Schätze. Dieser Zufluchtsort war allen seinen Verfolgern unbekannt, und er war deshalb in ihm sicher vor Verfolgung.

In dieser Höhle ist es noch jetzt nicht geheuer, und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen seltsamen Spuk darin. Insbesondere sieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen mit einem blutigen Tuche in der Hand. Mit demselben begibt sie sich an das Wasser, um die Blutflecken auszuwaschen. Aber das will ihr nicht gelingen, und sie geht dann seufzend in die dunkle Höhle zurück.

Von dieser Jungfrau erzählt man, daß sie ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen ist. Die hat Störtebeker einmal auf einem Raubzuge nach Livland gefangen mit sich fortgeführt, gerade

als sie ihrem Bräutigam sollte angetraut werden. Der Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebeker sie in die Höhle am Waschstein gebracht, und wie er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er sie samt allen geraubten Schätzen eingeschlossen. Von diesem Zuge ist er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402, und in diesem selben Jahre wurde er mit siebenhundertundelf seiner Spießgesellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und hingerichtet. Die Jungfrau mußte darauf, weil niemand sie befreien konnte, in der Höhle am Waschstein eines schrecklichen Todes sterben, und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie sie unten am Waschstein stand und das blutige Tuch vergebens ins Meer eintauchte und vergebens die Blutflecken herauszuringen suchte. Er faßte sich ein Herz, ruderte näher zu ihr hin und redete sie an mit den Worten: „Gott helf', schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein?" Die Jungfrau verschwand darauf; aber der Fischer war wie von einem Zauber befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder. Sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu und sprach: „Weil du Gott helf'! zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir!" Damit kehrte sie zwischen die Felsen zurück, und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nicht gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art.

Wie der Fischer die noch überschaute, so hörte er auf einmal auf der See Ruderschlag, und als er sich danach umblickte, da sah er ein großes schwarzes Schiff nahen; aus dem stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler, altertümlicher Tracht und alle das Haupt unter dem Arme tragend. Sie schritten still und ohne ein Wort zu sprechen in die Höhle hinein und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeker und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder, und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens der Reichtümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie mitsamt der Höhle verschwunden.

---

# IV. Bilder aus der Geschichte.

## 30. Die Gesetzgebung des Lykurgus.

K. L. Roth, Griechische Geschichte.

Der Spartaner Lykurgus brachte von Delphi den für ihn sehr rühmlichen Ausspruch Apollos heim, er sei mehr als ein Mensch und die Verfassung, die er seinem Volke zu geben im Begriffe stehe, werde die beste von allen sein. Hierdurch ward der Anfang seines Werkes bei dem festen Glauben der Spartaner an das Orakel gar sehr erleichtert.

Um ein ganz anderes Geschlecht von Menschen zu erziehen, machte Lykurgus solche Anstalten, bei denen zu erwarten war, daß es hinfort nur gesunde und kraftvolle Menschen in Sparta geben werde. Das neugeborne Kind mußte den Stammesältesten vorgezeigt werden, deren Urteil darüber entschied, ob es am Leben bleiben sollte oder nicht. Sie befahlen, das Kind aufzuziehen, wenn es kräftig und wohlgebildet war; ein mißgestaltetes und schwächliches Kind dagegen mußte nach ihrem Ausspruche in eine Kluft am Berge Taygetus geworfen werden. Die Erziehung der kleinen Kinder in den Häusern der Eltern war auch schon streng und abhärtend. Sie waren nicht warm eingehüllt; man gewöhnte sie frühe an geringe Kost; sie mußten lernen allein sein, ohne sich zu fürchten und ohne zu schreien. Und man wußte das in Sparta den Kindern so gut beizubringen, und die Kinder gediehen dabei so schnell, daß sogar Auswärtige sich Ammen aus Sparta zu verschaffen suchten.

Sobald der Knabe sieben Jahre alt geworden war, durfte er nicht mehr länger im elterlichen Hause bleiben; er kam jetzt unter die Aufsicht der Obrigkeiten und wurde öffentlich erzogen. Man vereinigte die Knaben gleichen Alters in Rotten, deren jede nach der Wahl der obrigkeitlichen Person, die mit der besonderen Aufsicht über das ganze Erziehungswesen beauftragt war, den aus ihrer Mitte zum Anführer bekam, welcher an Verstand und Mut sich vor den andern auszeichnete. Es war nun ihr ganzes Leben, ihr Unterricht, ihre Übungen und ihre Spiele, ja selbst auch ihr Nachtlager gemeinschaftlich. Man unterrichtete sie im Lesen und Schreiben, aber nur, damit sie im gewöhnlichen Leben davon Gebrauch machen könnten, nicht zur Vorbereitung auf eine wissen-

schaftliche Tätigkeit, welche bei den Spartanern durchaus nicht geachtet war. Sonst war aller Unterricht und die ganze Erziehung nur darauf berechnet, daß die Knaben willigen Gehorsam und Ausdauer lernen und einst dem Feinde mutig unter die Augen treten möchten. Schon kleinere Kinder führten zum Spiele einen kriegerischen Tanz auf. Die Knaben sodann mußten sich vornehmlich im Laufen, Ringen, Werfen üben; und zwar warfen sie teils mit runden metallenen Scheiben, teils mit dem Wurfspieß nach dem Ziele. Ihre Spiele waren wieder von derselben Art: sie rangen miteinander und suchten überhaupt in der Gewandtheit und Stärke des Leibes einander den Vorrang abzugewinnen. Die älteren Männer waren gegenwärtig bei ihren Übungen und Spielen: keiner wollte unter ihren Augen erliegen oder der Schwächere sein.

Alle Tage badeten sie sich im Flusse Eurotas [1]); warm zu baden und sich nach dem Bade zu salben, war nur ein paarmal im Jahre gestattet. Sie hatten bis zum zwölften Jahre einen anliegenden Rock und darüber einen Mantel. Von diesem Jahre an durften sie nur noch den Mantel tragen, den sie alljährlich bekamen, und der ein ganzes Jahr aushalten mußte. Schuhe waren ihnen nicht gestattet, wenngleich die Erwachsenen Sandalen trugen. Gingen sie auf der Straße, so mußten sie ihre Hände, was in jenen Zeiten auch bei andern Völkern als ein Zeichen der Bescheidenheit angesehen wurde, mit ihrem Mantel bedeckt halten und gesenkten Blicks ihren Weg verfolgen. Umherzublicken war ihnen verboten. Ihre tägliche Kost war außerordentlich kärglich, zum Teile auch deswegen, damit sie sich frühzeitig üben sollten, in den Gärten oder auch an den Tischen der Erwachsenen Nahrungsmittel auf eine verschmitzte Art zu entwenden. Denn obgleich das Stehlen nicht allgemein erlaubt war, begünstigte man dasselbe doch bei Knaben, weil man darin eine Vorbereitung zu listigen Anschlägen im Kriege erkannte. Wer mit Geschicklichkeit zu stehlen wußte, so daß er seinen Zweck erreichte, ohne entdeckt zu werden, der wurde gelobt, wogegen ein ertappter Dieb durch reichliche Geißelhiebe und durch Hungern gestraft wurde. Jeder Bürger hatte das Recht und die Verpflichtung, den Knaben, welchen er über einer Unart ertappte, zu züchtigen, wenn derselbe auch eines anderen Bürgers Kind war; und der Vater, dem der gezüchtigte Knabe dies klagte, war verbunden, ihn dann nochmals darüber zu strafen. Wie sie zu-

[1]) Jetzt Vasilipotamo.

sammen lernten, spielten und aßen, so schliefen sie auch rottenweise beisammen auf Schilfrohr, welches sie am Eurotas selbst abreißen mußten, ohne ein Messer dabei zu gebrauchen. Im Winter war ihr Lager dasselbe, nur daß sie unter das Schilfrohr die Blätter einer anderen Pflanze mischen durften, der man eine wärmende Kraft zuschrieb.

Man gewöhnte die Knaben, auf jede Frage schnell und mit Hinzufügung eines Grundes zu antworten. Wenn also der Knabe gefragt wurde, wer ein wackerer Bürger sei, mußte er gleich einen zu nennen wissen und zugleich angeben, warum er gerade diesen einen wackeren Bürger nannte. Alles, was man sprach, mußte kurz sein; lakonisch sprechen war gleichbedeutend mit kurz sprechen. Spottreden, gut und kurz gefaßt, wurden gelobt: schon der Knabe mußte sich gewöhnen, dergleichen ohne Erbitterung anzuhören und die Angriffe des Witzes nur mit Witz zu erwidern. Doch konnte jeder, der sich damit nicht zu wehren wußte, sich einen solchen Angriff verbitten, worauf der Spott nicht weiter fortgesetzt werden durfte. Wie man von jedem Knaben verlangte, daß er bündig und treffend sprechen lerne, so mußte auch jeder singen lernen. Denn dem Gesange schrieben die Spartaner eine besondere Kraft zu, Mannhaftigkeit und kriegerischen Mut zu wecken. Der Inhalt ihrer Gesänge war meistenteils das Lob edler Landsleute, welche im Kampfe für das Vaterland gefallen waren, wohl auch Spott und Hohn gegen feldflüchtige Bürger und Schilderungen des elenden und verachteten Lebens, das sie führten. Wie die Knaben und Jünglinge, so sangen auch Männer und Greise. Es waren bei ihren Festen drei Chöre, einer der Alten, einer der Gereiften und einer der Jungen. Der Chor der Alten begann zu singen:

Wir waren einstmals starke Jünglinge;

dagegen sang der Chor der Männer:

Und wir nun sind's, und weißt du's nicht, versuch es!

dann sang der Chor der Jungen:

Und wir sind einmal noch viel wackerer.

Der erwachsene Mann durfte so wenig nach eigenem Gutdünken leben als der Knabe und Jüngling. Lykurgus hatte dafür gesorgt, daß seine Bürger, ohne durch häusliche Geschäfte gehindert zu sein, ihre Zeit der Übung in kriegerischen Fertigkeiten, der Aufsicht über das heranwachsende Geschlecht und dem öffentlichen Dienste widmen konnten. Keiner durfte ein Handwerk

noch sonst ein Geschäft treiben, das auf Gelderwerb abzielte. Gleich zu Anfang der von Lykurgus vorgenommenen Umwandlung aller Verhältnisse hatte man das Feld um Sparta her in neuntausend Teile geteilt, wovon jeder Bürger, der seinen eigenen Hausstand gründete, einen Teil bekam; ebenso wurde der des Anbaues fähige Grund und Boden im ganzen übrigen Lande in dreißigtausend Teile für die Lacedämonier, welche nicht Bewohner der Stadt und in gewisser Art Untertanen der Spartaner waren, abgeteilt. Die Spartaner empfingen ihre Grundstücke, um davon zu leben, nicht aber, um sie selbst zu bearbeiten; dies mußten die Sklaven tun. Das Haus und der Hausrat mußte so einfach sein, daß auch dieses dem Hausvater oder dem erwachsenen Sohne keine Sorge noch Arbeit verursachte. Gold- und Silbermünzen setzte Lykurgus unter Androhung ernstlicher Strafe für den, bei welchem man etwas davon fände, außer Umlauf und führte eisernes Geld ein, so groß und so schwer, daß man, um eine Summe von etwa zweihundertundvierzig Talern aufzubewahren, eines bedeutenden Raumes und, um sie in die Hände eines anderen zu bringen, eines angespannten Wagens bedurfte. Dadurch bewirkte er, daß das Geld keinen Menschen zum Diebstahl oder Raub verlockte, daß auch keiner den andern mit Geld bestechen konnte, auch daß fremde Händler gar keine Lust mehr hatten, kostbare und üppige Ware ins Land zu bringen.

Um Weichlichkeit und Genußsucht im Essen und Trinken ferne zu halten, veranstaltete Lykurgus, daß alle Männer öffentlich, in Gesellschaften von je fünfzehn, miteinander speisten. Wer daheim bei seiner Frau zum Essen blieb, von dem glaubte man, er wolle sich nur gütlich tun und habe allerlei besondere Gelüste, die ihm vor den andern Schande gemacht und am öffentlichen Tische keine Befriedigung gefunden haben würden. Ja man merkte bei Tische darauf, wenn einer der Tischgenossen keine Eßlust zeigte, und schalt ihn darüber, weil dies so aussah, wie wenn er, zu leckerhaft für die gemeinsame Kost, vorher schon zu Hause sich gesättigt hätte. Nur wenn man vom Opfer oder von der Jagd einen Braten heimgebracht hatte, durfte man zu Hause essen. Jedoch mußten andere von der gewöhnlichen Tischgenossenschaft auch dabei sein, und es war Sitte, in diesem Falle vom Hause aus etwas von den Fleischgerichten an den Tisch zu schicken, an welchem der Mann täglich speiste. Die Häuser, worin man sich zum gemeinschaftlichen Mahle zusammenfand, waren alle in demselben Bezirke der Stadt. Nur solche aßen miteinander, welche nach eigener Wahl sich dazu vereinigt hatten;

es waren immer fünfzehn Männer an einem Tische; trat einer ab, und ein anderer wollte eintreten, so wurde über seine Aufnahme oder Abweisung abgestimmt, und die Abweisung auch dann ausgesprochen, wenn auch nur eine einzige Stimme gegen die Aufnahme gewesen war. Der älteste Tischgenosse war der Vorsitzende. Jedem, der hereinkam, zeigte er die Türe des Gemaches und sagte: „Kein Wort, das hier gesprochen worden, geht da hinaus.“ Aber man unterhielt sich bei Tische doch nicht mit übler Nachrede über andere, sondern vielmehr von verdienstlichen und edeln Handlungen der Mitbürger, welche zur Nacheiferung reizen konnten. Sie gaben monatliche Beiträge zur Besorgung ihrer gemeinsamen Mahlzeiten; dieselben bestanden in Gerste, Wein, Käse, Feigen und etwas Geld, um das nötige Fleisch, insbesondere Schweinefleisch, dafür zu kaufen. Das Hauptgericht war alle Tage der schwarze Brei, dessen dunkle Farbe von dem Blute herkam, womit er gekocht wurde. Er war so beliebt, daß die Alten bei den gemeinschaftlichen Mahlen die Fleischgerichte gerne den jüngern Männern überließen, nur um recht viel vom schwarzen Brei zu bekommen. Der Nachtisch war erlaubt, wenn etwa ein Tischgenosse Geflügel, Wildbret, feineres Brot, Obst dazu stiften wollte. Das Weintrinken machte den Beschluß des Mahles. Doch beobachteten sie auch hierin das Maß, welches Lykurgus in allen Stücken von seinen Mitbürgern eingehalten wissen wollte.

## 31. Sokrates.

J. C. Andrä, Erzählungen aus der Weltgeschichte.

Sokrates war der Sohn eines Bildhauers und widmete sich in seiner Jugend der Kunst seines Vaters. Doch diese Beschäftigung genügte ihm nicht: herrlicher, als Bilder aus Stein, Holz oder Elfenbein zu schaffen, erschien ihm die Aufgabe, die Seelen der Menschen durch Lehre und Erziehung zur Weisheit und Tugend zu bilden. Vor allem arbeitete er an sich selbst; denn er wollte nicht allein andern die Weisheit lehren, sondern sie auch selber üben. Er erkannte, wie töricht es sei, sein Herz an äußere Güter zu hängen; daher verschmähte er alles Überflüssige und lebte äußerst einfach und mäßig. Die geringste Kost genügte ihm; seine Kleidung war ein schlichter Mantel, und fast zu jeder Zeit ging er barfuß. „Nichts bedürfen,“ sagte er, „ist göttlich, und wer am wenigsten bedarf, kommt der Gottheit am nächsten.“ — Einst klagte ihm ein vornehmer Mann, daß das Leben in Athen doch erstaunlich teuer sei. Er rechnete ihm vor, wieviel der

Purpur, die üppigen Speisen und die feinen Weine kosteten. Sokrates ging mit ihm an verschiedene Plätze, wo Lebensmittel verkauft wurden. Mehl und Oliven — die bei Athen in Menge wuchsen — kosteten wenig. Dann führte er ihn in einen Laden, wo grobes Tuch zur Kleidung um sehr geringen Preis zu haben war. „Siehe," sagte er dann, „ich finde es ganz wohlfeil in Athen." — Bei dieser Gleichgültigkeit gegen äußere Güter verwarf er indes jede Übertreibung. Einer seiner Freunde wollte es ihm zuvortun und ging, um recht viel Aufsehen zu erregen, in einem zerrissenen Mantel einher. „Freund, Freund!" rief ihm Sokrates zu, „durch die Löcher deines Mantels schaut deine Eitelkeit hervor."

Durch seine einfache Lebensweise härtete sich Sokrates dermaßen ab, daß er jede Anstrengung aushalten konnte. Frost und Hitze, Hunger und Durst ertrug er mit Leichtigkeit; ohne Beschwerde konnte er eine Nacht durchwachen. Einmal beklagte sich ein Athener über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er eben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates. „Ja", antwortete jener. „Hat er etwas getragen?" — „Ein großes Bündel." — „Der muß recht müde sein." — „Nein, ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage fortgeschickt." — „Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber stark und gesund. Sage selbst, wer der Glücklichere ist."

Von Natur heftig, erwarb sich Sokrates durch stete Achtsamkeit und Strenge gegen sich selbst einen edlen Gleichmut, den nichts erschüttern konnte. Einmal dankte ihm ein vornehmer Bürger nicht, den er freundlich gegrüßt hatte. Seine jungen Freunde wurden darüber unwillig. „Nicht doch," versetzte Sokrates, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre als ich. Was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch weniger höflich ist als ich?" — Auch seine eigene Frau, die zänkische Xantippe, gab dem Weisen manchmal Gelegenheit, seine Geduld zu beweisen. Eines Tages war sie bei sehr übler Laune und schalt tüchtig auf ihn. Er aber blieb ganz gelassen. Endlich jedoch, da sie es zu arg machte, stand er auf und ging weg. Da ergriff das erzürnte Weib ein Becken mit Wasser und goß es ihm nach. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrates, „bei einem Donnerwetter bleibt ja der Regen nicht aus". — So zeigte sich Sokrates nie mürrisch und verdrießlich; seine

Rede war stets mit anmutigem Scherz gewürzt. Wenn er aber von dem Werte und der Schönheit der Tugend und von dem Walten der Gottheit sprach, dann drangen seine erhabenen Worte tief in die Seele.

Seine Hauptbeschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Er lehrte, ohne dafür Bezahlung zu fordern; wer Lust hatte, durfte sich ihm als Schüler anschließen. Einst scheute sich ein junger Mensch, der gern seinen Unterricht genossen hätte, zu ihm zu gehen, weil er sehr arm war. Sokrates, der seinen Wunsch merkte, fragte ihn: „Warum scheust du dich vor mir?“ — „Weil ich nichts habe, was ich dir geben könnte.“ — „Ei“, versetzte Sokrates, „schätzest du dich selbst so gering? Gibst du mir nicht sehr viel, wenn du dich selbst mir gibst?“ Und der Jüngling wurde sein eifriger Schüler. — Ein andermal begegnete Sokrates einem schönen Jüngling von trefflichen Anlagen in einer engen Gasse. Er hielt ihm seinen Stock vor, und der Jüngling blieb stehen. „Sage mir doch,“ fragte Sokrates, „wo kauft man Mehl?“ — „Auf dem Markte.“ — „Und Öl?“ — „Ebenda.“ — „Aber wo geht man hin, um weise und gut zu werden?“ Der Jüngling schwieg. „Folge mir“, fuhr Sokrates fort, „ich will es dir zeigen“. Seitdem schlossen beide den engsten Freundschaftsbund.

Mit inniger Liebe hingen die Schüler an dem weisen Lehrer. Sie kannten keinen größeren Genuß, als um ihn zu sein und ihn zu hören. Ein wißbegieriger Jüngling kam sehr oft mehrere Meilen weit nach Athen gegangen, um nur einen Tag den Unterricht des Sokrates zu genießen. Einst befand sich die Vaterstadt dieses Jünglings in bitterem Streite mit Athen, und die Athener hatten den Bürgern derselben bei Todesstrafe verboten, ihre Stadt zu betreten. Siehe, da legte der junge Freund des Sokrates Weiberkleidung an und schlich mit Lebensgefahr abends durch das Tor, um zu dem geliebten Lehrer zu gehen.

Aber je eifriger Sokrates für Wahrheit und Tugend wirkte, desto heftigeren Haß zog er sich bei dem großen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger zu. Besonders zürnten ihm die hochmütigen, habsüchtigen Volksführer, deren Falschheit er oft in ernsten Worten züchtigte. Endlich klagten sie ihn sogar öffentlich an. Sie sagten: „Sokrates glaubt nicht an unsere Götter und verdirbt durch seine Lehren die Jugend.“ Und der edle Weise, schon ein Greis von siebzig Jahren, wurde vor Gericht gestellt. Mit aller Ruhe verteidigte er sich gegen die unwürdige Anklage. Im Bewußtsein seiner Unschuld verschmähte er es, unter Bitten und Tränen um Mitleid und Begnadigung zu flehen, wie es gewöhn-

lich geschah. „Wenn ich eine Strafe verdiene,“ sagte er, „so ist es die, daß ich auf Kosten des Staates erhalten werde.“ Das erbitterte die Richter, und sie verurteilten ihn zum Tode. Sokrates verzieh ihnen das ungerechte Urteil und ließ sich ruhig ins Gefängnis führen. Dort verbrachte er noch dreißig Tage. Seine Freunde besuchten ihn täglich und fanden bei ihm stets Worte des Trostes und Lehren der Weisheit. Sie taten alles, den geliebten Meister zu retten. Durch Geschenke gewannen sie den Gefängniswärter, daß er eines Abends die Kerkertür offen ließ: Sokrates sollte entfliehen. Aber er wies den Vorschlag zurück und sprach: „Man darf nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Ich habe so lange unter den Gesetzen meines Vaterlandes gelebt und ihre Wohltat genossen; ich gehorche ihnen auch jetzt, da sie zu meinem Verderben mißbraucht werden.“ — „Ach,“ jammerte einer seiner Freunde, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!“ — „Wolltest du denn lieber,“ erwiderte Sokrates, „daß ich schuldig stürbe?“ An seinem Todestage nahm er Abschied von seiner weinenden Frau und seinen Kindern; mit seinen Freunden führte er die erhabensten Gespräche über den Tod, der ihn von allen Erdenleiden befreie und seine unsterbliche Seele zu den Geistern der großen Männer der Vorzeit hinübertrage. Als sich die Sonne zum Untergange neigte, erschien der Gerichtsdiener, einen Becher mit Gift in der Hand. „Sage mir doch, wie muß ich's machen?“ fragte Sokrates. „Du mußt“, erwiderte der Diener, „nach dem Trinken auf- und abgehen, bis dich Müdigkeit befällt; dann legst du dich nieder.“ Mit heiterm Antlitz nahm Sokrates den Becher, betete zu den Göttern und trank ihn leer. Bald fühlte er, wie das Gift zu wirken anfing; er legte sich nieder, seine Glieder wurden kalt und starr. „Bringt doch den Göttern ein Dankopfer dar!“ sprach er zuletzt zu seinen Freunden, noch einmal darauf hinweisend, daß er durch den Tod zu einem höheren Leben eingehe. Dann hüllte er sich in seinen Mantel und verschied. So starb der weiseste und tugendhafteste der Griechen.

## 32. Patrizier und Plebejer im alten Rom.

Richard Schillmann, Vorschule der Geschichte.

### a) Menenius Agrippa.

Kaum waren die Römer von den Bedrängnissen frei, in die sie der vertriebene König Tarquinius Superbus gestürzt hatte, so brach bei ihnen eine innere Zwietracht aus, die ihren Staat zu vernichten drohte. Es war der Kampf der Plebejer gegen die

Patrizier. Jene bildeten die große Masse des ärmeren Volkes; sie waren seit Servius Tullius ebenfalls zum Kriegsdienste verpflichtet, litten aber, da noch kein Sold bezahlt wurde, dabei großen Verlust. Da sie ihren Acker mit den eigenen Händen bestellen mußten, so blieb er oft unbestellt liegen; nicht selten wurden ihre Felder verwüstet, ihre Hütten von dem Feinde niedergebrannt. So gerieten sie durch den Krieg in eine bedrängte Lage und hatten oft nicht mehr, wovon sie leben konnten; die reichen Patrizier dagegen, die ihre Äcker durch hörige Leute bestellen ließen, litten durch den Krieg lange nicht in dem Grade. Ja sie hatten oft noch einen Gewinn durch ihn, indem sie das dem Feinde entrissene Land, das dem ganzen Staate anheimfiel, zum Gebrauch angewiesen erhielten.

Die Plebejer murrten daher und verlangten Anteil an dem Staatslande. Vergeblich. In ihrer Bedrängnis mußten die Plebejer bei den Reichen borgen. Diese aber nahmen so hohe Zinsen, daß die Armen sie nicht zu erschwingen vermochten. Konnte nun der Schuldner zu dem bestimmten Termin nicht zahlen, so durfte er von dem Gläubiger in dessen Haus geführt werden, wo er, mit Ketten belastet, für ihn arbeiten mußte. Daher forderten die Plebejer Anteil an dem Staatslande und mildere Schuldgesetze, fanden aber kein Gehör bei den Patriziern. So weigerten sie sich, in den Krieg zu ziehen. Nun gaben die Patrizier, solange die Not dauerte, wohl Versprechungen, hielten sie aber nicht, sobald der Streit vorüber war. Da verloren die Plebejer allen Glauben an den guten Willen der Patrizier und beschlossen, Rom zu verlassen und sich eine neue Stadt zu bauen. Zu diesem Zwecke rotteten sie sich zusammen, zogen aus und lagerten einige Meilen von Rom auf einem Berge, den man den Heiligen nannte. Nun befanden sich die Patrizier in der größten Verlegenheit; wenn jetzt ein Krieg ausbrach, wer sollte dem Feinde widerstehen? Sie beschlossen also, nachzugeben. Sie schickten den Senator Menenius Agrippa auf den Heiligen Berg, um das Volk zur Rückkehr zu bewegen. Dieser soll folgende Geschichte erzählt haben: „Einst lebten die Glieder des Körpers in Unfrieden mit dem Magen. Sie nannten ihn einen Tyrannen, der allein Speise und Trank genieße, während die Glieder für ihn arbeiten müßten. Sie verschworen sich daher, ihre Tätigkeit aufzugeben. Die Hände wollten nicht mehr greifen, der Mund keine Speise mehr aufnehmen, die Zähne nicht mehr beißen. Eine Zeitlang ging das scheinbar recht gut, und sie freuten sich, den Tyrannen so zu ärgern; bald aber merkten sie, daß sie selbst am

meisten litten, denn sie wurden von Stunde zu Stunde schlaffer und zuletzt zu keiner Arbeit, aber auch zu keiner Freude mehr fähig. Da sahen sie ein, daß sie den Magen zwar ernährten, daß sie aber von diesem wieder ernährt wurden. So ist es," fügte Agrippa hinzu, „wenn die Stände eines Volkes miteinander hadern, dann muß jeder verderben." Die Plebejer sahen die Wahrheit ein, die in diesen Worten lag, und erklärten sich bereit, in die Stadt zurückzukehren, ließen sich aber das Versprechen geben, daß ihren Beschwerden abgeholfen werden solle. Damit das aber auch wirklich geschehe, wurden zu ihrem Schutze eigene Beamte, die Volkstribunen, eingesetzt. Diese waren unverletzlich, hielten zum Schutze der Bedrängten ihr Haus Tag und Nacht offen und erlangten mit der Zeit solche Macht, daß sie durch ihre Einsprache (Veto) die Beschlüsse des Senates ungültig machen konnten.

Die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern dauerten freilich noch fort und endeten erst in viel späterer Zeit; da erst erhielten diese ganz gleiche Rechte mit jenen. Von nun an waren die Römer dem äußeren Feinde gegenüber einig, und so kam es, daß sie durch ihre Vaterlandsliebe und Tapferkeit aller ihrer Feinde Herr wurden und ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten.

### b) Coriolanus.

Nicht lange nach Einsetzung der Volkstribunen entstand in Rom eine große Not; das einheimische Getreide reichte nicht mehr aus, um die Menschen zu sättigen; der Senat mußte also große Vorräte in Sizilien ankaufen und beschloß, davon unter das ärmere Volk zu geringerem Preise oder auch unentgeltlich auszuteilen. Das schien einigen Patriziern eine günstige Gelegenheit, dem Volke die schwer erworbenen Rechte wieder zu entreißen. An ihrer Spitze stand Marcius Coriolanus. Dieser stellte den Antrag, daß die Getreideverteilung nur dann stattfinden solle, wenn die Plebejer auf ihre Tribunen und auf andre Rechte wieder verzichteten. Darüber brach unter diesen der heftigste Unwille aus; hätten die Tribunen den Coriolanus nicht beschützt, er wäre mißhandelt worden. Aber das Volk forderte ihn vor Gericht, und als er nicht erschien, wurde er aus der Stadt verbannt.

Darüber war der stolze Mann so erbittert, daß er an der eigenen Vaterstadt sich zu rächen beschloß. Er ging zu den grimmigsten Feinden Roms, den Volskern, und führte ihr Heer gegen die Stadt heran. Er verwüstete die Äcker, besonders die

der Plebejer, und brachte sie dadurch in solche Not, daß sie die Verbannung gern aufgehoben hätten; aber die Bedingungen, die er stellte, waren zu hart, als daß sie sie hätten annehmen können. Er verlangte nämlich, daß den Volskern alles Land zurückgegeben werden sollte, das die Römer ihnen früher entrissen hatten. Die Gesandten kehrten, ohne andere Bedingungen erlangt zu haben, nach Rom zurück. Da schickte der Senat die Priester in Coriolans Lager, um ihn im Namen der Götter zu bitten, seiner Vaterstadt nicht so Hartes aufzuerlegen. Auch diese kehrten unverrichteter Sache zurück. Endlich entschlossen sich, gedrängt von den Bitten der römischen Frauen, seine Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia, zu ihm zu gehen, um seinen harten Sinn zu erweichen. An der Spitze einer Schar edler Frauen näherten sie sich dem Lager; Volumnia führte ihre beiden Kinder mit sich. Anfangs wollte Coriolan die Frauen gar nicht empfangen; als er aber hörte, seine alte Mutter befinde sich unter ihnen, eilte er auf sie zu und wollte sie umarmen. Veturia jedoch trat stolz zurück und sprach: „Zuvor laß mich wissen, ob du der Feind deiner Vaterstadt bist, in der die Götter deines Hauses, dein Weib und deine Kinder wohnen, und ob du fortfahren willst, ihre Ländereien zu verwüsten?“ Da wurde das Herz des harten Mannes erweicht; beschämt stand er vor seiner entrüsteten Mutter; die Klagen der übrigen Frauen drangen in sein Ohr. „Mutter,“ sagte er endlich, „Rom hast du gerettet, aber den Sohn hast du verloren! Ich werde deinem Willen nicht widerstreben.“ Damit umarmte er die Seinen, ließ das Lager abbrechen und zog davon. Wie einige erzählen, soll er dann von den Volskern aus Zorn darüber, daß er ihre Hoffnungen nicht erfüllte, erschlagen worden, nach andern in hohem Alter bei ihnen gestorben sein.

## 33. Der wandernden Kimbrer Art und Sitte.

Th. Mommsen, Römische Geschichte.

Schon seit längerer Zeit irrte ein unstätes Volk an dem nördlichen Saume der zu beiden Seiten der Donau von den Kelten eingenommenen Landschaft. Sie nannten sich die Kimbrer, d. h. die Kämpen, oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber, welche Benennung indes allem Anschein nach schon vor ihrem Auszug zum Volksnamen geworden war.. Sie kamen aus dem Norden und stießen unter den Kelten zuerst, soweit bekannt, auf die Bojer, wahrscheinlich in Böhmen. Genaueres über die Ursache und Richtung ihrer Heerfahrt haben die Zeitgenossen aufzuzeichnen versäumt. Der Bericht, daß an den Küsten der Nordsee durch

Sturmfluten große Landschaften weggerissen und dadurch die massenhafte Auswanderung der Kimbrer veranlaßt worden sei, erscheint uns zwar nicht märchenhaft; allein, ob er auf Überlieferung oder Vermutung sich gründet, ist doch nicht zu entscheiden.

Es war ein wunderbarer Zug, dessengleichen die Römer noch nicht gesehen hatten; nicht eine Raubfahrt reisiger Leute, auch nicht ein „heiliger Lenz“ in die Fremde wandernder junger Mannschaft, sondern ein wanderndes Volk, das mit Weib und Kind, mit Hab und Gut auszog, eine neue Heimat sich zu suchen. Der Karren, der auch von den Kelten durchgängig ins Lager mitgeführt wurde, war hier gleichsam das Haus, wo unter dem übergespannten Lederdach neben dem Gerät sich Platz fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund. Die Südländer sahen mit Verwunderung diese hohen, schlanken Gestalten mit den tiefblonden Locken und den hellblauen Augen, die derben, stattlichen Frauen, die den Männern an Stärke und Größe wenig nachgaben, die Kinder mit dem Greisenhaar, wie die Italiener verwundert die flachsköpfigen Jungen des Nordlandes bezeichneten.

Das Kriegswesen war wesentlich das der Kelten dieser Zeit, die nicht mehr, wie einst die italischen, barhäuptig und bloß mit Schwert und Dolch fochten, sondern mit kupfernen, oft reich geschmückten Helmen und mit einer eigentümlichen Wurfwaffe, der Materis; daneben war das große Schwert geblieben und der lange, schmale Schild, neben dem man auch wohl noch einen Panzer trug. An Reiterei fehlte es nicht; doch waren die Römer in dieser Waffe ihnen überlegen. Die Schlachtordnung war eine Phalanx, deren erstes Glied in gefährlichen Gefechten nicht selten die metallenen Leibgürtel mit Stricken zusammenknüpfte. Die Sitten waren rauh. Das Fleisch ward häufig roh verschlungen. Heerkönig war der tapferste und wo möglich der längste Mann. Nicht selten ward nach Art der Kelten und überhaupt der Barbaren Tag und Ort des Kampfes vorher mit dem Feinde ausgemacht, auch wohl vor dem Beginn der Schlacht ein einzelner Gegner zum Zweikampf herausgefordert. Die Einleitung zum Kampfe machten Verhöhnungen des Feindes durch unschickliche Gebärden und ein entsetzliches Gelärm, indem die Männer ihr Schlachtgebrüll erhoben und die Frauen und Kinder durch Aufpauken auf die ledernen Wagendeckel nachhalfen. Der Kimber focht tapfer; galt ihm doch der Tod auf dem Bett der Ehre als der einzige, der des freien Mannes würdig war. Allein nach dem Siege hielt er

sich schadlos durch die wildeste Bestialität und verhieß auch wohl im voraus den Schlachtgöttern darzubringen, was der Sieg in seine Gewalt geben würde. Dann wurden die Geräte zerschlagen, die Pferde getötet, die Gefangenen aufgeknüpft oder nur aufbehalten, um den Göttern geopfert zu werden. Es waren die Priesterinnen, greise Frauen in weißen, leinenen Gewändern und unbeschuht, die, wie Iphigenia im Skythenland, diese Opfer vollzogen und aus dem rinnenden Blute des geopferten Kriegsgefangenen oder Verbrechers die Zukunft wiesen. Wieviel von diesen Sitten allgemeiner Brauch der nordischen Barbaren, wieviel von den Kelten entlehnt, wieviel deutsches Eigen sei, wird sich nicht ausmachen lassen; nur die Weise, nicht durch Priester, sondern durch Priesterinnen das Heer geleiten und leiten zu lassen, darf als unzweifelhaft deutsche Art angesprochen werden.

So zogen die Kimbrer hinein in das unbekannte Land, ein ungeheures Knäuel mannigfaltigen Volkes, das um einen Kern deutscher Auswanderer von der Ostsee sich zusammengeballt hatte, nicht unvergleichbar den Emigrantenmassen, die in unseren Zeiten ähnlich belastet und ähnlich gemischt und nicht viel minder ins Blaue hinein übers Meer fahren. Wie ein Blitz kamen und trafen sie, wie ein Blitz waren sie verschwunden, und es fand sich leider in der Zeit, in der sie erschienen, kein Beobachter, der es wert gehalten hätte, das wunderbare Meteor genau abzuschildern. Als man später anfing, die Kette zu ahnen, von welcher diese Heerfahrt, die erste deutsche, die den Kreis der antiken Zivilisation berührte, ein Glied ist, war die unmittelbare und lebendige Kunde von derselben längst verschollen.

## 34. Julius Cäsars Tod.

K. F. W. Lanz, Erzählungen aus der alten Geschichte.

Nach Beendigung der Bürgerkriege stand Julius Cäsar auf der Höhe seines Glückes, mit Glanz und Macht bekleidet wie keiner vor ihm. Senat und Volk überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen ohne Maß und Ziel, und während man ihn als unumschränkten Herrscher anerkannte und fürchtete, bemühten sich die angesehensten Männer, seine Gunst zu gewinnen. Ohne weitere Sorge vor einem äußern oder innern Feind dachte er nur darauf, seinen Sieg dauernd zu machen und durch Weisheit und Milde zu behaupten, was er durch das Glück der Waffen gewonnen hatte. Die Machtfülle, die ihm die immerwährende Diktatur, die Imperatorwürde, die freie Verfügung über den öffentlichen Schatz und

alle die übrigen ihm übertragenen Würden und Rechte gewährten, konnte wohl alle Wünsche der Herrschsucht befriedigen; dennoch trachtete der immer höher strebende Sinn, die höchste Gewalt, die er der Tat nach besaß, noch durch den Schmuck der Königskrone zu verherrlichen und zu befestigen. Er mochte wohl auch überzeugt sein, daß die dem Staate wiedergegebene Ruhe und neu begründete Ordnung nicht besser gesichert würde als durch dauernde Befestigung seiner Macht.

Noch aber stand ihm eine Anzahl der ehrenwertesten Männer entgegen, welche die Wiederherstellung der frühern Verfassung der Republik für möglich und dem Staate heilsam hielten. Der Glanz, der die Masse blendete, beschämte sie, und in der Fülle der Macht, die nach den gräßlichen Stürmen der Bürgerkriege der Welt Frieden und Ruhe zu sichern versprach, sahen sie nur den Untergang der Freiheit. Fanden sich diese Männer schon in ihrer stillen Hoffnung, Cäsar werde nach Beendigung der Kriege die übertragene Gewalt von selbst niederlegen, getäuscht, so wurden sie durch das wenig verhüllte Streben nach dem Ziel seiner Wünsche nur besorgter und durch den Stolz seines Betragens noch mehr gereizt. Als ihm der gesamte Senat, die Konsuln an der Spitze, die Beschlüsse überreichte, welche die glänzendsten Ehrenbezeigungen ihm zuerkannten, empfing er sie, auf seinem goldenen Ehrenstuhl sitzend, ohne aufzustehen. Die Leibkohorten, die ihn während der Kriege begleitet hatten, entließ er zwar, lehnte auch zum Schein den angebotenen Königstitel ab; aber die Volkstribunen, welche diejenigen zur Strafe zogen, die ihn als „König“ begrüßten, entsetzte er ihres Amtes und steigerte dadurch den Unwillen um so mehr, als dies Amt nach alten Gesetzen für heilig und unverletzlich galt. Als ihm der Konsul Antonius bei einer Festfeier auf öffentlichem Markte ein Diadem aufsetzen wollte, nahm er es zwar nicht an, aber jedermann sah, daß er dabei nur der Stimme des Volkes nachgab, das seinen Unwillen laut zu erkennen gegeben hatte.

Wie nun durch solches Benehmen der Unwille und die Erbitterung immer allgemeiner wurden, entspann sich unter den angesehensten Männern eine Verschwörung, um durch Ermordung des Alleinherrschers die freie Verfassung wieder herzustellen. Unter ihnen befanden sich seine vertrautesten Freunde und Männer, die er durch Gnaden und Wohltaten an sich gefesselt zu haben glaubte. An der Spitze standen Marcus Junius Brutus und Gajus Cassius. Brutus stammte von jenem ältern Brutus, der den König Tarquinius vertrieben hatte. Von sanftem und ernstem

Charakter, durch Unterricht und philosophische Grundsätze gebildet, war er für alles Große und Edle empfänglich, durch Lauterkeit des Herzens und Geradheit der Gesinnung ausgezeichnet. Daher schoben selbst die Feinde das Gehässige der Tat auf Cassius, der ein leidenschaftlicher Mann war; man sagte, Brutus hasse die Tyrannei, Cassius den Tyrannen. Wie sehr er aus Grundsatz handelte und das öffentliche Wohl dem seiner Familie voranstellte, hatte er beim Ausbruch des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus bewiesen. Pompejus hatte unlängst den Vater des Brutus töten lassen, und doch trat dieser auf seine Seite, weil er seine Sache für die gerechte hielt. Nach der Schlacht bei Pharsalus verzieh ihm Cäsar, ehrte ihn ganz besonders und nahm ihn unter seine vertrautesten Freunde auf; ja es hing nur von ihm ab, der erste unter ihnen zu sein und an Cäsars Macht soviel Anteil zu nehmen, als er wollte. Aber Cäsars heimliche Gegner hielten nicht minder auf ihn und glaubten, durch seinen Beitritt werde gewissermaßen die Gerechtigkeit ihrer Sache bestätigt werden. Daher suchten einige seiner Freunde, die zu den Verschworenen gehörten, ihn zur Teilnahme zu bereden. Sie tadelten ihn, daß er sich von dem Tyrannen und Gunstbezeigungen verweichlichen lasse, durch die nicht sein Verdienst geehrt, sondern seine Kraft entnervt werden solle. Nicht minder wurde er durch mancherlei mündliche und schriftliche Aufforderungen der Bürger zum Beitritt angetrieben. An der Bildsäule seines Ahnherrn Brutus, der die Königsherrschaft gestürzt hatte, las man: „O daß jetzt ein Brutus lebte!“ Seinen Richterstuhl fand er täglich voller Aufschriften der Art: „Brutus, schläfst du?“ „Du bist wirklich nicht Brutus!“ Cassius insbesondere ließ es sich angelegen sein, ihn zu gewinnen. Gegen den ersten März fragte er ihn, ob er an diesem Tage in den Senat zu kommen gesonnen sei, da, wie er höre, Cäsars Freunde für diesen die Königswürde beantragen würden. Brutus erwiderte, er werde nicht kommen. „Wie aber,“ fuhr Cassius fort, „wenn sie uns rufen?“ „Dann“, sprach Brutus, „kommt es mir zu, nicht zu schweigen, sondern abzuwehren, was droht.“ Hierdurch ermuntert, rief Cassius: „Brutus, meinst du, daß Weber und Krämer deinen Richterstuhl beschreiben und nicht die angesehensten Männer? Diese sind alles für dich zu leiden bereit, wenn du dich zeigst, wie sie es hoffen und erwarten.“ Da erst sagte Brutus seine Teilnahme zu. Seitdem teilten die Verschwornen auch andern angesehenen Männern, die nicht zu ihren Freunden gehörten, den Plan mit und nahmen sie in den Bund auf, besonders solche, die durch Kühnheit und Entschlossenheit

bekannt waren; und des Brutus Ansehen wirkte am meisten dazu mit, sie zu gewinnen. Doch verbanden sie sich nicht durch einen Eid, sondern auch ohne diesen hielten sie fest zusammen und harrten aus und schwiegen.

Brutus, auf den jetzt die ersten Männer Roms als auf ihr Haupt sahen und der die ganze Größe der Gefahr überschaute, behielt zwar im öffentlichen Leben den Schein unerschütterter Ruhe; zu Hause aber und des Nachts war er nicht mehr derselbe Mann. Oft weckte ihn die Sorge aus dem Schlaf, oft war er ganz in Gedanken vertieft, und seine Gattin Porcia erkannte aus seiner ungewöhnlichen Unruhe, daß er irgend einen schwierigen Entwurf in seinem Innern erwäge. Porcia, eine Tochter Catos, der als Gegner Cäsars zu Utica sich selbst entleibt hatte, war eine Frau von Geist und Einsicht wie von hohem Mute und voll treuer Liebe zu ihrem Manne. Sie wagte ihn nicht eher um sein Geheimnis zu befragen, bis sie folgende Probe mit sich selbst gemacht hatte. Mit einem Messer brachte sie sich eine tiefe Wunde in der Hüfte bei, daß heftige Schmerzen und Fieber erfolgten. Als nun Brutus ängstlich besorgt war, sprach sie also zu ihm: „Brutus, ich folgte dir in dein Haus, um Freud' und Leid mit dir zu teilen; wie kann ich dir aber Liebe und Anhänglichkeit beweisen, wenn ich dir nicht geheime Leiden und Sorgen, die treue Verschwiegenheit verlangen, darf tragen helfen? Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimnis zu ertragen; aber gute Erziehung und trefflicher Umgang vermögen viel über den Charakter. Ich bin Catos Tochter und Brutus' Gattin, und zudem habe ich mich geprüft, daß ich auch dem Schmerz Trotz bieten kann!“ Mit diesen Worten zeigte sie ihm die Wunde und erzählte den Versuch. Da erhob Brutus voll Staunen die Hände und flehte die Götter an, daß sie ihm verleihen möchten, durch glückliche Vollendung seines Planes seiner Gattin würdig zu erscheinen.

Es wurde nun beschlossen, am fünfzehnten März in voller Senatssitzung zum Werk zu schreiten; denn da hofften die Verschwornen, ohne Verdacht zu erregen, sich alle zusammen einfinden zu können und an den edelsten und ersten Männern, die der Tat beiwohnten, Verteidiger der Freiheit zu finden. Als der Tag erschienen war, begaben sie sich schon früh in den Versammlungssaal, eine Säulenhalle, die mit des Pompejus Bildsäule geschmückt war. Brutus und Cassius, die Prätoren waren, hielten, bevor Cäsar erschien, vor der Halle Gericht, hörten alle ruhig an, die vor ihnen stritten, und sprachen Urteile mit aller Aufmerksamkeit und Einsicht; so unerschütterlich war ihr Gemüt in der Nähe

solcher Gefahr, daß niemand, der nicht eingeweiht war, sie hätte ahnen können. Indes ereignete sich verschiedenes, was sie beunruhigen konnte. Cäsar blieb aus, wiewohl es schon hoch am Tage war, zurückgehalten von seiner Frau, die durch ängstliche Träume und ungünstige Opfer geschreckt war; auch Wahrsager rieten ihm ab, an diesem Tage auszugehen. Schon wollte er den Antonius abschicken, um den Senat zu entlassen. Aber Decimus Brutus, einer der Verschwornen, der zu seinen Vertrauten gehörte, wußte ihn zu bereden, daß er nicht einen solchen Schein des Übermutes auf sich laden möge. Darauf ließ er sich in einer Sänfte hintragen, willens, nichts Wichtiges vorzunehmen. Noch vor seiner Ankunft trat jemand zu dem Verschworenen Casca, ergriff seine Rechte und sprach: „Du hast zwar das Geheimnis vor uns verschwiegen, Brutus aber hat mir alles entdeckt.“ Casca war betroffen, doch ehe er noch antworten konnte, fuhr jener lachend fort: „Woher denn bist du auf einmal so reich geworden, daß du nach der Ädilenwürde strebst?“ So hätte Casca beinahe, durch eine Zweideutigkeit getäuscht, das Geheimnis verraten. Den Brutus selbst aber und den Cassius begrüßte ein Senator, Popilius Länas, viel freundlicher als sonst und sagte ihnen leise ins Ohr: „Ich wünsche von Herzen, daß ihr glücklich vollenden möget, was ihr im Sinne habt; nur rate ich euch, nicht zu zögern, denn die Sache ist kein Geheimnis mehr.“ In diesem Augenblick wurde Brutus gemeldet, seine Frau sterbe. Denn Porcia, die in gespannter, ängstlicher Erwartung die äußerste Unruhe nicht länger zu ertragen vermochte, war in Ohnmacht gesunken. Brutus wurde heftig durch diese Nachricht erschüttert; doch verließ er die gemeine Sache nicht über der Sorge für die Familie.

Endlich erschien Cäsar. Als er die Sänfte verließ, näherte sich ihm Popilius Länas und sprach geraume Zeit mit ihm, wobei er aufmerksam zuhörte. Die Verschwornen, die nicht anders dachten, als Popilius entdecke ihren Plan, ließen schon den Mut sinken, sahen einander an und erklärten einander durch Mienen, daß man nicht warten dürfe, bis sie ergriffen würden, sondern augenblicklich ihn überfallen müsse. Schon griffen einige nach den Dolchen, die sie unter den Mänteln verborgen hatten, als Brutus, der bemerkte, daß Länas dringend um etwas bat und ihre Besorgnis unbegründet war, durch ein heiteres Gesicht ihr Vertrauen wieder hob. Darauf küßte jener Cäsars Hand und ging weg.

Als der Senat in den Versammlungssaal getreten war, stellten sich die Verschwornen um Cäsars Sessel herum, als wollten sie ihm etwas vortragen. Trebonius zog den Antonius, der Cäsars Mit-

konsul und Vertrauter war, an der Türe beiseite und hielt ihn durch ein Gespräch auf. Als Cäsar hereintrat, erhob sich der Senat. Sobald er sich aber gesetzt hatte, drängten sich die Verschwornen um ihn und Tullius Cimber trat vor, für seinen verbannten Bruder zu bitten; die andern alle unterstützten seine Bitte, ergriffen Cäsars Hände und küßten ihm Brust und Haupt. Anfänglich wies er die Bitten zurück, dann, als sie nicht nachließen, stand er mit Gewalt gegen sie auf; da riß ihm Tullius mit beiden Händen den Mantel von der Schulter, und Casca, der gerade hinter ihm stand, versetzte ihm mit dem Dolch einen Stich in die Schulter. Cäsar faßte gleich den Griff mit der Hand und rief ihn an: „Verruchter Casca, was beginnst du?“ Jetzt drangen die andern von allen Seiten auf ihn ein; er blickte umher, wie er die Andringenden abwehren könne, bis er sah, daß auch Brutus den Dolch gegen ihn zückte. Da ließ er die Hand Cascas, die er noch fest hielt, fahren, hüllte sein Haupt in die Toga und gab den Leib ihren Stichen preis. Nun fielen die Verschwornen im Gedränge über ihn so hastig her, daß sie einander selbst verwundeten und alle mit Blut bespritzt wurden. Darauf trat Brutus unter die Versammlung und wollte reden, um den Senat zurückzuhalten; aber alle flohen in größter Bestürzung und Unordnung davon.

Es war beschlossen worden, keinen andern zu töten, sondern alle zur Freiheit aufzurufen. Die meisten waren der Meinung gewesen, daß auch Antonius fallen müsse; denn er war ein herrschsüchtiger und übermütiger Mann, dabei beliebt beim Heere und als Konsul von großem Gewicht beim Volke. Brutus aber hatte sich widersetzt, da er hoffte, Antonius werde sich nach Cäsars Tode ihrer Sache anschließen. So ward Antonius gerettet; damals aber entfloh er im ersten Schrecken in gemeiner Kleidung. Jetzt zogen Brutus und seine Freunde mit blutbefleckten Händen und entblößten Dolchen auf das Kapitol und riefen die Bürger zur Freiheit auf. Zuerst entstand große Verwirrung und Bestürzung in der Stadt und ängstliches Schreien und Hin- und Herlaufen. Da aber kein Mord weiter, auch keine Plünderung erfolgte, faßte man wieder Mut; die Senatoren und viele Bürger kamen aufs Kapitol, und vor der versammelten Menge hielt Brutus eine angemessene Rede, die das Volk gewinnen konnte. Als man ihm Beifall spendete und die Männer einlud, auf den Markt herabzukommen, kamen sie voll Vertrauen, und Brutus sprach von der Rednerbühne zum Volke, das ihm in Ordnung und Ruhe zuhörte. Als aber nach ihm Cinna auftrat, den Cäsar anzuklagen, wurden Äußerungen des Zorns und des Unwillens laut, so daß sich jene

wieder aufs Kapitol zurückzogen. Am folgenden Tage ward der Senat versammelt, und Antonius und Cicero ermahnten zur Eintracht und Versöhnung. Die Versammlung stimmte ihnen bei, man berief die Verschwornen vom Kapitol und vereinigte sich in freundlicher Begrüßung und gegenseitiger Bewirtung.

## 35. Armin, der Befreier Deutschlands.

Th. Dielitz, Germania.

Die Römer, deren Herrschaft sich von dem Atlantischen Ozean bis an den Euphrat, von der Nordsee bis an die Wüsten Afrikas erstreckte, hatten auch einige Teile Deutschlands erobert, in denselben Städte und Festungen angelegt und die Eingebornen an die römischen Sitten zu gewöhnen gesucht. In einigen Gegenden war ihnen dies gelungen, und manche Stämme, besonders am Rhein und an der Donau, hatten sich unvermerkt in die neue Lebensart gefunden. Die Zwietracht unter den einzelnen Völkerschaften war dem Vordringen des gemeinsamen Feindes förderlich, und immer weiter verbreitete sich die verderbliche Sitte, daß deutsche Männer ihre Heimat verließen und mit den römischen Heeren in fremde Länder zogen, um ihrer Kampflust zu genügen. Auch um römische Kriegslust und feinere Sitten zu lernen, zogen Söhne der edelsten deutschen Geschlechter nach Rom. Hier überhäufte man sie mit Ehrenstellen und Genüssen aller Art, damit sie Freiheit und Vaterland darüber vergäßen. So drang die römische Herrschaft immer tiefer in die deutschen Gaue ein, und immer neue Völkerstämme erlagen dem Verderben, das die fremden Sitten über sie brachten. Römische Statthalter sprachen deutschen Männern Recht, nicht nach dem alten Brauche ihres Landes, sondern nach den Gesetzen, welche in Italien und den Provinzen des römischen Reiches galten. So konnte der Kaiser Augustus, der zur Zeit, als Jesus Christus geboren ward, das gewaltige Reich beherrschte, in stolzer Sicherheit sich rühmen, er habe die deutsche Freiheit vernichtet. Aber noch gab es Tausende in Deutschland, deren Herzen für die Freiheit des Vaterlandes schlugen.

Unter den vielen deutschen Jünglingen, welche nach Rom gekommen waren, hatte der Kaiser Augustus besonders zwei mit Gunst und Ehrenstellen ausgezeichnet, Marbod aus dem mächtigen Stamme der Sueven und Armin aus dem Stamme der tapferen Cherusker. Doch als sie nach Deutschland zurückkehrten, dachten sie nur an die Befreiung des geliebten Vaterlandes und hielten Rat mit vielen edlen Männern, auf welche Weise die Rettung zu

bewerkstelligen sei. Marbod wußte zahlreiche Stämme, die sich nun Markomannen nannten, zu vereinigen, übte sie in der römischen Kriegskunst und führte sie die Donau hinab in das Land Böhmen, wo er sich durch die Besiegung der benachbarten Stämme ein mächtiges Reich gründete. Aber bald vergaß er aus Herrschsucht die gemeinsame Sache der Freiheit, und mit seiner Macht wuchs sein Stolz und sein Übermut.

Anders handelte Armin. Er hatte mehrere Jahre in den römischen Heeren gekämpft und sich durch Tapferkeit so ausgezeichnet, daß man ihn mit der Ehre des römischen Bürgerrechtes und mit der Würde eines Ritters belohnt hatte. Auch an Verführungen hatte es nicht gefehlt, um ihn an das schwelgerische Leben der Hauptstadt zu fesseln und ihn sein Volk vergessen zu machen. Aber stets war er den alten deutschen Sitten treu geblieben, und nicht einen Augenblick hatte ihn der Gedanke an den traurigen Zustand seines Vaterlandes verlassen. Als er endlich dorthin zurückkehrte, sah er mit glühender Scham die Bedrückungen, unter denen seine Landsleute seufzten.

Damals waltete am Rhein ein römischer Statthalter namens Quinctilius Varus, ein stolzer, harter Mann, der den Deutschen ihr Hab und Gut nahm und deutsches Recht und deutsche Sitte, ja selbst die deutsche Sprache mit Gewalt auszurotten suchte. Immer weiter verbreitete sich der Unwille und der Haß gegen die Fremden; aber offenen Kampf durfte man nicht wagen, da die Macht der Römer zu stark war. Da wurde Armin der Retter der deutschen Freiheit. Er hatte heimlich die Besten seines Stammes, die er treu und freiheitsliebend erfunden, zusammenberufen und mit ihnen Rat gepflogen. Alle waren einverstanden, daß für die Deutschen nur darin das Heil zu finden sei, daß alle Römer, die im Lande waren, an einem Tage erschlagen würden. Um dies möglich zu machen, suchte Armin das Vertrauen des römischen Statthalters zu gewinnen, und es gelang ihm dies in dem Grade, daß dieser ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate zog. Varus versäumte sogar die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, die ein Feldherr im feindlichen Lande zu beobachten pflegt; so fest war er von der Unterwürfigkeit der Deutschen überzeugt.

Um diese Zeit geschah es, daß Armin eine Jungfrau namens Thusnelda kennen lernte, der im ganzen Lande keine an Schönheit und Tugend gleichkam. Mit bitterem Schmerze sah das edle Mädchen die Erniedrigung ihres Volkes; ihr Vater aber, Segest, hielt es mit den Römern, indem er mit ihrer Hilfe die Herrschaft über sein ganzes Volk zu erlangen hoffte. Als nun Armin um die

Hand der Thusnelda warb und der Vater sie ihm verweigerte, entführte sie der junge Held und brachte sie heim als sein Weib. Dafür schwur ihm Segest blutige Rache. Eiligst begab er sich zu Varus, teilte ihm die Pläne der Verschworenen mit und warnte ihn namentlich vor Armin, als vor einem Verräter. Varus aber verachtete den Rat; er war zu übermütig, als daß er die Deutschen hätte fürchten sollen, und vertraute auf sein geübtes und zahlreiches Heer.

Kurze Zeit darauf empörten sich nach verabredetem Plane einige entfernter wohnende Stämme. Armin hatte darauf gerechnet, daß Varus in solchem Falle nicht zögern würde, mit aller Macht gegen sie ins Feld zu rücken. So geschah es auch. Armin begleitete die Römer eine Strecke; dann entfernte er sich unter dem Vorwande, ihnen neue Bundestruppen zuzuführen. Sogleich begab er sich zu dem schon versammelten deutschen Heere, eilte mit demselben den Römern nach und traf sie in der wildesten Gegend des Teutoburger Waldes. Die Römer befanden sich in einem von steilen Hügeln eingeschlossenen Tale, ermattet durch einen langen, beschwerlichen Marsch und nicht ohne Sorge darüber, daß die erwarteten Hilfsvölker noch immer ausblieben. Der Regen goß in Strömen herab, der Sturm erhob sich mit immer größerer Heftigkeit; da ertönte auf den Anhöhen der fürchterliche Schlachtruf der Deutschen, die unter Armins Anführung von allen Seiten auf die unglücklichen Römer eindrangen. Auf der Seite der Römer focht die geübte, durch Kriegszucht geregelte Tapferkeit verzweiflungsvoll um das Leben, auf der Seite der Deutschen dagegen ungestümer Mut und hohe Begeisterung für die Sache der Freiheit. Nach dreitägigem Ringen verzweifelte Varus an einem guten Ausgange des Kampfes und stürzte sich, um seine Schande nicht zu überleben, in sein Schwert. Damit war die Niederlage der Römer entschieden. Fast zwanzigtausend auserlesene römische Krieger deckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld; die wenigen aber, welche in die Gefangenschaft gerieten, wurden zum Danke für die wiedererrungene Freiheit den Göttern geopfert. Am grausamsten strafte das Volk die römischen Sachwalter, die ihm statt des guten alten Rechtes die römischen Gesetze aufgedrängt hatten. Einem riß es die Zunge aus, indem es rief: „Nun höre auf zu zischen, Natter!“

Als die Nachricht von der entsetzlichen Niederlage dem Kaiser Augustus hinterbracht wurde, stieß er in Verzweiflung den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!“ Die Trauer in Rom war allgemein, denn kaum

gab es eine Familie, die nicht einen Angehörigen unter den Gefallenen zu beweinen hatte. Dagegen erscholl lauter Jubel durch das befreite Deutschland; in allen Gauen wurde der Name des Helden Armin gepriesen, welcher in der Schlacht Wunder der Tapferkeit getan hatte. Einstimmig wählte ihn nun ein großer Teil der deutschen Stämme zum Anführer, und er rechtfertigte das Vertrauen, das seine Landsleute in ihn setzten. Sein nächstes Werk war die Zerstörung der Festungen, welche die Römer in verschiedenen Gegenden Deutschlands angelegt hatten. Bald waren sie bezwungen und der deutsche Boden von der Fremdherrschaft frei. Sodann bemühte sich Armin, die Deutschen zur Fortsetzung des Krieges mit den Römern zu bewegen; aber dies gelang ihm nicht, denn der größere Teil der Fürsten war zum Frieden geneigt, freilich nur in der Absicht, mit Hilfe der Römer über ihre Landsleute eine größere Gewalt sich zu verschaffen. Zu diesen gehörte auch der schon erwähnte Segest, der Vater der Thusnelda. Der trug noch immer unversöhnlichen Groll gegen Armin im Herzen, überfiel ihn und schlug ihn in Ketten; das treue Volk aber befreite den Helden, der nun gegen den Vater seiner Gattin die Waffen ergreifen mußte.

Als die Römer von diesen Kämpfen in Deutschland hörten, versuchten sie die verlorene Herrschaft wiederzugewinnen. Ein zahlreiches Heer drang über den Rhein unter der Anführung des Germanicus. Segest, der durch Armin hart bedrängt wurde, erbat sich von ihnen Hilfe und versprach dagegen Unterwerfung. Die Römer ließen nicht lange auf sich warten; sie drängten Armins Scharen zurück und vereinigten sich mit dem Verräter, der ihnen darauf seine eigene Tochter, Armins geliebte Thusnelda, als Gefangene übergab. Germanicus drang nun weiter in Deutschland ein, suchte den Teutoburger Wald auf, wo die Legionen des Varus gefallen waren, und bestattete die Gebeine derselben. Da hörte er, daß Armin mit seinen Scharen nahe. In einer großen Ebene, Idisiaviso genannt, am rechten Ufer der Weser, trafen die feindlichen Heere zusammen. Nach langem und heißem Kampfe mußten die Deutschen sich zurückziehen; Armin selbst wurde verwundet und rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Aber auch die Römer mußten sich bald zum Rückzuge entschließen, da in allen Gauen das Volk wider sie aufstand. Germanicus kehrte nach Rom zurück und führte viele edle Deutsche, unter ihnen Thusnelda mit Armins Söhnlein, als Gefangene im Triumphe vor sich her. Armin sah sein geliebtes Weib nicht wieder; sie starb in der Gefangenschaft.

Als Armin sein Vaterland von der Fremdherrschaft befreit sah, wandte er sich gegen einen innern Feind, welcher der Sache der Freiheit nicht minder gefährlich war als die Römer. Marbod, der Markomannenkönig, hatte seine Herrschaft über viele Völker ausgedehnt und mit Willkür und Grausamkeit in seinem Lande geschaltet. Armin griff ihn an und besiegte ihn nach langem Kampfe. Marbod mußte zu den Römern fliehen und ihren Schutz anflehen und führte in Italien noch achtzehn Jahre ein unrühmliches Leben.

Armin ereilte der Tod in der Blüte seiner Kraft. Zwölf Jahre hatte er unermüdlich für die gemeinsame Freiheit gestritten, und noch war es ihm nicht gelungen, alle deutschen Stämme für die Sache des Vaterlandes zu vereinigen. Noch hielt es mancher Fürst mit den Römern, mancher beneidete Armin um sein Ansehen, seine eigenen Verwandten klagten ihn an, er strebe nach der Alleinherrschaft, er, der sein ganzes Leben der Freiheit seines Volkes gewidmet hatte. Endlich traten mehrere seiner Feinde zusammen und brachten ihn meuchlings um. Das Volk aber vergaß den Helden nicht, dem es die Freiheit verdankte, sondern besang seine Taten in Liedern, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten.

## 36. Die Befreiung der Waldstätte.

**Nach A. Tschudi, Schweizerchronik.**

An den Ufern des Vierwaldstätter Sees liegen die drei Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche seit alten Zeiten zum Deutschen Reiche gehörten und, ohne einem Landesherrn untertan zu sein, stets treu und fest zu Kaiser und Reich gehalten hatten. Aber Kaiser Albrecht I., der ein strenger und gewalttätiger Herr war, wollte die Schweizer ganz unter die Oberhoheit des Hauses Österreich zwingen, und als die freien Männer sich nicht fügen wollten, so schickte er ihnen zwei Landvögte, die in allen Dingen an Kaisers Statt über sie zu gebieten hatten: Hermann von Geßler regierte in Uri und Schwyz und hatte seinen Sitz auf der Burg zu Küßnacht, während in Unterwalden Beringer von Landenberg auf der Burg zu Sarnen hauste. Diesen Vögten hatte der Kaiser befohlen, daß sie gegen jeden Strafbaren, wie geringe Sachen es auch immer betreffe, zum strengsten verfahren, keine Gnade ausüben und niemand verschonen sollten. Es waren zwei grimmige, rauhe und unbarmherzige Männer; das wußte der Kaiser, und er hatte sie deshalb dazu bestellt. Sie fingen auch alsbald an, die guten Leute

streng und hart zu halten, sie um kleiner Ursach' willen gefänglich auf die Feste Küßnacht zu führen und Gewalt und Grausamkeit auszuüben, wie zuvor im Lande nicht erhört war.

In Unterwalden wohnte der alte Heinrich von Melchthal, ein frommer, verständiger und ehrbarer Landmann, der wohlgeachtet war unter seinen Landsleuten und allerwege mit Rat und Tat dafür gewirkt hatte, daß man bei den Freiheiten des Landes bleibe und sich vom Reich nicht trennen ließe. Darum war ihm Landenberg feindselig gesinnt, und um eines geringen Vergehens willen, das sein Sohn, Arnold von Melchthal, begangen hatte, schickte er seinen Knecht, daß er ihm das schönste Gespann Ochsen wegnehmen sollte. Als der Alte dawider reden wollte, sprach der Knecht: „Es ist des Landvogts Meinung, daß der Bauer, wenn er Brot essen will, den Pflug selbst ziehen soll.“ Damit griff er nach den Ochsen und wollte sie losspannen; aber der junge Arnold schlug mit einem Stecken den Knecht stark auf die Hand, daß ihm gleich ein Finger brach. Der Jüngling entfloh zu Freunden ins Urner Land, aber den Vater forderte der Landvogt in heftigem Zorn vor sich und fuhr ihn mit rauhen Worten an, er solle ihm den Sohn zur Stelle schaffen. Da der alte Mann dies nicht konnte, so ließ er ihn ergreifen und ihm beide Augen ausstechen.

Nicht gelinder verfuhr Geßler in Uri. Um das Land desto besser in Furcht und Gehorsam zu halten, wollte er eine Feste in Uri bauen; er ließ daher Steine, Kalk, Sand und Zimmerholz auf einen Hügel bei Altorf bringen, fing an, den Bau ins Werk zu richten, und wenn jemand fragte, wie die Feste heißen würde, so sprach er: Zwing-Uri. Das verdroß die Landleute, und die Feste war ihnen ein großer Dorn im Auge; er aber drohte, er wolle sie also weich und zahm machen, daß man sie um einen Finger winden könnte. Da ließ er zu Altorf am Platze bei den Linden, wo jedermann vorübergehen mußte, eine Stange aufrichten und einen Hut oben darauflegen; dazu ließ er gebieten, bei Leibesstrafe und Verlust des Gutes, daß jedermann, der da vorüberginge, mit gebogenem Knie und entblößtem Haupte dem Hute Ehre beweisen sollte, als ob der Kaiser selbst, oder er an seiner Statt, persönlich da wäre. Dieser große Übermut drückte das Volk noch ärger als der Bau des Schlosses. Doch wagten sie nicht sich zu widersetzen wegen des Kaisers Ungnade und gewaltiger Macht.

In denselben Tagen geschah es, daß Geßler durch das Land Schwyz ritt. Nun saß zu Steinen in Schwyz ein kluger, ehrbarer

Mann von altem Geschlecht, Werner von Stauffach genannt, der viel Anhang bei den Landleuten hatte und in großem Ansehen stand; der hatte sich zu Steinen diesseits der Brücke ein schönes neues Haus gebaut. Wie nun der Landvogt an das Haus geritten kam und Stauffacher, der an der Tür stand, ihn ehrerbietig grüßte als seinen Herrn, hielt er an und fragte ihn: „Wessen ist dies Haus?“ Er wußte es aber wohl, denn er hatte vor andern gedroht, er wolle ihm das Haus nehmen. Der Stauffacher, der wohl merkte, daß er ihn nicht im guten fragte, erwiderte: „Dies Haus ist meines Herrn, des Kaisers, und Euer und mein Lehen.“ Aber der Landvogt sprach: „Ich bin an des Kaisers Statt Regent im Land, ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Einwilligung; will auch nicht, daß ihr also frei lebt, als ob ihr selbst Herren wäret. Ich werde euch das zu wehren wissen.“

Diese Rede beschwerte dem Stauffacher das Herz, er war unmutig und hatte keine Freude mehr an seinem schönen Haus und Besitz. Wie nun seine Frau, die ein kluges und treffliches Weib war, seinen Kummer sah und die Ursache vernahm, sprach sie zu ihm: „Du weißt, wie mancher fromme Mann in unserm Land über des Landvogts Wüterei klagt; so zweifle nicht, daß auch in Uri und Unterwalden das tyrannische Joch viele wackere Männer drückt. Darum wäre gut und vonnöten, daß euer etliche, die einander vertrauen dürfen, heimlich zu Rat gingen, wie ihr der übermütigen Gewalt frei kommen möchtet. Gott würde euch ohne Zweifel nicht verlassen und euch helfen, die unbillige Gewalt zu bändigen, so wir ihn von Herzen anrufen.“ Da machte sich der Stauffacher sogleich auf und begab sich nach Uri zu einem angesehenen Landmanne namens Walter Fürst, der ihm ein treuer und vertrauter Gastfreund war, um sich mit ihm über die Not des Landes zu besprechen. Hier traf er den jungen Arnold von Melchthal, der an nichts anderes dachte, als wie er für die Greueltat, die der Landenberger an seinem frommen Vater verübt hatte, Rache und Vergeltung nehmen könnte.

Wie nun die drei Männer aus den drei Landen so zusammen waren, meinten sie, es sei besser zu sterben, als ein so schmähliches Joch länger zu tragen. Da schwuren sie sich, mit Gottes Hilfe einen Bund zur Befreiung des Schweizer Volkes zustande zu bringen; jeder sollte in seinem Lande seine Blutsfreunde und andere vertraute Männer heimlich dafür werben. Dies geschah, und in einer Herbstnacht des Jahres 1307 kamen alle diese Landleute, etwa dreißig an der Zahl, auf dem Rütli, einer baumumkränzten Bergwiese am Vierwaldstätter See, zusammen. Sie

hoben ihre Augen zu den Sternen auf, reichten sich die Hände und schwuren einen heiligen Eid, daß sie Leib und Leben daran setzen wollten, ihre alte Freiheit wiederzuerwerben und die tyrannischen Landvögte zu vertreiben. Da aber die festen Schlösser unbezwinglich schienen, so beschloß man, die Sache bis zum Neujahrstage aufzuschieben, wo die Sitte, dem Vogt auf seiner Burg ein gutes Jahr zu wünschen, bequeme Gelegenheit zur Ausführung des Anschlages bieten würde.

Einige Zeit danach, es war Sonntag, der 18. des Wintermonats, ging ein redlicher, frommer Landmann aus Uri, Wilhelm Tell genannt, zu Altorf an dem aufgehängten Hut vorüber, ohne sich vor ihm zu neigen. Das ward dem Landvogt angezeigt; also morgens danach am Montag beruft er den Tell vor sich und fragt ihn streng, warum er seinen Geboten nicht gehorsam wäre und dem Kaiser wie auch ihm zum Trotz dem Hute keine Ehre bewiesen hätte. Tell gab zur Antwort: „Lieber Herr, es ist von ungefähr und nicht aus Verachtung geschehen, verzeihet mir's. Wäre ich besonnen, so hieße ich nicht der Tell. Ich bitte um Gnade, es soll nicht mehr geschehen.“ Nun war der Tell ein guter Armbrustschütz, daß man ihn besser kaum fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren; nach diesen schickte der Landvogt und sprach: „Tell, welches unter diesen Kindern ist dir das liebste?“ Tell antwortete: „Herr, sie sind mir alle gleich lieb.“ Da sprach der Landvogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter Schütz, wie ich höre; nun wirst du deine Kunst vor mir bewähren und einem deiner Kinder einen Apfel von seinem Haupte schießen müssen. Darum hab acht, denn triffst du ihn nicht des ersten Schusses, so kostet es dich dein Leben.“ Der Tell erschrak und bat den Landvogt um Gottes willen, daß er ihm den Schuß erließe, denn es wäre unnatürlich, daß er auf sein liebes Kind schießen sollte; er wollte lieber sterben. Der Landvogt aber sprach: „Das mußt du tun, oder du und das Kind sterben.“

Nun sah Tell wohl, daß er es tun mußte; er bat Gott inniglich, daß er ihn und sein liebes Kind behüte, nahm seine Armbrust, spannte sie, legte den Pfeil auf und steckte noch einen Pfeil hinten in das Koller. Der Landvogt legte dem Knaben, der nicht mehr als sechs Jahr alt war, selbst den Apfel aufs Haupt. Tell zielte und schoß dem Kinde den Apfel vom Scheitel, daß er das Kind nicht verletzte. Der Landvogt verwunderte sich des meisterlichen Schusses, lobte den Tell wegen seiner Kunst, fragte ihn aber, was das bedeute, daß er noch einen Pfeil hinten ins Koller gesteckt habe. Tell erschrak, doch hätte er gern die Sache in

Frieden abgetan, und antwortete, es wäre also der Schützen Gewohnheit. Der Landvogt aber sagte: „Tell, nun sage mir fröhlich die Wahrheit und fürchte dich nicht, du sollst deines Lebens sicher sein; denn die gegebene Antwort nehme ich nicht an, es wird etwas anderes bedeutet haben.“ Da sprach Wilhelm Tell: „Wohlan, Herr, da Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch die gründliche Wahrheit sagen: hätte ich mein Kind getroffen, so würde ich mit dem andern Pfeil Euch erschossen und ohne Zweifel Euer nicht gefehlt haben.“ Da der Landvogt das hörte, sprach er: „Ich habe dich deines Lebens gesichert, das will ich dir halten. Weil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erkannt habe, so will ich dich an einen Ort führen lassen, wo du weder Sonne noch Mond sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei.“ Hierauf ließ er ihn binden und auf ein Schiff führen, denn er wollte mit ihm nach Brunnen fahren und ihn von dort nach Küßnacht bringen, wo er in einem finstern Turm sein Leben enden sollte. Tells Schießzeug aber, Köcher, Pfeile und Armbrust, welches der Vogt ebenfalls mitnahm, um es für sich zu behalten, lag am hinteren Ende des Schiffes beim Steuerruder.

Als sie nun auf den See kamen, da fügte es Gott, daß ein so grausamer und ungestümer Sturmwind losbrach, daß sie alle jämmerlich zu ertrinken meinten. Da sprach der Diener einer zum Landvogt: „Herr, Ihr sehet Eure und unsere Not; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl steuern; man sollte ihn jetzt in der Not brauchen.“ Da wandte sich Geßler an Tell: „Wenn du es dir getrautest, uns aus dieser Gefahr zu helfen, so wollte ich dich deiner Bande entledigen.“ Tell gab zur Antwort: „Ja, Herr, ich getraue mir's wohl, uns mit Gottes Hilfe zu retten.“ So ward er losgebunden, trat ans Steuerruder und fuhr redlich hin; doch lugte er allenthalben auf eine gute Gelegenheit, zu entrinnen. Als sie nun nahe zu einer Felsenplatte kamen, die gerade in den See vorsprang, ersah er sich den Vorteil und schrie den Knechten zu, sie sollten fest anziehen, bis sie an die Platte kämen, dann hätten sie das Schlimmste überwunden. Als sie nun dicht daran waren, drückte er das hintere Schiffsende mit Macht an den Felsen, faßte schnell sein Schießzeug und tat einen mächtigen Sprung hinaus auf die Platte; das Schiff aber stieß er mit Gewalt hinter sich in den See zurück. Schnell erstieg er nun völlig die Höhe und eilte durch das Land Schwyz bis nach der Landstraße zwischen Art und Küßnacht, wo eine hohle Gasse ist und Gesträuch darüber; darin lag er verborgen, denn er wußte, daß der Landvogt da vorüberreiten würde nach seiner Burg.

Geßler und seine Diener waren inzwischen mit genauer Not und großer Arbeit über den See nach Brunnen gekommen. Sogleich machten sie sich auf und kamen bald durch den Hohlweg geritten. Tell hörte in seinem Versteck allerlei Anschläge des Landvogts wider ihn; da nahm er seine Armbrust und durchschoß den Vogt mit einem Pfeile, daß er vom Rosse fiel und zur Stelle tot war. Dann floh er über das Gebirge nach Uri und verbarg sich bei seinen Freunden, das Volk aber freute sich überall, wo die Tat ruchbar wurde.

So war der schlimmste der Gewaltherren gefallen, und bald war das Land ganz frei. Am Neujahrstage 1308 wurden die festen Schlösser, wie auf dem Rütli verabredet und beschworen war, durch List eingenommen und erobert. Zwing-Uri wurde zerstört, Landenberg entfloh, wurde aber eingeholt und gefangen. Aber die freien Landleute wollten sein Blut nicht vergießen. Er mußte schwören, das Land niemals wieder zu betreten, dann ließ man ihn ungehindert abziehen. So waren die Waldstätte frei, und der Schwur auf dem Rütli war erfüllt. Nun schickten sie Boten zueinander, schlossen einen festen, ewigen Bund und nannten sich fortan Eidgenossen: treulich wollten sie in Not und Gefahr zueinander stehen, sich helfen und sich schirmen bei ihren Freiheiten und ihrem Recht; dem Reich wollten sie die alte Treue und den gebührenden Gehorsam bewahren, aber niemand untertan sein als dem Kaiser.

## 37. Kurfürst Friedrich I. und die Quitzows.

Wilhelm Pfeifer, Lebensbilder aus der neueren Geschichte.

Dietrich von Quitzow und sein Bruder Hans, das waren ein paar rechte Raubritter. Ritten die beiden, von Kopf zu Fuß in Stahl und Eisen gekleidet, aus dem Schloßtor und ein zahlreich Volk von Reisigen hinter ihnen her, so geschah's immer manch einem zuleide.

Es saßen die Herren zu Friesack und Plaue im Havellande auf festen Burgen, füllten die ganze Mark Brandenburg mit Fehde, Raub und Brand und jeder Gewalttat, und die Herren vom Adel in den steinernen Häusern und hinter den hohen Pfahlzäunen waren ihre Vettern und guten Freunde. „Ist einer“, so sprach man in Deutschland, „auch ungefährdet durchs ganze Reich gereist, so kommt er doch nicht unberaubt aus der Mark.“

Fuhren Kaufleute mit Wagen voll Gütern des Wegs, so sprangen die Herren mit ihren Knechten aus dem Busch, wo sie gelauert hatten, hielten die Speere vor und forderten eine Abgabe,

die der Wehrlose seufzend reichte. Weigerte sich einer der Schatzung, so warfen sie ihn nieder, banden ihn und führten ihn und sein Gut auf ihr Schloß; dort setzten sie den Kaufherrn in den Turm, wo er bei Wasser und Brot schmachtete, bis die Seinen ein hohes Lösegeld entrichtet hatten. Waren ihnen einmal die Bürger einer kleinen Stadt nicht zu Willen gewesen, so legten sie sich mit ihrem Volke vor die Mauern, berannten die Tore, und wehe den Armen, wenn sie den Eintritt erzwangen. Vor den größeren Städten hüteten sie sich wohl; gegen deren starke Türme und Mauern und die zahlreiche wehrhafte Bürgerschaft mochten sie nicht anlaufen. Fand sich aber Zeit und Stunde, so fielen sie den Städtern in die Feldflur, trieben die Herden weg und legten die Dörfer in Schutt und Asche. So plagten sie das Land und beschwerten den Arbeitsamen und Friedfertigen hart.

Allen Frevel konnten sie ungescheut verüben, denn die Mark war ohne einen Herrn, der eine starke Hand über sie hätte halten können.

Als Brandenburg um diese Zeit an Kaiser Siegmund fiel und viele bewegliche Klagen an sein Ohr kamen, sprach er: „Ich will der Mark einen rechten Obristen und gemeinen Verweser setzen. Der soll hingehn und nach dem Rechten sehn an meiner Statt!“

Im Reiche war ein Fürst dem Kaiser besonders lieb, dem verdankte er's, daß er die Krone trug, der hochgeborene Friedrich VI., Burggraf zu Nürnberg, der Hohenzoller.

Ihn bestellte der Kaiser zum Hauptmann und Verweser, und er tat den Entschluß dem Adel und den Bürgern in der Mark in einem Briefe kund. Auch gingen Boten des Burggrafen in die Mark, die Gehorsam für den neuen Herrn forderten. Als sie aber ins Land kamen, wollte niemand von der Botschaft wissen, und niemand ehrte den Boten. „Was soll uns der Nürnberger Tand?“ spotteten die Quitzows.

Darauf reiste der Burggraf selbst nach der Mark und entbot die ehrwürdigen Herren Bischöfe und Äbte, die edlen Herren und die Ratsherren der Städte nach der Stadt Brandenburg, um den Eid ihrer Treue entgegenzunehmen. Da sind nun die einen gekommen und haben gehuldigt und gelobt, dem Herrn Friedrich und seinen Erben getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, seinen Nutzen zu werben und seinen Schaden zu wenden; die anderen, die Quitzows vornehmlich und ihr Anhang, kehrten sich nicht an ihn und sagten trotzig: „Kaspar Gans zu Putlitz ist uns Hauptmanns genug.“ Ihn hatte nämlich der Kaiser vorher einmal zum Hauptmann über einen Teil der Mark bestellt. „Und regnet's

Fürsten noch ein Jahr, das soll uns nicht kümmern," fügten sie wegwerfend hinzu.

Noch in demselben Jahre taten sie sich mit den Herzögen von Pommern wider den Burggrafen zusammen und sagten ihm Fehde an. Sie ritten gegeneinander aus und trafen sich am Cremmer Damm. Der Streit blieb unentschieden, doch wurden dem Burggrafen drei edle Herren aus Franken, die mit ihm nach Brandenburg gekommen waren, erstochen; des trug er bitter Leid. Noch heute redet ein altes Steinkreuz am Damme zu ihrem Gedächtnis.

Inzwischen hörte Kaiser Siegmund von der Widerspenstigkeit der Quitzows und lud sie an seinen Hof, damit sie sich verantworteten. Als sie nun zweimal geladen waren und nicht gehorcht hatten, fürchteten sie den Zorn des Kaisers, er möchte vielleicht die Acht über sie verhängen, entschlossen sich also und ritten zum Burggrafen. Sie huldigten ihm und schwuren, ihm als ihrem Herrn zu gehorchen. Das taten sie aber mit argem Herzen; denn sie beharrten bei ihrem Unwesen, sagten dem und jenem die Fehde an, wie es ihnen beliebte, und kehrten sich nicht an den Einspruch des Herrn.

Einst entbot er sie mit ihren Knappen zu einem Kampfe gegen seine Feinde. Sie gehorchten auch und leisteten ihm Zuzug, wie sie's schuldig waren. Aber als sie mit ihm ein Schloß belagerten, machten sie sich eines Nachts heimlich aus dem Lager auf und überfielen ein nahes Kloster, raubten und brannten und führten die Beute auf ihre Schlösser. So verachteten sie den Frieden, den ihnen ihr Herr geboten hatte. „Was will er tun?" meinten sie. „Unsere Schlösser muß er uns doch lassen. Will er sich etwa vor unseren Mauern aufstellen, so wollen wir ihn wohl zur Erde strecken. Mag er mit Tausenden kommen, wir achten's nicht. Mögen sie heranrücken mit Schleudern und Feldgeschütz, wir wollen sie so nach Hause schicken, daß je zwei den dritten schleppen."

Aber der Burggraf meinte, nun sei's des Frevels genug, nun müsse man ein Ende machen, verband sich mit benachbarten Herzögen und Fürsten und verabredete mit ihnen, vier Heere aufzustellen; diese wollten sie an ein und demselben Tage vor vier Raubschlösser führen und sie belagern. So geschah's auch. Der Burggraf selbst zog vor Friesack, wo Dietrich von Quitzow hauste. Er führte schweres Geschütz in seinem Heere, beschoß die Burg und warf mit den schweren Steinkugeln die dicken Mauern zusammen. Als Dietrich die Bresche sah, entfloh er heimlich, ließ das Schloß dem Burggrafen und ging in die Fremde.

So war auch Hans von Quitzow auf Plaue eingeschlossen worden. Als aber die dicken Mauern, auf die er seine Hoffnung gesetzt hatte, unter seinen Augen zerfielen, machte er sich eben wie sein Bruder Dietrich davon und gedachte zu entrinnen. Die Bürger von Brandenburg, die an der Havel mit ihren Büchsen Wache hielten, wurden's aber gewahr, als er mit drei Pferden davonritt, und sagten's den Herren an, so daß diese ihm bald zu Roß und Fuß nachjagten. Hans Quitzow merkte, daß er verfolgt wurde, stieg vom Pferde, lief in den Busch und hoffte sich darin zu verbergen. Die Knechte aber spürten ihn auf, zogen ihn hervor und brachten ihn nach Plaue, wo sie ihn in den Stock setzten.

So fand die Herrlichkeit der Brüder ein Ende, und ihre Vettern und Freunde beugten sich vor dem Burggrafen.

Darauf übergab der Kaiser die Mark dem Burggrafen feierlich zu Lehen, wie es Recht und Sitte war im alten Reiche.

## 38. Der Große Kurfürst.

Nach **Ludwig Hahn**, Geschichte des preußischen Vaterlandes.

### 1. Die Einnahme von Rathenow.

Während der Große Kurfürst mit seinem Heere in Franken lag, rückten im Dezember des Jahres 1674 die Schweden unter dem General Wrangel in Pommern und Brandenburg ein und erpreßten in beiden Provinzen die höchsten Kriegssteuern. Umsonst sah sich Friedrich Wilhelm nach Hilfe um; endlich beschloß er, auch ohne Hilfe von Bundesgenossen für sich allein den Kampf getrost zu unternehmen.

Gegen Ende Mai des folgenden Jahres brach er plötzlich aus Franken auf, und am 11. Juni hatte er in Eilmärschen Magdeburg erreicht. Im Dunkel der Nacht zog eine Heerschar von 5600 Reitern von Magdeburg ab, mit ihnen auf 146 Wagen 1000 Mann ausgewählten Fußvolks und 13 Stück Geschütz. Das kleine Heer setzte über die Elbe und rückte die Nacht hindurch und den folgenden Tag auf Nebenwegen rasch vorwärts. Als der Kurfürst auf dem Marsche durch den Landrat von Briest erfuhr, daß in Rathenow ein schwedisches Dragonerregiment eingerückt sei, beschloß er, es zu überfallen.

Der Landrat mußte ihm dazu behilflich sein, indem er die schwedischen Offiziere am andern Tage zu einem festlichen Gelage einlud. Während diese sich nun den Freuden der Tafel hingaben, ließ der Kurfürst seine Truppen von drei Seiten an die Stadt heranziehen. Der General Derfflinger drang einem gefangenen

Schweden mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei ab, dann kleidete er einige seiner Leute in schwedische Röcke, und mittelst dieser Verkleidung erlangte er Einlaß gerade an der gefährlichsten Stelle der Stadt. Nachdem dort die schwedische Wache niedergeworfen war, drang er weiter vor. Gleichzeitig griffen die kurfürstlichen Truppen von zwei anderen Seiten an und schlugen sich durch die verwirrten Schweden durch. Derfflinger sprengte nun mit seiner Reiterei in die Straßen und vollendete die Eroberung der Stadt.



### 2. Die Schlacht bei Fehrbellin.

Die Eroberung Rathenows galt als ein glückliches Vorzeichen. Der Kurfürst ließ jetzt sein Fußvolk aus Magdeburg schleunigst nachkommen. Da ging in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni die Meldung ein, der Feind habe seine Stellung verlassen und ziehe eiligst nach Fehrbellin. Auf diese Nachricht hin sandte der Kurfürst sogleich den Prinzen von Homburg mit 1600 Reitern voraus, um den Feind zum Stehen zu bringen; er sollte aber kein Gefecht beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. Eine Stunde vor Fehrbellin machten die Schweden Halt und schienen den Angriff erwarten zu wollen.

Der Kurfürst hielt unterdes mit dem frühesten Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde einen Kriegsrat ab. Er befragte seine Generale, ob es ratsam wäre, da das Fußvolk noch zehn Meilen entfernt sei, mit der Reiterei allein einen Angriff zu wagen; er selbst wolle sie freudig mit Gott zur Schlacht führen. Derfflinger vor allen stimmte für sofortiges Losschlagen, und so ward voll Mut und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war allerdings dazu die höchste Zeit; denn während man beratschlagte, hatte wider alles Erwarten die Schlacht schon begonnen.

Der Prinz von Homburg, fortgerissen von ungestümem Mute, hatte, seines Befehles uneingedenk, die Schweden bereits herzhaft angegriffen. Anfangs drang er siegend vor, bald aber sah er sich in den Kampf gegen die ganze feindliche Heeresmacht verwickelt. Er schien unrettbar verloren und bereute zu spät seine Übereilung. Auf Derfflingers Rat eilte ihm der Kurfürst mit seiner ganzen Reiterei zu Hilfe; fast eine ganze Meile ward in vollem Rennen zurückgelegt. Angesichts des Feindes traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen; schnell übersah er die Stellung des Feindes, pflanzte auf einem noch unbesetzten Hügel sein Geschütz auf, und dies donnerte nun in den Feind. Der Kurfürst selbst stürzte sich in das tiefste Schlachtgewühl und

erfüllte wahrhaft die Pflichten eines Feldherrn und tüchtigen Kriegsmannes. Als er einige Schwadronen bemerkte, die nach dem Verluste ihrer Offiziere ohne Führer waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit euch ritterlich sterben!“ So geriet er mitten in den dichtesten Kugelregen. Sein treuer Stallmeister Emanuel Froben ward an seiner Seite durch eine Kanonenkugel getötet, er selbst ward mitten unter den schwedischen Reitern mit Mühe durch einige der Seinigen gerettet. Der Kampf ward immer heftiger; die brandenburgischen Regimenter mußten, sobald sie auf dem Schlachtfelde ankamen, unter dem Geschützfeuer der Schweden in den Kampf geführt werden.

Es war um 8 Uhr morgens, als die Schlacht den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht hatte. Nach einem wütenden Gefechte wurden die Schweden endlich zum Weichen gebracht; zwei Regimenter wurden von Derfflingers ergrimmten Reitern fast ganz zusammengehauen. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin rasch genommen haben, und es wäre dann wohl kein Mann von den Schweden entkommen. So aber konnte der Rest des feindlichen Heeres nach Fehrbellin in Sicherheit gebracht werden. Der Verlust der Schweden betrug über 3000 Mann, auf dem Walplatze lagen mehr als 1500 Tote; die Brandenburger hatten ungefähr 200 Mann verloren. Nächst dem Kurfürsten hatte Derfflinger den größten Anteil an dem Siege; der Prinz von Homburg erhielt um des ruhmvollen Ausgangs willen vom Kurfürsten Verzeihung.

Es war ein denkwürdiger Sieg, der erste, den die Brandenburger allein gegen ein mächtiges Volk erfochten. Von der Beute gab der Kurfürst 2000 Wagen und unzähliges Vieh dem schwer heimgesuchten Landvolk. In Berlin ward das siegreiche Heer mit Jubel empfangen. Der Kurfürst hielt vor allem einen Dankgottesdienst ab. Den Glückwünschenden sagte er: „Es ist Gottes Wille, der hat es getan!“

## 39. Der große Brand in Riga. (1677.)

M. Thiel, Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte.

So viel Livland auch in aller Art gelitten, so erfuhr es doch unter keinem Regenten größere Unglücksfälle als unter Karl XI. Selbst die Natur schien sich mit diesem Fürsten zum Untergange des Landes, in einer für unsere Gegenden furchtbar neuen Naturbegebenheit, verbunden zu haben. Nachdem 1669 und 1670 ein strenger Winter geherrscht hatte, bemerkte man, mitten im

Winter, im Februar, ein heftiges Erdbeben, von Blitz und Donnerschlägen begleitet, in der Gegend von Pernau, welches die ohnehin gebeugten Gemüter um desto mehr in Schrecken setzen mußte, da ihnen unter allen Landplagen, die sie bisher erfahren, diese furchtbarste noch unbekannt geblieben war. Das Erdbeben richtete indes keine großen Zerstörungen an. Was aber die Natur dort bloß gedroht hatte, das vollführten Mordbrenner im Jahre 1677 in Riga. Am 21. Mai brach am Nachmittage das Feuer zuerst in einem Hause bei der Johanniskirche aus und ergriff einen Speicher voll Hanf und Flachs. In einer halben Stunde brannten schon außer den nahegelegenen hölzernen Häusern auch die Johannis- und die Peterskirche. Durch die vergrößerte Flamme ward der Wind so heftig, daß er Feuerbrände von den Dächern der Kirche allenthalben umherstreute und die ganze Sünder-, Schwimm- und Marstallstraße, bis an den Markt, in Flammen setzte. Erst am folgenden Morgen um 6 Uhr gelang es, dem Feuer Einhalt zu tun. Aber schon am Nachmittage brachen neue Flammen auf dem Boden der Domschule aus, die mit unglaublicher Schnelligkeit um sich griffen und die Domschule, das Gymnasium, den Domgang und die ganze Neustraße, die halbe Kramerstraße, bis zur Neupforte, die Schalstraße und alle Häuser in der Gegend des Marktes bis dahin, wohin das erste Feuer gekommen war, in Brand steckten. Schon bei dem ersten Feuer verloren die Einwohner, da die Gefahr so schnell überhandnahm, alle Fassung, so daß die vom Rate getroffenen Löschanstalten fast gar keine Unterstützung fanden. Für ein desto größeres Wunder der Rettung mußte man es also halten, daß das Rathaus, die Domkirche und besonders ein gefüllter Pulverturm an der Schalpforte vom Feuer verschont wurden.

Der Schaden, den das Feuer angerichtet hatte, ward auf mehrere Millionen geschätzt; auch hatten viele Menschen ihr Leben dabei eingebüßt.

Die Anstifter der Mordbrennerei waren ein Kaufmann aus Stockholm, namens Peter Andreßen, und ein gewisser Gabriel Frank, der während des Feuers durch die Worte: „O, es muß noch besser kommen!“ sich gleich anfangs verdächtig gemacht hatte. Das Verhör dieser Bösewichter war sehr schwierig, weil Andreßen sich in seinen Aussagen widersprach und alles widerrief, was er früher von Frank gestanden, weil ihm, wie er sagte, der Teufel bei Nacht wegen des Meineides sehr zusetzte, den er gegen den unschuldigen Frank geschworen hätte. Frank hingegen leugnete, irgend etwas von dem ganzen Vorgange zu wissen

und behauptete, Andreßen nicht früher gesehen zu haben als vor Gericht. Da aber beeidigte Zeugen aussagten, daß sie an jenen Brandtagen Frank mit Andreßen in den Straßen gehen und sprechen gesehen hätten, so sagte Frank: „Der Teufel möge wohl seine Gestalt angenommen haben.“ Allein Andreßen beharrte endlich doch auf seinen Aussagen wider Frank und ließ sich auch darauf hinrichten. Er wurde zweimal mit glühenden Zangen gerissen, dann geköpft und gevierteilt. Die Stücke wurden auf den vier Hauptlandstraßen, der Kopf auf dem Richtplatze aufgestellt. Man glaubte, nach dem Kriminalrechte jener Zeit, Frank durch die Folter zum Geständnis bringen zu müssen. Noch vor Andreßens Hinrichtung stand er den ersten Grad aus, ohne etwas zu bekennen. Er betrug sich dabei mit einer Ruhe und zeigte in seinem ganzen Verhör ein Benehmen, daß man leicht auf den Gedanken hätte kommen können, er sei wirklich unschuldig. Allein seine Äußerung während des Brandes konnte er nicht leugnen. Als man ihn, nach Andreßens Tode, mit dem zweiten Grade der Folter bedrohte, gestand er, der Anstifter des Brandes zu sein und außer Andreßen noch zwei Polen und einen Deutschen erkauft zu haben, von denen er aber nichts weiter erfahren habe. Er hatte geglaubt, sich bei den Feinden der Krone Schweden ein großes Verdienst durch Zerstörung der Kornkammer Livlands, wofür Riga immer gehalten wurde, zu erwerben. Sein Urteil war: „Er soll auf dem Galgenberge, an einen Pfahl gebunden, mit glühenden Zangen an den Armen und an der Brust gezwickt, mit Feuer zu Tode geschmaucht und gebrannt werden, doch so, daß sein Körper zum immerwährenden Schrecken- und Schandgedächtnis an dem Pfahl verbleibe.“ Man scheint den Pfahl nachher ummauert zu haben, und so ist die Brandsäule entstanden, die ehemals weit von der Vorstadt entlegen, jetzt mitten in der nach ihr genannten Säulenstraße steht. Die darauf befindliche Inschrift lautet: „Anno 1677, den 14. Julius, ist ein Mordbrenner, Gabriel Frank von Zwickau, welcher als Urheber den 21. und 22. Mai die Stadt an zweien Orten über die Hälfte nebst zweien Kirchen und Schulen in die Asche gelegt, allhier mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig zu Tode geschmaucht worden.“

## 40. Die Cholera in Mitau.

Th. H. Pantenius, Aus meinen Jugendjahren.

Im Jahre 1848 brach eine furchtbare Katastrophe über Mitau herein. Am 18. Juni forderte die Cholera ihr erstes

Opfer. „Die Zeitungen hatten ihr Erscheinen schon angekündigt," erzählt meine Mutter, „Furcht und Schrecken gingen vor ihr her. Wir waren mit den Kindern beim Onkel Pantenius in Grenzhof gewesen; auf der Rückfahrt begegneten wir Leuten, die uns den Ausbruch der Krankheit in Mitau mitteilten. Die Stadt war, wie im Sommer immer, sehr menschenleer, außer Wilhelm war von Predigern nur noch Lichtenstein am Ort. Wir waren kaum zu Hause angelangt, als an Wilhelm die Aufforderung erging, am Sarge der ersten an der Cholera gestorbenen Person zu amtieren. Man war damals mit der schrecklichen Krankheit nicht so vertraut wie jetzt, und ich sah den sicheren Tod für Wilhelm voraus. In Todesangst sah ich ihn zum Trauerhaus fahren, obgleich er selbst ruhig der Erfüllung seiner Amtspflicht entgegenging."

Bei den trostlosen Wasserverhältnissen der Stadt mußte sich die Seuche furchtbar in ihr entwickeln. Sie traf meinen Vater unter den erschwerendsten Umständen. Sein Diakonus, Pastor Börger, war im November 1847 gestorben und noch nicht ersetzt. So hatte er denn die lettische Stadtgemeinde, seine Landgemeinde, die Gefängnisse und die Hospitäler ganz allein zu bedienen. Und es wurden in den Kirchenbüchern als in seinen lettischen Gemeinden verstorben nicht weniger als 403 Personen eingetragen, wobei festzuhalten ist, daß in der furchtbaren Zeit schwerlich alle Todesfälle zur Anmeldung gelangten. Meine Eltern waren rastlos tätig; ihr Haus stand Tag und Nacht offen und war angefüllt von Rat und Trost suchenden Personen. Sie hielten für plötzlich Erkrankende immer mit warmem Mehl gefüllte Säcke bereit, in die man die Erkrankten steckte. Die Todesangst trieb auch die Leute zu ihnen ins Haus, die gar nicht erkrankt waren und sich doch wie Kranke gebärdeten. Eines Abends saßen meine Eltern wieder todmüde und ganz darauf gefaßt, früher oder später auch ein Opfer der Seuche zu werden, beieinander und erwogen sorgenvoll das voraussichtliche Schicksal ihrer Kinder, als ein Mann in das Zimmer stürzte, niederfiel und sich in Krämpfen wand. Man entkleidete ihn sofort und steckte ihn in den Mehlsack; es erwies sich aber, daß er gar nicht krank war.

Viele Verwandte und Freunde starben; zwei unserer Dienstboten erkrankten und mußten von meiner Mutter gepflegt werden. Da die Bauern sich nicht mehr in die Stadt wagten, entstand auch großer Mangel an Lebensmitteln, der den Eltern freilich dadurch erspart wurde, daß ihre Freunde auf dem Lande ihnen

allerlei zu des Lebens Nahrung Dienendes über den an einen freien Platz grenzenden Zaun des Gartens warfen: Hühner, Enten, Fleisch usw.

Schließlich erlag auch mein Vater den übergroßen Anstrengungen und erkrankte. Wohl gelang es der unermüdlichen Pflege meiner Mutter, ihn wieder herzustellen, aber seine Lebenskraft war gebrochen, der erst zweiundvierzigjährige Mann abgemagert und ergraut.

Ich habe aus jenem furchtbaren Sommer nur noch in Erinnerung, daß endlose Leichenzüge unter unseren Fenstern vorüberzogen und wir die Tage in sehr gedrückter Stimmung im Garten verbrachten.

Mein Vater überlebte die Cholerazeit noch ein Jahr lang und setzte in ihm mit vieler Mühe durch, daß die lettische Stadt- und die Landgemeinde getrennt wurden und erstere einen besonderen Geistlichen erhielt. Im Sommer 1849 herrschte auf dem Lande der Typhus, und mein Vater wurde bei Gelegenheit eines Krankenbesuches in einem Bauernhause angesteckt. Er war sich dessen bewußt und glaubte nicht, daß er genesen würde. Obgleich er ein großes Einkommen hatte, besaß er nichts; denn er hatte immer alles, was er nicht notwendig brauchte, an Notleidende weggegeben. Da ergriff er denn einen Bogen Papier und schrieb mit Anspannung der letzten Kraft auf ihn:

„An die Einsassen des Mitauischen Kirchspiels!

Habt Dank für alles Wohlwollen, alle Freundschaft, alle Liebe, die Ihr mir so viel und mannigfach im Leben erwiesen habt. Gewiß, alle Eure Liebeserweisungen fielen auf keinen undankbaren Boden.

Gold und Silber hinterlasse ich den Meinen nicht; ich hinterlasse ihnen aber Eure Freundschaft und Euer Wohlwollen. Nehmt Euch meines Weibes und meiner Kinder an.

W. P.“

Achtundzwanzig Tage lang rang mein Vater mit dem Tode.

„Jula (eine Cousine) und ich,“ schreibt meine Mutter, „wachten abwechselnd bei unserem lieben Kranken. Am achtundzwanzigsten Tage ließ das Fieber plötzlich nach, und Wilhelm verlangte nach den Kindern und den Dienstboten. Als sie gekommen waren, hieß er sie ein lettisches Sterbelied singen und rief, als es zu Ende war: „Noch!“ Die Leute sangen ein zweites; er lag ruhig da. Die Kinder standen weinend am Bett; da grüßte

er uns alle noch freundlich und sank zurück. Seine Seele war bei Gott!“

Ich selbst erinnere mich sowohl der ergreifenden Sterbestunde meines Vaters wie des Begräbnisses. Wir befanden uns auf dem ganzen weiten Wege immer in einer ungeheuren, weinenden Menschenmenge.

Wir, seine Kinder, haben die Liebe, die seinem Andenken gezollt wurde, noch oft dankbar beobachten können, und sein Name hat uns manches Herz, manches Haus geöffnet.

## 41. Die Hungersnot in Liv- und Estland. (1695—1697.)

Nach Kelchs Chronik. Inland. Jahrgang 1860.

Von den vielen Heimsuchungen und Notständen, die in früheren Jahrhunderten stets von Zeit zu Zeit in Livland auftraten, ist die Hungersnot während der letzten drei Regierungsjahre König Karls XI. wohl eine der schrecklichsten Landplagen gewesen. Durch einen immerwährenden kalten Regen, der von Johanni bis Michaelis 1695 angehalten hatte, war nicht allein die Heuernte verloren gegangen, sondern es hatte auch das Sommerkorn nicht zur Reife kommen können. Erst drei Wochen nach Jakobi hatte man mit dem Roggenschnitt anfangen können. Die Gerste war durch Nachtfröste zum großen Teil verloren gegangen, ebenso auch all das übrige Sommergetreide, als Erbsen, Linsen, Bohnen, Buchweizen, und ein gleiches Schicksal traf die Gartengewächse und das Wurzelwerk. Aus Mangel an Wintersaat wurde von vielen erst um Michaelis gesät, von vielen gar nicht, und das, was gesät war, ging schlecht auf.

Schon zu Anfang des Jahres 1696 zeigten sich die traurigen Folgen dieses Mißwachses. Der Brotmangel unter dem gemeinen Volk war so groß, daß man sich der Armen, gesunder und kranker, nicht erwehren konnte. Viele starke und gesunde Leute liefen von einem Ort zum andern und flehten um Gotteswillen mit Tränen, daß man sie für das liebe Brot in Arbeit nehmen möchte. Viele wurden vor Hunger schwarz und so kraftlos, daß sie übern Haufen fielen. Das Unglück wurde aber im Jahre 1696 noch immer größer; denn durch abermaliges Regenwetter ging auch die Ernte dieses Jahres dermaßen verloren, daß an den meisten Orten nicht der vierte oder fünfte Teil des gesäten Korns wieder erzielt wurde. Da entsank jedermann Hand und Mut. Knechte und Mägde wurden haufenweise ihres Dienstes entlassen. Sie trieben sich mit anderm losen Volk im Lande umher und suchten ihr Leben durch Betteln und Stehlen zu fristen. Die noch vorhandenen

kleinen Getreidevorräte waren bald verbraucht, und es entstand nun eine so grausame Hungersnot, daß dieselbe mit keiner Feder beschrieben werden kann. Die gleich mit dem Beginn des Jahres 1697 eingetretene und durch den ganzen Winter andauernde strenge Kälte vergrößerte den Jammer und das Elend von Tag zu Tag. Die Familien lösten sich auf und liefen auseinander. In Städten und Dörfern, an Wegen und Heerstraßen ertönte Jammergeschrei. Mit Trebern, Kaff, Mist und dergleichen Dingen suchten die Unglücklichen ihr Leben zu fristen, andere sah man tote Pferde, Ochsen und anderes Vieh mit Haut und Haar verschlingen, noch andere fand man bei Leichnamen, denen sie Stücke abschnitten, um damit ihren Hunger zu stillen. Viele, besonders diejenigen, welche dem Tode nahe waren, flehten mit erschrecklichem Geschrei, man möchte ihnen nur Brot so viel als einen Stecknadelknopf geben; sobald sie aber ein wenig davon bekommen und es zu verzehren angefangen hatten, fielen sie tot danieder.

Bei diesem großen Elend wurde nun zwar alles aufgeboten, um demselben abzuhelfen; nicht allein, daß aus den königlichen Magazinen viel Korn vorgeschossen und in den Städten täglich Hunderte zur Notdurft gespeist wurden, es wurden auch vom Adel, von der Geistlichkeit, den Bürgerschaften und sonstigen Personen große Opfer zur Linderung der Not dargebracht, aber das alles wollte nicht viel verschlagen.

Den ganzen Winter hindurch lagen nicht nur alle Kirchhöfe auf dem Lande, sondern auch alle Dörfer, Wege, Felder und Büsche voll toter Körper. Des harten Winters und hohen Schnees wegen konnten die matten und kraftlosen Menschen das Begraben der Umgekommenen nicht besorgen. Man ließ die Leichname bis zum Frühjahr liegen, wo dieselben dann fuderweise zusammengeführt und in großen Gruben verscharrt wurden. In der einzigen Stadt Narva wurden während jenes Jahres die Leichname von 849 solch unglücklicher, in der Hungersnot umgekommener Menschen gefunden und bestattet. Die Gesamtzahl der in dieser Hungersnot in Liv- und Estland Umgekommenen beläuft sich auf 50,000. Ebensoviele erlagen der Not in Finnland, und in Ingermanland war die Zahl kaum eine geringere.

## 42. Hans Joachim von Zieten.

J. D. Lüttringhaus, Borussia.

Hans Joachim von Zieten erblickte das Licht der Welt im Jahre 1699 zu Wustrau bei Neu-Ruppin, einem Landgute seines

Vaters. Reichtümer besaß seine Familie nicht, und Hans mußte, wie viele andre brandenburgische und pommersche Junker, „des Königs Rock“ anziehen. In seinem vierzehnten Jahre trat er seine militärische Laufbahn an. Er mußte von der Pike auf dienen. Da er klein von Person und unansehnlich war, glaubten die älteren Junker, ihn nach Gefallen necken zu dürfen. Hans aber ließ sich nicht hänseln, sondern schlug mit dem Schwerte drein, so daß manches grüne Bürschchen für sein Leben gezeichnet ward. Dergleichen Raufereien, noch mehr aber seine unansehnliche Gestalt waren die Veranlassung, daß ihn der Graf Schwerin, der nachherige Feldmarschall, in dessen Regiment er diente, bei der Beförderung zum Leutnant viermal überging. Das verdroß Zieten; er nahm seinen Abschied und wurde Landwirt.

Das Soldatenblut ließ ihm aber nicht lange Ruhe. Er reiste nach Berlin, stellte sich dem König Friedrich Wilhelm I. vor und erhielt eine Leutnantsstelle. Sein Standquartier war Tilsit. Bald zeichnete er sich als kühner Reiter aus, geriet aber oft in Händel mit seinem Rittmeister. Dieser, zu feig, sich mit ihm zu schlagen, verklagte ihn beim König, und ein Kriegsgericht verurteilte Zieten zu einjähriger Festungsstrafe. Der Rittmeister zog sich dadurch aber die Verachtung des ganzen Offizierkorps zu.

Als nun Zieten von der Festung zurückkehrte, fiel ihn sein Feind auf offener Straße an und zwang ihn zum Zweikampfe. Unglücklicherweise zersprang Zieten die Klinge. Sein Gegner aber drang immer wütender auf ihn ein. Zieten schleuderte ihm das Degengefäß ins Gesicht und verteidigte sich mit einer langen Stange weiter. Dieser Vorfall kam wieder vor ein Kriegsgericht. Der Rittmeister erhielt drei Monate Festung, Zieten aber ward verabschiedet.

Später verzieh ihm der König, beförderte ihn zum Rittmeister und schickte ihn mit 120 Husaren zu einem österreichischen Heere, das am Rhein gegen die Franzosen kämpfte. Hier zeichnete sich Zieten als tüchtiger Offizier aus; der österreichische General gab ihm ein sehr rühmliches Zeugnis, worauf ihn sein König im Jahre 1736 zum Major beförderte. Als Zieten nun zu seinem Regiment zurückkehrte, geriet er bald mit seinem Obersten in blutige Händel, weil dieser bei der Verteilung der Dienstpferde eine offenbare Ungerechtigkeit gegen ihn begangen hatte. Es kam auch hier wieder zu blutigen Zweikämpfen, wobei der Oberst aber den kürzeren zog.

Infolge dieses Vorfalls lernte der König Friedrich II., der inzwischen zur Regierung gekommen war, Zieten persönlich kennen.

Mit seinem scharfen Blick entdeckte er bald in ihm den tüchtigen Heerführer und beförderte ihn zum Obersten. Im Jahre 1744 ward Zieten zum Generalmajor ernannt.

Als Generalmajor zog Zieten mit in den zweiten Schlesischen Krieg und tat sich auch hier bald durch Unerschrockenheit und Tapferkeit hervor. Im Frühjahr des Jahres 1745 drang eine österreichische Armee zwischen Jägerndorf und Neisse vor. Dadurch ward ein preußisches Korps unter dem Markgrafen Karl von dem Hauptheere des Königs getrennt und in eine bedenkliche Lage versetzt. Nur eine schleunige Mitteilung über die Gefahr, in der jener mit seinen 9000 Mann schwebte, konnte ihn vielleicht retten. Mit diesem wichtigen Auftrage betraute der König den General Zieten. Am Schlusse des Befehls hieß es: „Zieten soll diesen Befehl in seinem ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkommt, der Markgraf von meinem Willen unterrichtet werde.“

Durch diesen Zusatz war die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Auftrages deutlich genug bezeichnet. Wie sollte ein einziges Regiment zwei Tagereisen weit durch eine große feindliche Armee den Weg behaupten? Zieten sah ein, daß dies nur durch eine Kriegslist möglich sei. Bisher hatte sein Regiment rote Dolmans (Mäntel) und schwarze Filzmützen getragen; aber für den Winter hatte es blaue Pelze und hohe runde Pelzmützen erhalten. Den Österreichern waren die Zietenschen Husaren nur in dem roten Dolman und der schwarzen Mütze bekannt. Um nun die Feinde zu täuschen, ließ Zieten seine Leute die neuen Pelze anziehen, so daß sie einem ungarischen Husarenregiment glichen.

Darauf ritt er mit seinen Husaren kühn auf das feindliche Lager zu. Bei Neustadt traf er mit den Österreichern zusammen. Sorglos schlossen sich die Preußen einem feindlichen Dragonerregiment an, als wären sie Freunde. Geborene Ungarn, die in Zietens Regiment dienten, ritten voraus und grüßten die feindlichen Feldwachen freundlich in ihrer Sprache; die Feinde hatten nicht den mindesten Verdacht. Ein feindlicher Oberst näherte sich Zieten und wünschte ihm freundlich: „Guten Tag!“ „Nehmt ihn gefangen!“ befahl Zieten leise, „es ist ein Österreicher!“ Der Oberst konnte vor Erstaunen kein Wort hervorbringen; er mußte den Zug mitmachen. Endlich schwenkte das Dragonerregiment links zum Lager ein; Zietens Weg aber führte geradeaus. Da gingen den Österreichern die Augen auf. „Preußen! Preußen!“ erscholl es im feindlichen Lager. Aber die Zietenschen Husaren gaben den Rossen die Sporen und jagten davon.

Glücklich kam Zieten in Jägerndorf beim Markgrafen an. Da gab's große Verwunderung und Jubel und Frohlocken. Dem Markgrafen aber gelang es, sich wieder mit dem Könige zu vereinigen.

Mit Ruhm bedeckt, kehrte Zieten aus dem Felde zurück. Doch die Jahre des Friedens wurden ihm durch mancherlei Unfälle und Verdrießlichkeiten vergällt. Sein einziger Sohn starb an den Blattern, auch seine treffliche Gattin ward ihm durch den Tod entrissen. Er ertrug diese Verluste mit christlicher Ergebung.

Doch von einer andern Seite her fühlte er sich schmerzlich verwundet. Seine Neider gönnten ihm die Zuneigung des Königs nicht und suchten ihn und sein Regiment bei dem Monarchen zu verunglimpfen. Daraus erwuchs manche Kränkung für Zieten, weil der König leider auf ihre Einflüsterungen hörte. Zieten, voll edlen Selbstgefühls und fern von Menschenfurcht, war wenig geneigt, auch selbst vom Könige unverdiente Kränkungen mit Geduld und Demut hinzunehmen. Als Friedrich im Zeltlager bei Spandau 1753 Zietens Regiment ein nichtsnutziges Regiment nannte, ging dieser im heftigsten Zorne auf ihn zu, stieß den Degen in den Sand und sprach: „Taugen wir jetzt nichts, so haben wir doch vormals unsere Schuldigkeit getan; und als man uns brauchte, waren wir gut genug!"

Bei einer anderen Musterung war Friedrich so unzufrieden, daß er verdrießlich zu Zieten sprach, er solle ihm aus dem Wege gehen, er möge nichts weiter von ihm sehen. Dieser hielt sich buchstäblich an den Befehl, führte seine Regimenter augenblicklich zurück und kehrte sich an den nachgeschickten Befehl nicht. Der König ließ es geschehen. Zietens Herz aber erkaltete gegen seinen König, den er für ungerecht und undankbar zu halten begann. Er zog sich zurück, meldete sich krank und wollte seinen Abschied nehmen. Das war aber dem Könige, der einsah, wie sehr er seinem alten Freunde unrecht getan habe, durchaus nicht recht. Er sprach zu Zieten: „Lieber, ein so tüchtiger und treuer General kann beim nahen Ausbruch eines gefährlichen Krieges doch seinen König und sein Vaterland nicht verlassen wollen! Was soll ich seinen Husaren sagen, wenn sie fragen: „Wo ist unser Vater Zieten?" Soll ich antworten: „Er muckscht mit der ganzen Armee, weil ihm sein König und Freund ein unbedachtes Wort gesagt?" „Nein, nein!" rief Zieten, sank dem Könige zu Füßen und dem Freund in die Arme. Der Friede war auf immer geschlossen.

Rührend war der Besuch des sechsundachtzigjährigen Zieten im Berliner Schlosse. Sobald ihn der König erblickte, eilte er auf

den Greis zu und rief: „Da ist ja mein alter Zieten!“ und bedauerte, daß er sich die vielen Treppen heraufbemüht habe; gern wäre er zu ihm hinabgekommen. Darauf ruft er: „Geschwind einen Lehnstuhl!“ Dahinein muß sich Zieten trotz alles Sträubens setzen, während der König vor ihm steht und sich inständig nach seinem Befinden erkundigt. Beim Abschiede ruft ihm Friedrich zu: „Leb’ Er wohl, lieber Zieten; auf baldiges Wiedersehen!“ Es war der letzte Besuch. Am 25. Januar 1786 schloß Zieten seine Augen für dieses Leben, ein halbes Jahr vor seinem großen König.

## 43. Ein preußischer Standartenjunker.

Emil Frommel, In des Königs Rock.

Der Siebenjährige Krieg hatte eben begonnen, da stellte sich eines Tages bei dem Chef des preußischen Kürassierregiments „Aschersleben“ ein blutjunges Bürschlein ein und trug bescheidentlich seine Bitte vor, in das Regiment aufgenommen zu werden. Der riesige Oberst schaute wie ein Goliath den kleinen David an, strich sich seinen großen Schnauzbart, stemmte beide Hände in die Seiten und lachte ungeheuerlich. „Was, Er will unter meine Kürassiere?“ rief der Oberst und lachte noch einmal aus vollem Halse. „Er hat wohl noch keinen Gaul von nahem gesehen und will mit in den Krieg reiten?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ sagte unerschrocken das Bürschlein, „ich kann auf dem größten Gaul sitzen, ohne daß er mich herunterkriegt.“ — „So, wo hat Er denn das gelernt?“ fragte der Oberst. „Bei meines Vaters Rossen, Herr Oberst!“ — „Wer ist sein Vater?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Oberst, das sag’ ich nicht!“ — „Was, will Er mir wohl seinen Vater sagen? Ist Er nicht ehrlicher Leute Kind?“ — „Gerade deswegen sag’ ich’s nicht. Denn wenn ich’s sage, dann nehmen mich Euer Gnaden nicht.“ — „Woher weiß Er das?“ — „Nun, meine Eltern halten’s nicht mit dem großen Könige und sind ihm spinnefeind. Aber ich halte es mit ihm und will unter ihm kämpfen.“ — „Er ist wohl seinen Eltern davongelaufen, he?“ — „Nein, meinen Eltern nicht, aber dem Schulmeister. Ich hab’s nicht mehr aushalten können, seit ich weiß, daß der König wieder in den Krieg muß.“ — „Hör’ Er, Er gefällt mir. Wie heißt Er?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Oberst, das sag’ ich nicht. Erst wenn Euer Gnaden mir versprechen, daß Sie mich nehmen wollen, dann wird’s gesagt.“ —

„Potz Bomben und Granaten! will Er wohl Order parieren! Hab’ ich doch mein Lebtag keinen so obstinaten Knirps gesehen.

Aber hör' Er, Er gefällt mir doch und hat einen Schädel, auf dem die Österreicher trommeln werden. Reit' Er mir einmal was vor!"

Der Oberst rief seine Ordonanz. „Den Rappen vorführen!" befahl er. Es war ein feuriges Tier, das mutig stampfte und wieherte.

„Aufsitzen," befahl der Oberst.

Wie der Blitz war der Bursche oben und hielt vor dem Obersten. „Nun reit' Er einmal einen sanften Trab, und dann mach' Er die Skala durch und geb' Er acht, daß Ihm der Kerl nicht durchgeht!" Der Bursche ritt erst langsam, dann immer rascher, dann flog er dahin, kam in vollster Karriere angesprengt auf den Obersten zu und hielt einen Fuß breit vor ihm.

„Potz Mohren Element!" rief der Oberst, „wo hat Er das gelernt?" — „Bei meines Vaters Rossen, Euer Gnaden," sagte wieder trocken das Bürschlein. „Hör' Er, Er kann dableiben. Aber nun sag' Er mir, wer Er ist." — „Euer Gnaden geben mir aber das Ehrenwort, daß ich bleiben kann." — „Will Er wohl? Nun ja, — Er hat's. Sag' Er's nur, Er ist aber doch ein infamigter Schlingel mit seinem Parlamentieren!" — „Nun, mein Vater ist Oberstallmeister Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar, und ich bin sein Sohn Julius und bin in kurfürstlich-sächsischer Schule Eleve. Aber da ich Euer Gnaden Regiment habe passieren sehen, hat mich's bis ins Herz hinein gestochen, und Tag und Nacht bin ich gelaufen, bis ich Euch eingeholt."

Der Oberst strich sich etwas bedenklich die Stirn, denn er dachte: „Du könntest bei dieser Gelegenheit in die schwarze Küche fahren," — dann überwand er aber sein Bedenken, als er auf den schwarzäugigen Burschen schaute, der ihn anblickte, als wollte er sagen: „Euer Gnaden werden doch nicht das Ehrenwort brechen?" —

„Er kann sich einkleiden und einen guten Gaul geben lassen und ißt alle Tage an meiner Tafel. Abgemacht, rechtsum! marsch!"

Kurz darnach saß der Bursche auf dem Pferde, stattlich und schmuck. Er zeichnete sich bald so aus, daß er Junker ward und die Standarte des Regiments zu tragen bekam.

Dem alten Fritz begegnete in seinen Kriegen auch dann und wann einmal etwas Menschliches, — nämlich, daß er geschlagen wurde. — So kam die unglückliche Schlacht bei Kolin, wo Sachsen und Österreicher das preußische Heer umdrängten. Als die Sache verloren war, deckten die preußischen Kürassiere, mit ihnen das Regiment unseres Junkers, unter Zieten und Seydlitz

den unvermeidlichen Rückzug. Da schlägt in den Reiterknäuel eine Granate, die unmittelbar hinter unserm Junker krepiert. Davon kriegt nicht der Reiter, aber sein Gaul einen solchen Schrecken, daß er durchgeht und im wildesten Galopp gerade auf die feindlichen Linien losstürmt. So jagt der Junker, die Standarte in der Hand, mit dem anvertrauten Heiligtum des Regiments der größten Schmach entgegen.

Da blitzt in ihm ein schneller, todesmutiger Entschluß auf. Schon nahe dem Feind, zieht er die Pistole aus dem Halfter, setzt sie dem Pferde hinter das Ohr und schießt unter sich das Tier zusammen. Das gab einen furchtbaren Sturz, da das Roß im vollsten Laufe war. Der Junker überschlug sich ein paarmal, — kam aber mit einigen heftigen Blaumälern und einer Wunde am Kopfe davon. Mit seinen halbzerschlagenen Knochen kroch er, begünstigt vom Pulverdampf und einer kleinen Bodenvertiefung, auf dem Leibe fort, indem er die Standarte hinter sich herschleppte, und kam an einen kleinen Bach mit Erlengebüsch, in welchem er sich versteckte. Die Feinde jagten ganz nahe an ihm vorüber, sahen ihn aber nicht. Als die Nacht kam, brach er den Knopf der Standarte und das auf Seide gestickte Wappen mit dem preußischen Adler ab, warf die Stange weg und barg Knopf und Fahnentuch unter seinem Kollett. In der Nacht trat er aus dem Bach heraus, in welchem er seine Wunde gewaschen, und zog allein durch das fremde Land, sich nach den Sternen richtend, dem Sachsenlande zu.

Am Tage suchte er die Wälder auf, in der Nacht wanderte er, oft angefallen von den Dorfhunden, auf der Straße; von den Rüben auf dem Felde nährte er sich. Nur einmal trieb ihn der Hunger in ein einsames Waldwärterhaus. Dort gab er sich für einen sächsischen Reiter aus, was er wegen seiner thüringischen Mundart leicht konnte. Er erzählte, wie er sein Pferd verloren, und ergötzte sich, ohne zu mucksen, an dem Schimpfen seines Gastwirts, der an den Preußen kein gutes Haar ließ. Die mitleidige Waldbewohnerin legte ihm ein großes Pechpflaster auf seinen Schädel, den ihm zwar die Österreicher nicht eingeschlagen, den er sich aber selbst eingerannt, bereitete dem tapferen Vaterlandsverteidiger ein Mahl, steckte ihm die Taschen voll und entließ ihn mit den besten Wünschen.

Mit großer Schlauheit schlich er sich des Nachts durch die feindlichen Vorposten, die schlimmer waren als alle Dorfhunde und die auch gelegentlich nach ihm schossen. So langte er, wunderbar behütet, aber aufs äußerste erschöpft, nach zehn Tagen

wieder bei dem Regiment an. Er meldete sich bei dem Obersten und zog unter dem Kollett die gerettete Standarte und den Knopf heraus.

Da stemmte der Oberst wieder beide Hände in die Seiten und sagte: „Junker, Er ist ein Teufelskerl, ich werd's Ihm nicht vergessen. Einstweilen suche Er sich das beste Pferd aus meinem Stalle."

Bald darauf wurde er Fähnrich, das ist soviel als heutigestags Leutnant. Seine Eltern versöhnten sich mit dem kühnen, beliebten Junker, den alle auszeichneten. Nach dem Feldzuge diente er fort im Heere und galt als einer der kühnsten Reiter.

## 44. Ein Stücklein vom alten Feldmarschall Blücher.

Emil Frommel, In des Königs Rock.

1.

Daß der alte Feldmarschall „Vorwärts" ein tüchtiger Degen und aus festem Eichenholz geschnitzt war, weiß jedes Kind in Deutschland. Wer sein Bild sieht mit den Adleraugen und der Habichtsnase, weiß schon, wessen man sich von dem zu versehen hat. Das hat keiner besser erfahren als der erste Napoleon, der seinerzeit viel Geld darum gegeben hätte, wenn er ihn lebendig in die Finger gekriegt hätte. Man weiß auch, daß er nicht gerne mit der Feder, sondern viel lieber mit dem Säbel schrieb und daß er auf die „Federfuchser" schalt, die ihm alles verderbten, was er mit dem Schwerte gut gemacht. Und schließlich ist's auch bekannt, daß er nicht der Feinste war, wenn es galt, einem die Wahrheit zu sagen, und daß er seine Untergebenen nicht mit Rosenwasser behandelte. So wurde einmal dem General Horn in der Schlacht durch den Adjutanten Blüchers der Befehl zuteil, rechts zu schwenken mit seiner Division. Das richtete der Adjutant auch in aller Form recht höflich aus, indem er meldete: „Seine Exzellenz der Feldmarschall Blücher ersuchen Eure Exzellenz, mit der Division rechts zu schwenken." Aber der alte Horn wußte schon, daß dieses „Gesuch" überzuckert war, und sagte: „So hat er nicht gesagt. Wie hat er gesagt?" Der Adjutant machte ein verzweifeltes Gesicht und stotterte so was heraus, daß er nicht ganz so gesagt. „Heraus!" schrie der General, „wie hat er gesagt?" Da mußte er denn nun wohl oder übel mit der Sprache heraus und sagte: „Nun, Exzellenz werden es gütigst entschuldigen, er hat gesagt: — sagen Sie dem „Hornvieh", daß er rechts schwenken soll." „Richtig, — so hat er gesagt; das hab'

ich mir gedacht." Und die Antwort war gerade ebenso fein und höflich.

Daß aber unter diesem rauhen Gewand ein warmes Herz schlug und ein süßer Kern in dieser herben Schale steckte, das wissen vielleicht wenige. Darum will ich ein Stück davon erzählen, wie der alte Blücher in jungen Jahren einmal im Übermut seines Herzens Wohlwollen geübt, dessen er sich in alten Tagen noch erinnert und gefreut hat.

## 2.

Es war im Iahre 1774 an einem trüben Septembertag, daß der Unteroffizier Werner von den Belling-Husaren, seinen Kalpack auf dem Kopf und den Säbel dicht herangezogen, zu drei Leutnants in die enge, rauchige Stube hereintrat und seine Meldung machte. Der Unteroffizier, sonst ein schmucker, strammer Husar, sah heute so trübselig aus, daß der eine Leutnant, der kein anderer als unser Blücher war, ihn anrief: „Was, Kuckuck, Werner, ist dir über die Leber gelaufen? Du siehst ja aus, als hättest du einen Spinnensalat gefressen!"

Der Unteroffizier sagte darauf: „Herr Leutnant, mir ist was Schlimmes passiert, das macht mich ganz elend schon seit vielen Tagen." „Ja, was ist denn los, — trinkt mal, und dann quetscht Euch mal aus!" „Herr Leutnant halten zu Gnaden, aber mein Herz ist mir diesmal richtig verloren gegangen. Da ist — ja, da ist so ein Mädchen in der Stadt, das will mich und ich sie, — aber wir können nicht zusammenkommen. Sie kennen ja doch die Lina, die bei ihrem alten Vater ist, das bravste und schmuckste Mädchen in der ganzen Welt." — „Die Tochter vom alten Schmolk, dem Regimentsschneider? Werner, du hast keinen schlechten Geschmack. Aber der Vater taugt nicht viel, das ist ein Wucherer und hat sein braves Weib schon zu Tode geärgert und unter den Boden gebracht."

„Das ist's ja eben," sagte Werner. „Als ich heute abend bei dem Alten um sie anhielt und sagte, ich sei ehrlicher Leute Kind und hätte mein Brot und meine geraden Glieder, — da schrie er mich an: „Ein Hungerleider bist du, — meinst du, ich schmeiße meine Tochter einem solch armen Schlucker an den Hals?" Das ist hart, wenn man sich seine Armut vorwerfen lassen muß." — „Das sieht dem Schufte ähnlich, der sein Geld mit allerhand schmutzigen Händeln verdient hat."

„Ja," sagte Werner, „halten zu Gnaden, Herr Leutnant, — ich hätte ihm auch was drauf gegeben, aber die Lina stand da-

hinter, und man darf doch nicht den Vater vor dem Kind schlecht machen.“ — „Das ist brav von dir, Werner. Wir wollen's dafür besorgen.“

„Ja, noch eins,“ sagte Werner, „er will seine Tochter einem alten Kerl geben, der Geld wie Heu hat, dem Bäckermeister. Das soll morgen fertig gemacht werden, und sie will doch den Teigkneter nicht. 's ist rein, um aus der Haut zu fahren.“ — „Nun,“ sagte Blücher, „warte, dem wollen wir mal einen Spuk spielen. Der alte Schmolk ist, wie alle solche Schufte, ein abergläubischer Kerl. Er soll eine heillose Angst haben, daß ihm seine Frau, die er so elend aus dem Leben geärgert, erscheint. Heute nacht wollen wir sie erscheinen lassen und ihn so lange quälen, bis er das Versprechen gibt, daß du seine Lina kriegst.“ „Ja, wo kommt aber der Geist her?“ fragte Werner. — „Das laß dir keine Sorge sein. Sorge nur dafür, daß wir nachts Schlag zwölf zum Hause hereinkommen, wo der Alte schläft, das andere findet sich.“ Damit machte Werner höchst vergnügt rechtsum und sagte nur: „Was der Herr Leutnant einmal vorhaben, das tut er auch.“

Es war alles so, wie Werner es gesagt. Der alte Schmolk hatte einem ebenso geizigen alten Nachbar, dem Bäcker Schwan, seine Lina versprochen und sich dabei noch ein ordentliches Sümmchen ausbedungen. Als aber der Bäckermeister mit seiner Perücke auf dem Kopfe und den alten gelben Zähnen im Mund und dem Katzenbuckel auf dem Rücken um das Mädchen freien wollte und ihr seinen Antrag stellte, schickte sie ihn so heim, daß ihm alle Lust schwand, noch einmal anzubinden.

's war just Jahrmarkt in dem Städtchen, und von außerhalb waren viele Gutsbesitzer angefahren; die saßen beim alten Venske im Herrenstüblein zusammen, und unter ihnen auch Blücher. Man unterhielt sich über allerhand, und zuletzt kam's ans Spielen. Blücher hatte einen ganzen Haufen Dukaten gewonnen, als ihm der alte Venske was ins Ohr raunte. „Richtig,“ sagte Blücher und stand auf, steckte den Beutel mit Gold in seinen Attila hinein und ging fort. „Was mag er nur vorhaben?“ sagten die andern. „Laßt ihn, er hat was Gutes vor,“ sagte ein Leutnant; der war vormittags mit dabei, als Werner sein Unglück erzählte.

Die Uhr schlug auf dem Kirchturm knarrend die zwölfte Stunde, als unten am Hause des alten Schmolk, der mit seinem zukünftigen Schwiegersohn viel getrunken und geraucht hatte und nun zu Bette lag, die Tür aufging und zwei Gestalten eintraten. Unten machte der eine Toilette, indem er sich einen bemalten Kopf aufsetzte, ein langes weißes Bettlaken über sich warf und

eine Handlaterne in die Hand nahm. Das Gesicht war gänzlich ähnlich der verstorbenen Frau des Schmolk. So trat die Gestalt sachte an die Schlaftür des alten Wucherers, der sich unruhig im Bette herumwarf. Die weiße Gestalt ließ den Lampenschein auf den Schläfer fallen, der seine Augen weit aufriß, als er die Gestalt vor sich sah. „Ach, du bist's, Therese? Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" ächzte da Schmolk.

Die weiße Gestalt erhob sich dann zu übermenschlicher Größe. „Du willst mich strafen, Therese. Ach, ich weiß, was du willst! Rede!" Aber die Gestalt gab keinen Laut. „Nein, nein, der Schwan soll sie nicht haben!" rief er, in Schweiß gebadet. Die Gestalt schüttelte nur langsam den Kopf. „Sie soll den Unteroffizier haben. Ich will ja gerne deinen Willen tun." Wieder schüttelte die Gestalt den Kopf und sagte mit tiefer Stimme wie aus dem Grabe: „Schwöre!" — „Nun ja, ich schwöre es," rief er — „aber geh, Therese; ich sterbe, wenn du noch länger bleibst." Die Gestalt nickte freundlich und ging langsam zur Tür hinaus.

Alles wäre gut gegangen, wäre nur nicht der Geist auf das Bettlaken getreten und hätte sich drin verwickelt, und wäre er nicht die ganze Hühnertreppe hinuntergestürzt. Von dem Gepolter kam der alte Schmolk zu sich, zog sich rasch an und trat mit dem Licht herunter. Da sah er den entkleideten Geist, der sich eben noch das Laken losmachte, und Werner samt der Lina beisammenstehen. „So, ihr seid's, nichtsnutzige Halunken, die ihr den Geist meiner Therese beschworen? Das soll euch schlecht bekommen."

Da trat Blücher, denn kein anderer war der Geist, vor und hielt ihm eine Anrede, die sich gewaschen hatte. „Schäme dich, alter Sünder," sagte er, „daß du dein Kind noch so quälst, wie du deine selige Frau gequält hast! Mache an deinem Kinde wieder gut, was du gegen sie gefehlt, und halte jetzt dein Wort, das du geschworen." — „Dem Habenichts soll ich mein Kind geben? Nimmermehr!" — „Halt," rief Blücher, „das ist nicht wahr. Er ist der bravste Mann im Regiment, ein schmucker Kerl, der nächstens Wachtmeister wird — und ein Kapital von 400 Talern hat," und dabei langte er in den Attila, zog das Beutelchen mit Gold vor und gab es Werner.

Sprachlos stand dieser da, und auch der alte Schmolk wurde weich, als er das Geld sah. „Nun," rief Blücher, „wird's bald?" — „Nun, ja, ich muß wohl, aber was wird Schwan sagen?" — „Dem werde ich schon die Flügel schneiden, dem alten Spitzbuben, der doch noch einmal an den Galgen kommt,"

rief Blücher. Dann legte er die Hände der beiden ineinander und sagte: „So, nun haltet euch brav und ladet mich zur Hochzeit ein, und bei eurem ersten Kind will ich Gevatter sein."

Bei der Hochzeit, die ein Jahr danach stattfand, fragte Blücher den alten Schmolk, der mittlerweile seinen braven Schwiegersohn herzlich liebgewonnen hatte und selber ein anderer Mensch geworden war und Blücher das Geld sogar zurückgeschickt hatte, was dieser aber nicht annahm, — fragte also Blücher den Schmolk, ihm ins Ohr raunend: „Ist Euch Eure Therese nicht erschienen, um Euch zu danken?" Der alte Schmolk schüttelte lächelnd den Kopf. Außer den Beteiligten hatte niemand etwas von der Geistererscheinung erfahren.

3.

Jahre sind dahin. Aus dem Leutnant Blücher, dem das Herz auf dem rechten Fleck und das Geld so lose in der Tasche saß, war der große General geworden. Am 26. Oktober 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, saß — dem Napoleon auf den Fersen — Blücher in einer Mühle bei Eisenach. Da ward ihm, während er seine kurze Pfeife rauchte, gemeldet, ein alter Mann lasse sich nicht abhalten und wollte ihn sprechen. „Laßt ihn herein!" rief Blücher. „Nun, was wollt Ihr? Wer seid Ihr, Alter?" Stramm blieb der alte Mann, den schon weißen Bart streichend, an der Türe stehen. „Ich wollte Euer Exzellenz nur einmal wiedersehen. Sie kennen mich nicht wieder. Ich bin der alte Wachtmeister Werner, dem Sie das viele Geld geschenkt bei der Spukgeschichte." — „Werner?" rief Blücher erstaunt und schüttelte ihm derb die Hand. „Wie kommt Ihr denn aus Pommerland den weiten Weg daher? Ihr seid zu Fuß marschiert? Setzt Euch doch, Alter, und erzählt!"

„Ich habe meine vier Jungens bei der Armee, alle vier Husaren, alle Unteroffiziere, und alle haben das Kreuz, — bloß der zweite nicht, den haben sie in Großbeeren begraben. Mein Linchen ist noch ganz die Alte. Wir sitzen auf einem schönen Grundstück, das uns der Schmolk, Gott hab' ihn selig, geschenkt hat. Wir haben ihm die Augen zugedrückt, und er ist uns ein guter Vater geworden. Ja, dem alten Schwan haben's Exzellenz prophezeit, der ist im Zuchthaus gestorben. In der Leipziger Schlacht hat mein Ältester, der Leberecht, Euer Exzellenz Patenkind, eine böse Schramme gekriegt, da hab' ich mich aufgemacht, nach dem Jungen zu schauen. Aber er ist nur etwas angehauen, Exzellenz, draußen steht er." — „Soll hereinkommen," rief

Blücher. „Das ist ja ganz das zweite Linchen in Husarenuniform,“ rief er, als er den stattlichen Husaren sah, der seine blutrote Schramme verbunden hatte.

Blücher hatte seine helle Freude an dem Alten und seinem Patenkinde und beschenkte es reichlich und gab ihm für seine Mutter einen goldenen Gruß mit. — „Na,“ sagte er, „ich bin seit jener Zeit, als ich deinem Großvater erschienen, keinem Menschen mehr erschienen. ’s war ein Leutnants- und Husarenstreich, der damals gut ausgegangen ist. Aber einem will ich noch erscheinen bis ans Ende der Erde und ihm keine Ruhe lassen bei Tag und Nacht. Ihr kennt ihn, den alten Sünder auf Frankreichs Thron, dem wollen wir alles abjagen auf Heller und Pfennig.“

Der alte Werner konnte kaum die Hand loslassen, die einst so treu für ihn gesorgt; dann trat er, Tränen im Auge, die Rückreise an. Blücher aber zog vorwärts bis vor Paris.

## 45. Ferdinand von Schill.

J. D. Lüttringhaus, Borussia.

Nach dem Frieden von Tilsit zog der Major von Schill mit seinem Husarenregiment in Berlin ein. Seit zwei Jahren hatte die Hauptstadt keine preußischen Truppen gesehen. Mit ungewöhnlichem Jubel ward der tapfere Verteidiger Kolbergs begrüßt. Die feurigsten Männer, die entschiedensten Feinde Napoleons, schlossen sich ihm an; die Herzen der patriotischen Frauen und Jungfrauen schlugen ihm in Begeisterung entgegen. Alle erblickten in ihm den Mann der Zukunft.

Da rief Österreich die deutschen Völker zum Kampfe auf gegen die fremden Unterdrücker. Auch in Preußen glaubten viele, die Stunde sei gekommen, die Sklavenketten abzuschütteln. Der König aber hielt dafür, daß diese Zeit noch nicht da sei; er schloß sich daher Österreich nicht an. Der feurige Schill aber konnte nicht warten. Der Druck der Fremdherrschaft war ihm unerträglich. Er beschloß, auf eigene Faust einen Kampf mit Napoleon zu wagen. Mit dem Ausrufe: „Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!“ ritt er am 28. April 1809 mit seinem Husarenregiment zum Hallischen Tore hinaus. Jedermann meinte, er wolle draußen auf dem Tempelhofer Felde manövrieren.

Als er eine Meile von der Stadt entfernt war, ließ er halten und redete zu seinen Husaren folgende Worte: „In die friedliche Garnison nach Berlin zurückzukehren, das ist nicht mein Wille.

Der Krieg gegen Napoleon bricht von neuem aus. Österreichs Heere ziehen gegen ihn; da dürfen wir nicht zurückbleiben. Wir haben die Schlacht bei Jena und den Frieden von Tilsit zu rächen. Zunächst werden wir in das Königreich Westfalen einfallen und dadurch das Signal zur allgemeinen Erhebung und zum Sturze der französischen Macht in Deutschland geben. Wer mit mir kämpfen will für des Vaterlandes Ehre und Freiheit, der folge mir; wer sich aber davor scheut, der kehre ungekränkt zurück!“ Keiner wollte umkehren; alle schwuren, mit ihm zu leben und zu sterben.

Das preußische Volk jauchzte in freudiger Begeisterung auf, als es von Schills kühner Tat Kunde erhielt. Mutige Jünglinge verließen heimlich das Vaterhaus, um unter dem gefeierten Helden die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen zu helfen. Preußens König mußte freilich das Unternehmen Schills Napoleon gegenüber mißbilligen.

Schill rückte indes gegen die Elbe vor. Bei Wittenberg, der Grenzfestung des Königreichs Westfalen, überschritt er das preußische Gebiet. Der Kommandant von Wittenberg suchte ihm den Übergang über die Elbe streitig zu machen. Schon hier erfuhr er, daß er sich in der Stimmung der Sachsen getäuscht habe, von denen er hoffte, sie würden gleich zu ihm übergehen. Gleichwohl streifte er weiter, selbst bis nach Halle hinauf. Dort erfuhr er, daß gleich in den ersten Schlachten die ganze österreichische Heeresmacht von Napoleon vernichtet worden sei. Da mußte er leider einsehen, daß seinem Unternehmen die stärkste Stütze geraubt sei und daß er sich übereilt habe.

Was war nun zu tun? In die Hauptstadt zurückzukehren schien ihm feige und lächerlich. Kriegerische Ehre gab den Ausschlag. Er wollte kämpfen und, wenn er nicht siegen konnte, ritterlich sterben. Aus Halle vertrieb er die Truppen des Königs Hieronymus. Beim Dorfe Dodendorf unweit Magdeburg stieß er auf die ersten Franzosenhaufen, machte einige Gefangene und erbeutete Fahnen und Geschütze. Darauf warf er sich in die kleine mecklenburgische Festung Dömitz, um sich von hier aus gegen die nachrückenden Franzosen zu verteidigen. Gar bald begann seine Lage schwierig zu werden.

Der König von Westfalen bot immer größere Heereskräfte gegen ihn auf und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Aus Hannover rückten holländische Kürassiere und aus Holstein ein dänisches Regiment Fußvolk heran. Von allen Seiten bedrängt, suchte Schill Stralsund zu erreichen. Es gelang ihm. Eiligst

ließ er hier die Festungswerke herstellen, Schanzen aufwerfen und Geschütze richten. Auch rief er die pommersche Landwehr zu Hilfe. Doch die Feinde ließen ihm nicht lange Zeit. Stralsund wurde von holländischen, dänischen und westfälischen Truppen eingeschlossen, welche nach einer heftigen Kanonade in die Stadt drangen. Schill aber setzte ihnen in den Straßen den verzweifeltsten Widerstand entgegen. Ein furchtbarer Kampf entbrennt. Mann gegen Mann, auf Leben und Tod wird gefochten. Schill wehrt sich im dichtesten Gewühle. Schon blutet er aus mehreren Wunden. Er fühlt es, daß sein Sterbestündlein herangekommen ist. Daher will er sein Leben teuer verkaufen. Jetzt verrichtet er die letzte Tat: wütend sprengt er auf den holländischen General zu und spaltet ihm den Schädel mit den Worten: „Hundsfott, bestell Quartier!“ Aber im nächsten Augenblicke sinkt auch er, von Kugeln und Säbelhieben getroffen, leblos vom Rosse herab.

Mit seinem Tode endigte das Gemetzel. Nur 150 Mann schlugen sich nach der preußischen Grenze durch; die übrigen wurden gefangen genommen und nach Frankreich auf die Galeeren geschickt, die Offiziere wurden zu Wesel erschossen.

## 46. Der kleine Freiwillige.

Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Herzog Alexius von Anhalt war anfangs noch Rheinbundfürst, aber nach der Schlacht bei Leipzig schloß er sich unverweilt den verbündeten Mächten an zu Schutz und Trutz. In großer Eile war ein freiwilliges Jägerkorps gebildet, die Landwehr aufgeboten und durch alle Ortschaften des Herzogtums ein Landsturm organisiert. Fröhlicher Waffenlärm erfüllte bald das ganze Land, alle Werkstätten erklangen von kriegerischen Liedern, und alle Kräfte regten sich im Dienste einer guten und gerechten Sache. Ein schöner, frischer Frühlingsmorgen war auch für Anhalt angebrochen.

Es handelte sich inzwischen gegenwärtig nicht nur ums Dreinschlagen, sondern auch ums Heilen und um die Pflege zahlloser Verwundeter. Die sächsischen Spitäler waren überfüllt, und ihr Hilferuf drang namentlich ins Herz der Frauen, die in wohltätigen Vereinen zusammentraten, Schmuck, Geld, Kleider, Wäsche und allen Fleiß der Hände mit Freuden opfernd. Binden und Bandagen, Bettwäsche und warme Decken wurden in Fülle angefertigt, und wer nichts Besseres zu tun hatte, tat das Beste und zupfte Scharpie. Fast in allen Häusern

wurde gerüstet, wurden Waffen und Lederzeug geputzt, Kugeln gegossen und Tornister zugerüstet. Aus dem ganzen Lande, ja aus aller Herren Länder lief Botschaft ein, wie die Jugend scharenweis zu den Fahnen ströme. Selbst von jungen Mädchen hörte man, die, von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, sich verkleidet in den Kriegsdienst eingestohlen hatten. Die ganze Nation hatte einen mächtigen Aufschwung genommen in allen ihren Schichten, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben und mit allen ihren Kräften zu sich selbst zu stehen.

Und ich? Glühenden Auges und klingenden Ohres hatte ich das alles mit angesehen und angehört. Sollte ich nun allein zu Hause bleiben, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ich erst elf Jahr alt wurde, während andere, die doch ganz vor kurzem auch nicht älter waren, ihre Haut frischweg zu Markte trugen? Durch meine Straßenkämpfe war ich sehr erstarkt, ich fühlte mich fast unüberwindlich, und meine Kugel, dachte ich, würde grad' so weit als eine andere fliegen. Auch besaß ich bereits ein Mordgewehr, nämlich einen alten Stutzen, den ich auf dem Boden gefunden und vom Großvater Bardua, unserm Hauswirt, zum Geschenk erhalten hatte. Zwar bestand diese Waffe eigentlich nur aus einem Ladstock und einem Schaft. Das Rohr war weg, und auf das Schloß konnte sich kein Mensch im Hause mehr besinnen. Ich phantasierte mir einstweilen ein Rohr hinzu, putzte die Beschläge am Kolben spiegelblank, und der junge Louis Bardua übte mir die Griffe ein. Die brennendste Begier, den Feldzug mitzumachen, verzehrte mich, und nur ein einziges frommes Bedenken hielt mich noch zurück: der Blick auf meine Mutter. Zwar konnte sie nicht nein sagen, wenn sie gar nicht gefragt ward, und Louis wollte mich „unter der Hand" mitnehmen; — aber wenn sie nun geweint hätte, wie Louis Mutter weinte? Mit meiner Mutter hatte ich mich vor allen Dingen zu verständigen.

Ich erzählte ihr, der Louis würde nun bald abziehen, und fragte, ob sie auch recht traurig sein würde, wenn er ihr Sohn wäre? Sie sagte: freilich wohl; aber noch viel trauriger würde sie sein, wenn er zu Hause bleiben wollte, denn jetzt sei es die erste Pflicht eines jeden Deutschen, für sein Vaterland zu streiten. Das klang nicht übel, ich faßte mir ein Herz, vertraute mich der edeln Mutter und bestürmte sie um ihre Einwilligung. Sie redete mancherlei dagegen, aber ich wußte alle ihre Einwürfe zu beseitigen. Endlich strich sie mir nach ihrer Weise die Haare aus der Stirn, legte mir den Hemdkragen zurecht und hieß mich mein Heil versuchen. Wenn der Hauptmann von Voß mich annehmen wolle, sagte sie, so habe sie nichts dawider, und dabei sah sie so heiter wie eine spartanische Mutter aus.

Herz und Füße hüpften mir vor Freude, und im Umsehen war ich auf der Kommandantur. Der Hauptmann hörte mich geduldig an, obgleich ich so weitläufig wie ein Leineweber war, denn ich hielt es für geraten, ihm alle seine etwaigen Einwürfe schon im voraus abzuschneiden. Ich sagte ihm von der Einwilligung meiner Mutter, und wie auch der Vater ja sagen würde, wenn ich nur erst Soldat wäre. Zwar wäre ich noch klein, aber stark und besäße auch einen Stutzen; mit diesem könnte ich bei der Bagage bleiben und hinter dem Packwagen vorfeuern. Der Hauptmann führte mich unter das Militärmaß, das ich, mich streckend, auszufüllen strebte, und beide sahen wir uns prüfend in die Augen, so ernsthaft wie die Käuzchen. Endlich sagte er das große Wort: „Zum Train nicht untauglich." Zum Train! — Recht klar war mir die Sache nicht, doch dachte ich, der Hauptmann werde ohne Zweifel das Richtige getroffen haben. Zur Deckung der Bagage, so verstand ich's. Ich blieb dann bei den Wagen, konnte fahren, wenn ich müde war, und gewissermaßen hinter Schanzen fechten. Freilich, bemerkte Herr von Voß, komme bei Soldaten auch etwas auf die Bewaffnung an; ich solle ihm daher vor allen Dingen meinen Stutzen holen. Der war geputzt und reichlich eingeölt; er konnte sich wohl sehen lassen und war schnell herbeigeschafft. In weniger als einer Viertelstunde war ich wieder da. Ich fand den Hauptmann schreibend und blieb respektvoll in der Türe stehen. Als das Schreiben kuvertiert und zugesiegelt war, winkte Herr von Voß mich heran, besah das Flintenwrack und schien zufrieden. Schloß und Lauf müßt' ich mir freilich noch dazu erobern, sagte er; ich sei übrigens angenommen, und hier sei das Patent, das möchte ich meinem Vater bringen.

Berauscht von meinen Erfolgen schwebte ich nach Hause. Im Vorübergehen zeigte ich der Mutter das großgesiegelte Kuvert, das ich dem Vater überbrachte. Als dieser aber das Schreiben auseinanderfaltete, glaubte ich Verse zu bemerken. Der Hauptmann wird doch keinen Spaß mit mir getrieben haben? Ach ja, freilich! Die Züge des lesenden Vaters erheiterten sich ja mehr und mehr; dann reichte er das Blatt der Mutter, die mir gefolgt war, und sagte lachend: „Wilhelm ist Trainknecht geworden!" Bei diesem Titel und der Art, wie mein Vater ihn aussprach, fielen mir die Schuppen von den Augen; aber anstatt Gott zu danken wie Don Quijote und andere Narren, wenn sie zur Vernunft erwachen, war ich vielmehr aufs äußerste verletzt. Ich entwich auf den Boden und erhing mich hier zwar nicht, warf aber meinen Verführer, den Stutzen, zurück in den Rummel, aus welchem ich ihn kürzlich erst erlöst hatte, um ihn niemals wieder anzusehen.

## 47. Was die Großmutter von Anno 1806 und 1813 erzählt.

Wilhelm Raabe, Chronik der Sperlingsgasse.

„Also es war Anno sechs, als der Franzos im Lande rumorte und drunten schrecklich hausen sollte; denn er hatte einen großen Sieg erfochten und glaubte, das Recht dazu zu haben. Die Leute fürchteten sich alle sehr, gruben ihre Löffel weg und nähten ihren Kindern jedem ein Goldstück in den Rocksaum auf den Fall, daß sie abhanden kämen oder mitgenommen würden. Aber mein Seliger tat gar nicht, als ob ihn das was anginge. „Wenn sie kommen, sind sie da," sagte er, und dabei blieb er, und wenn die Nachbarn kamen und klagten und jammerten, sagte er nur: „Einmal wir, einmal sie!" Und wenn sie ihm die Ohren zu voll schrieen, zog er eine weiße Zipfelmütze, die er zu meiner Verwunderung seit kurzer Zeit immer in der Tasche führte, darüber und tat, als ob er einschliefe. Er war immer ein sonderlicher Mann, Annchen, dein Vater.

Gut, eines Morgens erhob sich ein Lärm: „Sie sind da!" Heiliger Gott! Mir fuhr's ordentlich in die Knie; meine Jungen, Gott hab' sie selig, in allen Gassen, Gott weiß wo, und nur mein Annchen hatt' ich in der Wiege! Mein Alter hatte 'mal wieder die Zipfelmütze hervorgekriegt und übergezogen und sägte im Hofe.

„Gottfried, Gottfried!" schreie ich, „sie sind da! sie sind da!" Er tat, als ob er's nicht hörte, obgleich ich dicht bei ihm stand. In meiner Angst und auch vor Ärger riß ich ihm die dumme Mütze ab, warf sie auf die Erde und schrie wieder: „Und die Jungen sind auf der Straße — heiliger Vater! — und unsere Löffel! — Mann! Mann!"

Er hob ganz ruhig seine Mütze auf, klopfte die Sägespäne an mir ab, setzte sie ruhig wieder auf und sagte: „Ja, wenn's so ist, werden sie wohl durchs Wassertor kommen, daher geht der Weg von Jena." Ich glaube, so hieß es. Dann sägt' er weiter.

Richtig, da trommelte es schon die lange Straße vom Wassertor her, mir zitterte das Herz immer mehr!

„Meister Karsten! Meister Karsten! schnell, schnell!" schrieen plötzlich mehrere Nachbarn, die in den Hof stürzten im besten Sonntagsstaat. „Ihr sollt mit zur Depentatschon an den französischen General!"

„So?" sagt' mein Gottfried, stellte seine Säge hin und ging langsam in das Haus, gefolgt von den Nachbarn, dem Herrn Sekretär Schreiber, dem Herrn Rat Pustebach, dem Schornsteinfeger Blachdorf und dem Schmied Pruster und anderen. Alle zogen mit meinem Alten in die Stube, weil sie dachten, er würde nun gleich in den Sonntagsrock fahren und mitrennen. Aber proste Mahlzeit! — An

den Tabakskasten ging mein Alter, stopfte sich eine Pfeife, schlug langsam Feuer und sagte: „Nun, so kommt meine Herren!"

Die standen alle mit offenen Mäulern da, aber mein Gottfried ließ sich nicht irre machen. In Schlafrock und Pantoffeln marschierte er ruhig — ich sehe ihn wie heute — voran bis an die nächste Straßenecke. Da blieb er stehen und die Nachbarn um ihn herum, zeigte mit der Pfeifenspitze auf einen Zettel, der da klebte und auf welchem stand: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" oder so 'was, — ich hab's vergessen — klappte seinen Pfeifendeckel zu, drehte sich langsam um und ging ins Haus zurück. Meine beiden Jungen brachte er mit, worüber ich seelenfroh war. „Da, Mutter," sagte er, als er sie in die Tür schob, „heb sie mir auf, wir brauchen sie einstmal!"

Ich wußte damals nicht, was das heißen sollte; später erfuhr ich's."

Hier traten der alten Frau die Tränen in die Augen, und ihr Spinnrad hörte auf zu schnurren. Es herrschte eine tiefe Stille im Zimmer.

„Gut, von nun ab bekümmerte sich mein alter Seliger um nichts mehr draußen, sondern ging wieder zu seinem Sägebock und sägte weiter, bis die Einquartierung kam. Herr meines Lebens, da hättet ihr den Mann sehen sollen! Das ganze Haus kam in Aufruhr; das Beste, was Küch' und Keller hielt, ward aufgetischt, und je mehr die kleinen, gelben Kerle schwadronierten und sakermentierten, desto fröhlicher wurde mein Alter.

„Das ist die rechte Sorte!" rief er immer, sich die Hände reibend.

„Solche mußten's sein! Wenn nur genug von ihnen da sind!" Französisch hatte er etwas von der Wanderschaft mitgebracht, und so waren sie bald die besten Freunde miteinander und auf Du und Du, daß die Nachbarn ordentlich die Nasen rümpften. Die aber gingen zu allen Depentatschonen und illuminierten und bekränzten ihre Häuser und so. — Das tat aber mein Gottfried nicht, und wenn er einen vom Rat der Stadt sah, zog er jedesmal richtig die Zipfelmütze herunter über die Ohren.

Gut, da war ein Franzos zwischen den andern, der war von daher, wo sie halb deutsch, halb französisch sprechen, den konnt' ich auch verstehen, und es war so gut, als wenn ich Französch gekonnt hätte. Was geschieht? Eines Abends sitzen sie alle zusammen, und mein Alter mitten drinnen, und kauderwelschten, daß einem Hören und Sehen verging, und ich saß im Winkel und strickte, und die Jungen spielten im Winkel. Spricht mein Alter auf einmal zu dem Deutschfranzos:

„Nun sagt 'mal, Kamerad, wie lange denkt ihr denn eigentlich noch in Deutschland zu bleiben?"

Der Deutschfranzos stieß mit den andern den Kopf zusammen, und sie schnatterten 'was in ihrer Sprache. Dann lachten sie aus vollem Halse. „Immer bleiben wir da!" sagte der Deutschfranzos. „Wir sein einmal da, wir gehen nit raus wieder!"

„Woui!" schrieen die andern und hielten sich die Bäuche, „nit raus! nit raus!"

„Ne," sagt' mein Alter, „immer nicht. Ihr seid zwar da, und unsereins kann unserm Herrgott nur dankbar sein, daß er euch geschickt hat, aber immer —." „Nit raus! nit raus!" schrieen die Franzosen. „Lasset mit euch handeln!" sagt' mein Alter, „ich biete zwölf Jahr — höchstens!" „Nit raus! nit raus!" kauderwelschten die wieder. „Wilhelm! Ludwig! kommt 'mal her!" rief mein Alter jetzt die Jungen, die sogleich angesprungen kamen und sich an seine Knie stellten. „Richt't euch!" rief mein Alter. „Augen rechts! Seht 'mal, Jungens, die da, das sind Franzosen, die eigentlich hier nicht in unsere Stube gehören. Das kleine Annchen kann gar nicht schlafen vor ihrem Spektakel, und doch haben sie Lust, immer dazubleiben? Was meint ihr, Jungens, wenn ihr stark genug wäret!"

Guckten meine Jungen gewaltig wunderbar aus den Augen und die Franzmänner an und dann sich und dann meinen Alten! „Das sich finden, ich groß werden, ich schon Pustebacks Theodor zwinge," sagte Wilhelm, mein Kleinster. Ludwig, mein Ältester, sagte gar nichts; aber auf einmal rann ihm eine dicke Träne über die Backe, und sein Vater klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Warte nur, mein Junge, du kommst zuerst."

Die Franzosen hatten ihren Heidenjubel; und besonders einer — sie nannten ihn Piär oder so — wußte sich gar nicht zu helfen vor Lachen. Mein Alter aber war sehr ernst geworden und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr. Die andere Woche zogen die Franzmänner ab und lachten noch beim Abschied, als sie uns allen die Hände drückten und ordentlich sich bedankten für gute Bewirtung!

„Nit raus! nit raus!"

„Wird sich finden!" sagte mein Alter. „Wird sich finden!" schrieen meine beiden Jungen.

Gut, nun kamen lange Jahre und immer andere Franzosen.

„Bald ist's genug," brummte mein Gottfried. Und einmal zogen sie alle hinauf nach Norden, aber zurück kam keiner. Und dann fing's auf einmal an zu rumoren im Lande, und an den Ecken klebten ganz andere Zettel, die mein Alter immer las, und wobei er mit dem Kopfe nickte. Er war die Zeit nicht viel zu Haus.

Da kam er eines Tages zurück und rief den Ludwig aus der Werkstatt, und sie kamen beide in die Küche zu mir. „Sieh', Mutter," sagte mein Gottfried, „'s ist gut, daß dein Feuer brennt. Paß' auf, Ludchen!" Damit zog mein Alter seine Zipfelmütze aus der Tasche und warf sie unter meinen Topf, daß sie verschwelte und das ganze Haus voll Qualm ward; dann ging er mit meinem Ludwig fort und kam allein und ganz still wieder. Am andern Morgen zog ein Trupp schwarzer Reiter in die Stadt, auch durch das Wassertor. Einer kam zu Pferd hier in die Sperlingsgasse vor unser Haus und stieg ab — mir sank das Herz in die Knie — es war mein Ludwig!

„Adjes, Mutter! Adjes, Vater!" rief er, „behüt' euch Gott! 's wird sich schon machen!" und dann ritt er fort den andern nach, die schon durch das Grüne Tor zogen.

„Da geht's nach Frankreich, Alte!" rief mein Mann, während ich heulte und jammerte. Aber es war noch so weit nicht.

Wir hörten lange Zeit nichts, bis eines Tages alle Glocken in der Stadt läuteten und auch im ganzen Lande, wie sie sagten. Es war eine große Schlacht gewesen, und Unsere hatten gewonnen, und mein Ludwig war — tot!

„Der erste!" sagte mein Alter.

Wieder ging eine Zeit hin, und einmal kam das Kanonenschießen so nahe, daß die Leute vor das Tor liefen, es zu hören; natürlich liefen mein Gottfried und ich mit. Da kamen bald aus der Gegend her, wo es so rollte und donnerte, Wagen mit Verwundeten, Freund und Feind durcheinander, und immer mehr und mehr. Die wurden alle in die Stadt gebracht.

„Herr, mein Heiland!" muß ich auf einmal ausrufen, „ist das nicht der Piär von damals, von anno sechs?"

Richtig, er war's. Mit abgeschossenem Bein lag er auf dem Stroh und wimmerte ganz jämmerlich. „Den nehm' ich mit," sagte mein Alter und bat ihn sich aus, und wir brachten ihn hier ins Haus. Da kurierten wir ihn. Als er besser wurde, hatte mein Mann oft seine Reden mit ihm. Einmal war der Franzos oben auf, ein andermal mein Alter. Da hieß es plötzlich, die Deutschen seien wieder geschlagen und der Napoleon abermals Obermeister. Mein Alter sah den Wilhelm bedenklich an, als ginge er mit sich zu Rat; als aber in der Nacht die Sturmglocken auf allen Dörfern läuteten, wußte ich, was geschehen würde, weinte die ganze Nacht, und am Morgen zog auch mein Wilhelm fort mit den grünen Jägern zu Fuß. Vorher aber führte ihn mein Alter noch an das Bett des Franzosen und sagte: „Das ist der zweite!" Der Franzos schaute ganz kurios und bewildert drein und sagte gar nichts, sondern drehte sich nach der Wand.

Das Kanonenschießen kam nun nicht wieder so nah', und der Wilhelm schrieb von großen Schlachten, wo viele tausend Menschen zu Tode kamen, aber er nicht, und die Briefe kamen immer ferner her, und auf einmal standen gar welsche Namen darauf. Die brachte mein Alter dem Franzos herauf, der nun schon ganz gut Deutsch konnte, und sagte lachend zu ihm: „Nun, Gevatter! Nit raus? nit raus?" Und der Franzos machte ein gar erbärmliches Gesicht und sagte, den Brief in der Hand: „Das sein mein Eimatsort, da wohnen mein Vater und mein Mutter!" Mein Alter aber saß am Bett und rechnete an den Fingern: „Eins, zwei, vier — acht. Acht Jahr, Gevatter Franzos! Warum habt Ihr dunnemalen meine zwölf nicht genommen?"

Die Briefe von unserm Wilhelm kamen nun immer seltener, und auf einmal blieben sie ganz aus, und eines Tages kommt mein Alter nach Haus, setzt sich an den Tisch, legt den Kopf auf beide Arme und — weint. Ich dachte, der Himmel fiele über mich, der und weinen!

„Der andere!" stöhnte mein Alter in sich hinein, und ich fiel in Ohnmacht zu Boden.

Da vor der großen Franzosenstadt Paris muß ein Berg sein — ich kann den Namen nicht ordentlich aussprechen — von wo man die Stadt ganz übersehen kann. Da schossen sie zum letztenmal aufeinander, und da ist auch dem Wilhelm eine Kugel mitten durch die Brust gegangen, wie der Kamerad schrieb, und ist er da begraben mit vielen, vielen andern aus Deutschland. — Das ist meine Geschichte. Den Franzosen aber kurierten wir aus, und mein Alter gab ihm einen Zehrpfennig und brachte ihn an das Tor, wo der Weg nach Frankreich geht, den auch meine Jungen gezogen waren, sah ihn da abhumpeln und kam wieder nach Haus, murmelnd: „Nit raus, nit raus!" — Gott hab' ihn selig, den Mann; es war ein Wunderlicher, dein Vater, Annchen."

## 48. Die Königin Luise.

Nach W. Hahn, Deutsche Charakterköpfe.

Der erste Brief, den Luise, nachdem ihr Gemahl den Thron bestiegen hatte, an ihre Großmutter, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, schrieb, enthält die Worte: „Ich bin nun Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich meine Wohltaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen." Dies war in der Tat ihrer Seele innigstes Bedürfnis — wohltun, sich in die Lage derjenigen versetzen, mit denen sie in Berührung kam, einem jeden nach seinem Bedürfnis gewähren.

Diesem Zuge ihrer Seele war damit nicht genug getan, daß sie Almosen spendete. Allerdings, dafür sorgte sie reichlich. Sie setzte die möglichst größte Summe zur Verwendung für die Armen aus, und sie beschränkte ihre eigene Haushaltung, soviel es die königliche Stellung zuließ. Sie kleidete sich für gewöhnlich in ein einfaches Musselinkleid, suchte nie nach kostbarem Schmuck in Tüchern, Spangen oder Ringen. Sie erschien wie die einfachste Frau im Lande.

Immer, wenn die Königin zu Fuß im Tiergarten Berlins oder in den offenen Gärten Potsdams sich erging, waren dem Diener, der ihr folgte, zur Verteilung unter Notleidende, die ihr Auge traf, allerlei Geldstücke, größere und kleinere, gegeben. „Wo Not ist, muß geholfen werden," war ihr Gedanke. „Ob der Arme Hilfe verdient, wer kann das abwägen und entscheiden." Sie dachte dabei gern an die Art, wie ihr selbst die göttliche Vorsehung gespendet habe. „Wie macht es der liebe Gott mit uns, denen er reichlich gibt? Ist nicht alles Erbarmen und Gnade?" Wenn ihr in diesem und jenem Falle die Not größer schien, als daß mit einem einmaligen Almosen geholfen wäre, dann sorgte sie für wiederholte Unterstützungen.

Aber diese nach Geldsummen berechenbare Geschäftigkeit war keineswegs der Hauptzug ihres Charakters. Mit einem freundlichen Blick und einem guten Worte ist ja oft mehr als mit Geld gewirkt. Und dies war es gerade, was wunderbar in ihrer Macht lag. Wie sie grüßte, war allen ein Geheimnis. Jeder glaubte, etwas Besonderes wahrzunehmen. Als wenn die Sonne aus Wolken hervorbrach, solch einen Eindruck machte das grüßende Auge der Königin.

Seit dem Antritt der Regierung ihres Gemahls kam der Eindruck, den Luise in Berlin und dessen Umgegend von Anfang an gemacht hatte, allmählich über das ganze Land.

Die Königin begleitete ihren Gemahl nicht bloß auf den beiden großen Huldigungsreisen in die östlichen und westlichen Provinzen; oft fuhr sie auch mit, wenn der König zur Abhaltung eines Manövers hierhin oder dorthin sich begab. Die damalige Art des Reisens aber bot überall dem Volke, weit mehr als die jetzige, Gelegenheit, sie zu sehen, ja zu beobachten und mit ihr zu verkehren.

König und Königin fuhren zusammen. Aber nicht immer so, daß beide e i n e s Wagens und derselben Straße sich bedienten. Nur daß sie an dem Ziel und den größeren Hauptpunkten der Reise zusammentrafen, wurde durch einen genau entworfenen Plan vorher festgestellt. Der König fuhr schneller, rechts und links hin, nahm an verschiedenen Orten die Truppen in Augenschein und ließ sich von den Vorständen der Behörden Bericht erstatten. Die Königin fuhr unterdessen die gerade Straße langsamer, fuhr später am Tage ab

und kehrte früher ein. Da wurde mancher kleine Ort, in dem noch nie eine Königin geweilt hatte, durch einen stundenlangen Aufenthalt Luisens ausgezeichnet. Und überall hin, bis in die kleinste Hütte, verbreitete sich durch begeisterte Augenzeugen die Kunde davon, daß eine Königin im Lande herrsche, schön und freundlich wie ein Engel, huld- und liebevoll und dabei doch majestätisch wie eine Heilige.

Wie natürlich, daß eine Königin dieser Art dem Volke ein Gegenstand innigster Liebe und Verehrung wurde! Hier war sie wie ein freudig begrüßter, anspruchsloser Gast der Familien im Volke, dort, an größeren Orten, wie eine Fürstin, die, im Triumphzug eingeholt, über gedrängte Massen des Volkes hinausstrahlte. Und immer war sie dieselbe, Unschuld und Güte im Herzen.

Wie natürlich auch, daß sie dem Volke mehr wurde als bloß ein Gegenstand der Liebe und Verehrung. Sie wurde ihm Vorbild und Führer zur Tugend.

Ihrem Gemahl war Luise ein Gut und Glück, wie vom Himmel gesandt. Sie verscheuchte die Wolken aus seinem Herzen, wenn sie den süßen Gang der Mutterliebe ihn teilen ließ, wenn sie des Abends vor dem Schlafengehen an die Bettchen der Kinder ihn führte, die rosigen Wangen der Schlummernden küssend. Sie hielt ihn im Zauber der geselligen Unterhaltung gefesselt, wenn sie einen bewährten Freund oder einen kleinen Kreis Befreundeter abends zu sich rief und mit ihrem geistigen Schwung alles belebte, bereicherte und erhellte. Sie verschönerte ihm den stillen Aufenthalt in der Natur, in Charlottenburg, auf der Pfaueninsel oder in Paretz. Da erhöhten sich ihm, wenn sie lustwandelnd an seinem Arme hing, die ewigen Wunder der Welt, der Auf- und Niedergang der himmlischen Lichter, das Wehen und Wogen auf den Feldern und in den Wipfeln, die Farben und Schatten der Nähe und Ferne.

## 49. Die Königin Luise von Preußen auf der Flucht nach Königsberg.

L. Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes.

Nach dem verhängnisvollen Schlachttage von Jena, dem 14. Oktober 1806, begab sich die Königin Luise von Preußen mit ihrem Gemahl auf die Flucht, zunächst über Küstrin nach Stettin. In Schwedt traf sie mit ihren königlichen Kindern zusammen. Tiefbewegten Herzens sprach sie hier zu dem damals neunjährigen Prinzen Wilhelm und seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen, die beide bereits den Rock des Königs und der Armee trugen: „Ich sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große

Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr! Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann. Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglücklichen Stunden in euer Gedächtnis zurück! Weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit Tränen allein! Handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte."

Nachdem sich ihr königlicher Gemahl auf der Weiterreise von ihr hatte trennen müssen, setzte sie im Spätherbst ihre Reise von Ortelsburg nach Königsberg allein, ohne ihren Gemahl fort. Eine dunkle, stürmische Nacht überfiel sie auf diesem Wege. Der Wind heulte durch den Tannenwald und jagte Schnee in dichten Wolken empor von der Landstraße, die sich durch den Wald hinzog. Da tauchte plötzlich ein Licht vor den Augen der Dahinfahrenden auf. Es kam aus der Hütte eines Waldhüters. Dahin lenkte nun der Wagen ein, welcher die fliehende Königin mit ihrer Begleitung trug. Jetzt ist die Hütte erreicht. — Man klopft heftig an die Fensterscheiben, durch die das hoch auflodernde Herdfeuer seinen Schein auf die Straße wirft. Eine alte Frau öffnet zögernd und furchtsam die Tür. Sie ist mit einer Magd ganz allein in dem einsamen Häuschen. Wie erstaunt sie, als ihr eine hohe Frauengestalt, in einen dunklen Sammetmantel gehüllt und mit verschleiertem Antlitz, entgegentritt. Hinter ihr kommen noch eine Frau und ein Herr. Das kleine Gemach hat kaum Platz genug für die Obdach Begehrenden, die sich im Schneesturme vom rechten Wege verirrt haben. Doch die Waldhüterin tritt gutmütig ihr Bett der Königin ab; die Gräfin Truchseß schläft sitzend zu Füßen derselben, und der Kammerherr von Schladen findet ein Unterkommen auf dem Heuboden. — Am nächsten Morgen ist die Königin früh auf. Die Alte macht ein frisches Feuer an; da bemerkt sie, daß ihr vornehmer Gast erbleicht und sich matt an die Wand lehnt. Kummer und Entbehrung haben sie entkräftet. Die Waldhüterin führt sie zu einem Sitze, bringt ihr frischgekochte Milch und Brot, und ihre Gäste greifen zu. Nach diesem einfachen Mahle lehnt die Königin auf der schmalen Bank am Fenster, während der

Kammerherr draußen die Weiterreise besorgt. Helle Tränen fließen ihr über die Wangen. Voll stiller Ergebung in ihr Schicksal schreibt sie hier in ihr Tagebuch die Worte des rührenden Gesanges aus Goethes „Wilhelm Meister“ nieder:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Bald darauf wird ihr gemeldet, der Wagen sei bereit. Sie dankt herzlich der Wirtin, der sie eine goldgefüllte Börse als Bezahlung hinterläßt, und setzt ihre Weiterreise fort nach Königsberg.

## 50. Aus Bismarcks Jugendzeit.

Nach O. Pank, Bismarckbüchlein.

Vor der Erziehungsanstalt des Professors Plamann in Berlin hält an einem Frühlingstage des Jahres 1821 ein herrschaftlicher Wagen. Der alte Kutscher steigt ab, öffnet den Schlag, hebt einen zarten, hoch aufgeschossenen Knaben aus dem Wagen auf seinen Arm und trägt ihn hinein in das Haus, wo bald aus allen Winkeln und Ecken muntere Knabengesichter den neuen Kameraden neugierig mustern. Dieser aber verzieht keine Miene und blickt von der Höhe des Kutscherarms mit stummem Ernst auf die neue Welt, die ihn umgibt. Es ist Otto von Bismarck aus Kniephof. Warum er so früh, sechs Jahre alt, aus dem Vaterhause gegeben wurde? Vielleicht fürchtete die Mutter, er könnte zu Hause verwöhnt und verzogen werden. Jedenfalls war bei Plamann von Verwöhnung keine Rede, sondern es ging nahezu spartanisch zu. Durch Turnen, Schwimmen, Hungern, Frieren und übertriebene Strenge sollten die Knaben abgehärtet und zu ordentlichen Deutschen herangebildet werden. Frühmorgens punkt sechs Uhr ging's aus dem Bett. Um sieben Uhr begann der Unterricht. Dazwischen lag die gemeinsame Morgenandacht und das Frühstück: Milch und ein Stückchen Brot. Zum zweiten Frühstück und zur Vesper gab's ebenfalls nur trockenes Brot mit Salz. Wer aber zu Mittag seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte im Garten mit seinem Teller so lange stehen, bis alles aufgegessen war.

Das alles wäre dem kleinen Otto noch erträglich gewesen. Aber seine Mitschüler gingen oft hart mit ihm um, denn sie glaubten, den neuen Kameraden ducken zu müssen. Das hat den artigen, offenen Knaben oft gekränkt und entrüstet, und er bekam großes Heimweh.

Dennoch hielt er sich tapfer und wußte sich sehr bald bei seinen Mitschülern in Respekt zu setzen. So hatte er sich z. B. gegen sie zur Wehr gesetzt, als sie ihn als „Neuen" in herkömmlicher Weise einweihen wollten. Diesen Widerstand vergaßen sie ihm nicht und dachten: „Wart' nur! wenn die Badezeit anfängt, wollen wir dir's schon heimzahlen!" Wer sich nämlich beim Baden vor dem Wasser fürchtete, der wurde von dem Lehrer einfach kopfüber hineingeworfen und von seinen Mitschülern so lange untergetaucht, bis er von der Wasserscheu geheilt war. Alle freuten sich schon auf den Augenblick, wo Otto von Bismarck seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte; denn das setzte man als gewiß voraus, daß solch ein junges Bürschchen die Wasserscheu habe. Alle standen schon bereit, um beim Untertauchen gründlich zu helfen. Siehe, da tritt Otto von Bismarck mit der größten Kaltblütigkeit an den Rand des Grabens, stürzt sich hinein, taucht unter und kommt erst am jenseitigen Ufer wieder zum Vorschein. Ein allgemeines „Ah!" folgte dieser Überraschung. Keiner aber wagte es jetzt, den kühnen Taucher nur zu berühren. Bald war Otto von Bismarck einer der Tüchtigsten im Schwimmen und Fechten und der angesehene und allbeliebte Anführer beim Schneeballen, Kriegsspielen usw.

Aber auch beim Lernen sahen alle mit Bewunderung zu ihm auf. Besonders in der Weltgeschichte wußte er wie keiner Bescheid. Im Garten hinter dem Hause stand ein großer Lindenbaum, auf welchen die Knaben in den Freistunden hinaufklettern durften. Wenn es etwas Wichtiges mitzuteilen oder zu beraten gab, hieß es: „Nach der Linde!" Den Ehrenplatz auf dem Baume nahm Otto von Bismarck ein; um ihn her oder unter ihm die andern. Da saß er denn oft zwischen den schattigen Ästen auf seinem luftigen Throne und las ihnen aus der Weltgeschichte vor, am liebsten von den griechischen Helden Ajax und Achilles und Odysseus im trojanischen Kriege aus Beckers „Erzählungen aus der alten Welt". Das Buch wußte er beinahe ganz auswendig. Er selber hieß bei seinen Kameraden „Ajax".

In seinem zwölften Lebensjahre kam Otto aufs Gymnasium. In allen Lehrgegenständen ging es frisch vorwärts. Bei seinem hellen Verstande lernte Otto von Bismarck außerordentlich schnell und leicht und behielt das einmal Gelernte in gutem Gedächtnis. Auch in

seinem Betragen war er die Freude seiner Lehrer, besonders durch seine strenge Wahrheitsliebe und die aufrichtige Frömmigkeit seines Gemüts. Von frühster Kindheit an zeigten sich bei ihm diese zwei Züge besonders tief ausgeprägt.

Am 31. März 1830 wurde Otto von Bismarck in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von dem berühmten Professor und Prediger Schleiermacher konfirmiert. Der Religionsunterricht desselben blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. „Noch weiß ich genau," erzählte er einmal, „das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz." Auch erinnerte er sich nach vielen Jahren noch des Spruches, mit dem er eingesegnet worden war; er lautet: „Alles was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn, und nicht den Menschen." (Colosser 3, 23.)

Schon bei seiner Aufnahme in das Gymnasium hatte der junge Bismarck das besondere Wohlgefallen des Lehrers Dr. Bonnell erregt. „Als er mich so treuherzig und aufmerksam anblickte mit seinem freundlichen Gesicht und seinen blanken, klaren Knabenaugen, dachte ich" — so erzählt Dr. Bonnell später — „ei, das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich doch im Auge behalten!"

Ostern 1831 kam Bismarck ganz zu Bonnell in Pension. Dort in der anspruchslosen bürgerlichen Häuslichkeit fühlte er sich wohl und zufrieden und erwiderte die treue Liebe, die er bei dem Professor erfuhr, durch sein gemütliches, zutrauliches Wesen. Dr. Bonnell erzählt von ihm: „Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Fast niemals ging er des Abends aus. Wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe." Auch als gereifter Mann und mächtiger Kanzler hat Bismarck die Dankbarkeit gegen seinen alten treuen Lehrer niemals vergessen.

## 51. Leutnant und Rekrut.

Emil Frommel, In des Königs Rock. (Gekürzt.)

### 1.

Als im Herbste des Jahres 1869 die Rekruten des Halberstädtschen Kürassierregiments mit ihren Zwerchsäcken in ihre Garnison einrückten, war unter ihnen auch ein Bauernsohn aus Westfalen.

Bei der Verteilung der jungen Mannschaft an die Schwadronen bekam der jüngste Leutnant den westfälischen Rekruten und der Rekrut den Leutnant, und es war, als ob über den beiden eine Stimme spräche: „Sehet nun zu, wie ihr miteinander fertig werdet in Liebe und Geduld!“

Es waren die ersten Rekruten, die der Leutnant einzuexerzieren hatte. Es ist wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, aus drallen, vierschrötigen Bauernjungen, von denen mancher seine erste Bekanntschaft mit der Seife erst in der Kaserne macht, schmucke und gewandte „Gaulreiter“ herzustellen. Da muß ein Mensch im ersten Jahre des Dienstes so viel lernen wie das Kindlein im ersten Jahre seines Lebens, und zwar genau alles noch einmal wie damals: Marschieren, Sprechen, Sehen, Hören, kurz als hätte er nicht schon zwanzig Jahre auf der Welt gelebt.

Es dauerte denn auch nicht lange, da kamen die zwei, Leutnant und Rekrut, in nähere Berührung. Der Rekrut tat alles, was er geheißen ward, aber wie weiland Till Eulenspiegel, der das Kind ersäufte, das er baden sollte. Wer hinten an dem Kasernenhof vorüberging, konnte fast täglich einen Mann allein marschieren und später allein reiten sehen, aber nicht zum Vergnügen, sondern hundertmal dieselbe Übung machen, und doch war's am folgenden Tage wieder verkehrt.

Der gute Westfälinger war des Leutnants tägliches Magenpflaster. „Kerl, du kannst auch nichts recht machen,“ das war der Schluß aller Reden. Wenn's so recht danach angetan war, um aus der Haut zu fahren, und der Leutnant am liebsten das Feuersteinexperiment versucht hätte, da war's immer, als hörte er eine weiche, liebe Stimme hinter sich: „Kind, Kind! habe Geduld mit anderen Leuten,“ und wenn er dann in das ernsthafte, treuherzige Gesicht des Rekruten sah, das unter dem Gewicht des Helms und der Dummheit so wunderlich herausschaute, die Augenbrauen hoch geschwungen und die Lippen fest zusammengebissen, dann kam ihn doch wieder das Lachen an. In seinen Briefen an die Mutter aber schrieb er: „Du glaubst nicht, liebste Mama, auf welche Geduldsprobe mich ein Kerl aus meiner Schwadron stellt. Ich weiß nicht, welche Geduld hier am Platze ist: Engelsgeduld oder Eselsgeduld, wie der Freiherr von Moser einmal einteilt. Wenn ich nicht manchmal an Dich dächte und Deine liebe Stimme zu hören glaubte, ich weiß nicht, was ich täte.“ Dahingegen beichtete der Westfälinger an seine Mutter: „Es geht alles gut, nur der Leutnant ist arg ungeduldig. Ich kann ihm nichts recht machen; denn er ist zornig, aber doch bald wieder gut, und ich lerne viel bei ihm. Ihr könntet

ihm einmal einen Schinken schicken, daß er mich nicht so arg plagt."

So strichen die Monate hin, und eine besondere Herzstärkung sollte der Leutnant empfangen, als es im Winter in den Unterricht ging. Da machte er die Erfahrung des westfälischen Schulmeisters vom zerbrochenen Rädlein auch durch. Er hatte es so ziemlich aufgegeben, seine Schüler auf eine höhere Stufe der Wissenschaft zu bringen, als plötzlich sich die Wolken zusammenzogen — diesmal nicht auf der Stirne des Leutnants, sondern am Völkerhimmel — und wie ein Wetter aus heiterer Luft die Kriegserklärung im Jahre 1870 kam.

Der Leutnant war zum Besuch bei seinen Eltern, als die Kunde eintraf. Hochklopfenden Herzens hörte der junge Mann die Botschaft. Am Abend vor dem Abschied nahm der Vater seinen Sohn beiseite, zeigte ihm die Bilder der Ahnen, sein Eisernes Kreuz aus dem Jahre 1813 und noch ein Stück des Lorbeerkranzes, den er einst bei der Heimkehr empfangen. „Nimm meinen Säbel mit, mein Sohn," sagte er und gab ihm das Gehänge, „und denke an deinen Vater, an König und Vaterland!" Was die Mutter ihm sagte, das lag alles im Blick und in der segnenden Hand auf seinem Haupte. „Hab Geduld mit dir und mit dem Rekruten," sagte sie ihm noch ins Ohr. Er eilte zum Regiment.

Auch zu unserem Westfälinger kamen die Seinen, um Abschied zu nehmen. Sie hatten noch viel mitgeschleppt, so daß er reichlich unter die Kameraden verteilen konnte. Als aber der Trompeter das Signal zum Sammeln blies, da mußte geschieden sein. Eltern und Sohn küßten sich und weinten zusammen, und beim Scheiden sagte die Mutter leise: „Hermann, bete nur, daß du's recht machst vor Gott und Menschen und auch vor dem Leutnant!" — —

2.

Die Heimat lag schon weit zurück; über den Rhein war's gegangen, die ersten Siege waren erfochten, als die heißen Tage des 14., 16. und 18. August auch unsere tapferen Reiter ins Feuer brachten.

Es war in der Schlacht bei Vionville. Es galt, die breite Lücke, die zwischen den Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel eingerissen war, zu füllen und dem Stoß des Feindes zu begegnen. Und sie sausten heran, die Reiter, in geschlossenen Reihen wie Wetterwolken, ihre geschwungenen Säbel wie die zackigen Blitze zwischendrein, und hinein ging's in die französischen Regimenter. Das erste Karree wurde niedergeritten, das zweite auch. Aber immer neue Scharen

feindlicher Bataillone tauchten auf, und die Batterien, durch die sie gedeckt waren, spien Tod und Verderben unter die preußischen Reiter. Sie mußten zurück. Da brachen noch zu allem Überfluß aus einem Hinterhalte französische Kürassiere und Dragoner hervor. Es galt, sich durchzuschlagen. Der Leutnant geriet abseits, und flugs waren etliche feindliche Reiter an ihm. Er focht im Einzelkampfe gegen sie, bald an ihnen vorbeijagend, bald um sich hauend. Aber sein Arm wurde müde, sein Auge umdunkelte sich, er befahl Gott seine Seele, nahm Abschied im Geist von den Eltern und dem väterlichen Schloß mit seinen grünen Bäumen, — — da, im Augenblick der höchsten Not, wo die Feinde schon dicht hinter ihm sind, saust ein preußischer Reiter heran, daß der Boden dröhnt. Hinter einer Mauer hatte er sich bei dem Rückzug verdeckt gehalten und wollte die Rückkehr der Franzosen abwarten, da hört er Schwerter klirren. Er sieht den Leutnant umringt, in Todesnot, gibt seinem Pferde die Sporen, setzt über den Graben und ist den feindlichen Reitern am Wamse. Den einen haut er herunter zur Rechten, den andern zur Linken über das Gesicht, daß ihm das Sehen verging, — die anderen machten Kehrt. Der Leutnant fühlt freie Luft hinter sich, — wer mag der rettende Engel sein? Er bringt sein schäumendes Roß zum Stehen, und hinter ihm hält — der dumme Rekrut, sein Schmerzenskind, das freudestrahlend ihm entgegenruft: „Herr Leutnant, hab' ich's nun recht gemacht?" Der Leutnant will eben anheben zum Lobe, das zum erstenmal von seinen Lippen kommen soll, aber noch ehe er ein Wörtlein gesagt, da pfeift es aus dem nahen Gebüsch, und den treuen Westfalen trifft die tödliche Kugel durch den Helm mitten in die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sinkt. —

Das war das Werk eines Augenblicks. Weinend wirft sich der Leutnant über den Gefallenen und ruft ihm in die Ohren: „Ja, ja, treue Seele, das hast du recht gemacht!" Der hörte es freilich nicht mehr; aber das Lob ist hinaufgeklungen zum Himmel und hineingefallen in die Wagschale des ewigen Richters, der die Treue auf Erden ansieht.

Wenige Tage darauf, als die gewaltigen Siege errungen waren, ward der Leutnant mit seiner Schwadron auf Patrouille geschickt. Sie reiten an einem Gehölz vorbei, es kracht hinter den Bäumen, — Franktireurs sind's, die sich im Walde versteckt halten. Der Leutnant sprengt mit geschwungenem Säbel in das Gehölz; aber noch ehe er zum Streiche ausholen kann, sinkt er, tödlich getroffen, vom Pferde. Wohl säubern die Kameraden das Gehölz, und keiner der Feinde entrinnt; aber den Gefallenen weckt niemand wieder auf: als ihren einzigen Toten bringen sie ihn zurück. —

So ruhen sie denn beide — Rekrut und Leutnant — im kühlen Schoß von Frankreichs Erde, sind im Frieden voneinander geschieden, sind einander noch froh geworden in dieser Welt.

Drüben in Westfalen weint das eine Mutterherz und in der Mark das andre; sie haben beide vom Scheiden ihrer Kinder gehört, haben ihre letzten Worte vernommen und wissen: Sie sind nun droben beieinander, Leutnant und Rekrut, und haben's beide recht gemacht!

## 52. Aus dem Deutschen Kriege 1870/71.

Nach Karl Tanera, Der Krieg von 1870/71 — und Robert Koenig, Der große Krieg im Jahre 1870/71.

### a) Die Kriegserklärung.

Ganz Europa befand sich seit den ersten Julitagen des Jahres 1870 in fieberhafter Erregung. Der Umstand, daß die Spanier dem Prinzen Leopold von Hohenzollern ihre Königskrone angeboten hatten, ließ den Zorn der Franzosen in unbeschreiblicher Wut emporflammen. Seit dem unerwartet schnellen Ende des Krieges von 1866 war es zwar kein Geheimnis mehr, daß unser eifersüchtiger Nachbar im Westen mit Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo er „Rache für Sadowa" nehmen könnte; allein, daß jene spanische Angelegenheit die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges werden sollte, das hatte man nicht erwartet.

So hatte sich König Wilhelm wie alljährlich zur Stärkung seiner Gesundheit in das Bad Ems begeben, wo er wie ein Privatmann still und zurückgezogen Erholung von den anstrengenden Staatsgeschäften suchte. Da erschien unerwartet der französische Botschafter Benedetti und richtete an den König die Forderung, er solle dem Prinzen von Hohenzollern verbieten, König von Spanien zu werden. Noch ehe jedoch dies etwas dreiste Verlangen zu einem förmlichen Bruch zwischen den beiden Mächten führte, erklärte Prinz Leopold aus eigenem Antriebe, um jeder möglichen Verwicklung dadurch vorzubeugen, daß er auf den Thron Spaniens verzichte.

Es schien nun alles in Ordnung zu sein. König Wilhelm vergaß die ihm widerfahrene Belästigung und freute sich des erhaltenen Friedens. Aber nur kurze Zeit währte diese Ruhe. Die Franzosen sannen auf einen neuen Vorwand zum Kriege. Wieder wurde Benedetti angewiesen, sich dem Könige in Ems zu nähern und ihm das Versprechen abzunötigen, niemals wieder seine Einwilligung zu geben, wenn einem hohenzollernschen Prinzen noch einmal die Krone angeboten werden sollte. Der König fertigte den französischen Botschafter, der ihm auf der Promenade diese schamlose Zumutung

machte, kurz ab, blieb aber ruhig und verwies ihn an seine Minister; als jedoch Benedetti sich nicht abweisen lassen wollte und auf schleunige Erledigung der Angelegenheit drang, wandte er sich ab und sprach laut zu seinem Adjutanten: „Sagen Sie doch diesem Herrn, daß ich ihm nichts weiter mitzuteilen habe!“

Das war zu viel für das eitle französische Volk, und die Kriegserklärung ließ nicht lange auf sich warten.

Unter dem stürmischen Jubel seines Volkes war der König sofort in seine Hauptstadt zurückgekehrt, um hier mit den bewährten Räten seiner Krone sich zu beraten und Entschlüsse zu fassen. Auch die Abgeordneten des Volkes waren nach Berlin beschieden und hielten am 19. Juli ihre erste Sitzung ab. Eine tiefe Stille lagerte über der Versammlung, als der Bundeskanzler Graf Bismarck sich zu der kurzen Mitteilung erhob, daß ihm soeben die französische Kriegserklärung überreicht worden sei. Mehr konnte er nicht sprechen. Ein so gewaltiger, minutenlang anhaltender Beifallssturm wie dieser ist selten in einem Parlament erlebt worden. Das Publikum auf den Galerien, die Vertreter der Presse, der Bundesrat, ja selbst die Stenographen schlossen sich mit lautester Stimme dem Beifallsjubel im Hause an. Für lange Zeit waren Bismarcks Versuche vergeblich, sich weiter Gehör zu verschaffen; er ließ aber unverdrossen die nationale Erregung ausschwingen. Über sein Antlitz leuchtete es hellfreudig und kühn, als sei in dieser Minute das Ziel seiner ganzen Lebensarbeit erreicht.

Während der Reichstag diese erste Sitzung hielt, war König Wilhelm nach Charlottenburg an das Grab seiner unvergeßlichen Mutter geeilt. An diesem Tage vor sechzig Jahren war sie aus der Welt geschieden. In inbrünstigem Gebet an ihrem Sarge suchte er Stärkung für die schwere Zeit, der er mit seinem Volke entgegenging.

## b) Die Schlacht von Sedan.

Der erste Abschnitt des Krieges war beendet. Weit über alles Hoffen und Erwarten waren die ersten Schritte und Taten unseres Heeres gesegnet gewesen. Gott hatte die Gebete des deutschen Volkes und seines Königs wunderbar erhört. Während die französischen Zeitungen zuversichtlich für diese Zeit den Einzug ihrer Truppen in Berlin vorausgesagt hatten, standen unsere Soldaten mitten in Frankreich, ein Heer, wie es Deutschland noch niemals gesehen hatte, eine Million Streiter in trefflicher Rüstung und von einem Geiste beseelt. Gewaltige Schlachten waren geschlagen, alle Stämme des

deutschen Volkes hatten in edlem Wetteifer Siegeslorbeeren sich erworben. Überall war der Feind zurückgedrängt und aus den festesten Stellungen vertrieben. Eine Armee unter dem Marschall Mac Mahon war vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgerieben worden, eine zweite unter Bazaine wurde vom Prinzen Friedrich Karl in Metz festgehalten. Nun zog Kaiser Napoleon selbst mit einer dritten, der sich die Trümmer der vom Kronprinzen geschlagenen angeschlossen hatten, langsam von Châlons her heran, um dem in Metz eingeschlossenen Bazaine Entsatz zu bringen. Diese wurde auf dem Marsche von den vordringenden Deutschen bei Sedan angegriffen und nach blutigem Ringen zur Ergebung gezwungen. Es war die gewaltigste Schlacht des ganzen Krieges.

Die deutsche Armee war am Abend des 31. August und am 1. September früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt; sie stand rings um Sedan. Der Kampf begann trotz dichten Nebels schon am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr hitziges Gefecht, wobei in den Dörfern Haus für Haus genommen werden mußte. Als dann von den umliegenden Höhen her die Artillerie in den Kampf mit eingriff und der Donner der Geschütze mit dem Knattern der Gewehre sich mischte, wurden die Dörfer genommen. Obwohl tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern das Vordringen erschwerten und die Verteidigung begünstigten, so gewann die deutsche Infanterie doch mehr und mehr Boden, und immer enger zog sich der Feuerkreis um Sedan zusammen. Allmählich fing der heftige Widerstand des Feindes an nachzulassen. Unaufhaltsam wälzten sich die Massen der Flüchtigen gegen Sedan zurück. Verwundete und Unverwundete drängten sich auf allen Wegen nach der Festung; ganze Bataillone gehorchten den Befehlen ihrer Führer nicht mehr; Trupps herrenloser Pferde rannten erschreckt umher und erhöhten die Verwirrung, und in dieses entsetzliche Durcheinander schlugen unaufhörlich von allen Seiten die deutschen Granaten und brachten überallhin Schrecken, Verwundung und Tod.

Jetzt hielt der französische Oberbefehlshaber die Zeit für gekommen, wo die bis dahin in Reserve gehaltene Reiterei zum Angriff vorgehen sollte. Er erteilte dem General Gallifet den freilich leichter gegebenen als ausgeführten Befehl, alles, was er vom Feinde vor sich finde, niederzureiten und dann die Gegner von der Flanke her aufzurollen. Der tapfere General — er wußte wohl, es war der Todesritt — besann sich nicht lange, setzte sich an die Spitze der Regimenter, und weit klang seine helle Stimme über die Reihen der afrikanischen Jäger, als er ihnen zurief: „Vorwärts denn, ihr tapfren Afrikaner, vorwärts!“

Der Sturm brach los; fünf leichte Kavallerie-Regimenter, die Lanzenreiter und die stolzen Kürassiere, versuchten, durch die Wucht ihres Angriffs den Feind aufzuhalten, den das Feuer ihrer Infanterie nicht zum Stehen gebracht hatte.

Ohne die drohende Gefahr zu ahnen, dringt die preußische Infanterie Schritt für Schritt weiter vor. Da ertönt plötzlich das warnende, jedem Soldaten wohlbekannte Signal: „Kavallerie, Kavallerie, Kavallerie rückt an. Nur Ruhe, ihr Leute!“ Es sind furchtbar aufregende Augenblicke, die nun folgen. Das jagt hervor und lärmt und dröhnt. Da stürzen Reiter kleine Hohlwege herab, die andern setzen drüber weg; — der preußische Hauptmann steht da wie aus Eisen. Nicht eine Muskel rührt sich; nur das Blut steigt ihm in die Wangen, und sein Auge ist unverwandt auf die einhersausende Wolke gerichtet. Steinhaufen und Hecken bringen neue Reiter zu Fall; um so besser! Ihre Kameraden aber jagen weiter; schon erkennt man Uniformen, sogar Gesichter. Der preußische Hauptmann rührt sich nicht. Ein junger Grenadier denkt entsetzt: Um Gotteswillen, er ist vor Schreck sprachlos geworden! O törichter Rekrut, der du den deutschen Offizier so wenig kennst!

Jetzt hört man schon das Schnauben der Rosse; ein vorausssprengender feindlicher Kapitän ist nur noch dreißig Schritt vor der Schützenlinie; die Reiter folgen hundert Schritt hinter ihm nach; man vernimmt ihren Schlachtruf: „Es lebe Frankreich!“ Da plötzlich kommt Leben in den eisernen Hauptmann; seine Brust schöpft voll Atem, und dann klingt's laut, kurz, scharf: „Legt an! Feuer!“

Ratsch — kracht die Salve, und dann knattert's und prasselt's und speit's Feuer und Blei, als ob die Hölle los wäre, und alles dies auf die armen, armen Reiter.

Die Wirkung der auf einmal einschlagenden Geschoßmasse ist ganz furchtbar. Als ob die feindliche Reiterlinie mitten in der rasenden Karriere plötzlich auf eine unsichtbare Wand gestoßen sei, so stockt alles mit einem Male. Da bäumen sich zu Tode getroffene Rosse senkrecht in die Höhe, schlagen mit den Vorderfüßen in die Luft, überstürzen sich und erdrücken durch ihr Gewicht die unglücklichen Reiter, die das feindliche Geschoß verschont hat; neben diesen brechen Tiere zusammen, als ob sie plötzlich der Blitz erschlagen habe; die Reiter aber fliegen infolge der rasenden Schnelligkeit über sie weg und dürfen froh sein, wenn ihnen nur ein paar Rippen und nicht der Schädel bei dem jähen Sturze eingeschlagen werden; andere Pferde zertreten die unglücklichen, auf der Erde liegenden Reiter oder zerschmettern, im Todeskampf mit allen Hufen um sich schlagend,

jedem die Knochen, der nicht ausweichen kann; es stöhnt und pustet und schnaubt und schreit; bunt durcheinander wälzen sich Roß und Reiter, und in diesen wirren Haufen schlagen unerbittlich die deutschen Geschosse und verwunden und töten ohne Gnade, ohne Erbarmen.

So war die große, mit so vorzüglicher Tapferkeit gerittene Attacke der französischen Kavallerie zurückgewiesen, gescheitert an dem Schnellfeuer der deutschen Infanterie, das mit Geistesgegenwart und ruhiger Überlegung befohlen und mit echt militärischem Gehorsam ausgeführt war. Stolz ritten die schönen Regimenter des Generals Gallifet an; Trümmer kehrten zurück, und selbst unter diesen wütete noch das Verderben, welches das mit neuer Heftigkeit aufgenommene deutsche Artilleriefeuer unter ihnen verbreitete.

Das war wirklich ein Todesritt gewesen. Haufenweise bedeckten tote und verwundete Reiter und Pferde die Höhe; durchschnittlich hatten die Regimenter die Hälfte ihrer Leute verloren.

Genützt hat der große Angriff der französischen Kavallerie nichts mehr; er konnte das unabwendbare Geschick der Armee nicht aufhalten. Um fünf Uhr nachmittags war die Schlacht überall zu Ende; an verschiedenen Stellen wehten weiße Fahnen auf den Wällen der Festung und drückten das Verlangen nach Unterhandlungen aus.

### c) Die Kapitulation von Sedan.

Dämmerung legte sich über das Schlachtfeld. Der König hielt auf einer Höhe südlich von Sedan, umgeben vom Kronprinzen, von Moltke, Bismarck, Roon und vielen Generalen, und blickte still auf die schöne Landschaft, die jetzt friedlich vor ihm ausgebreitet lag. Nur eine große, in Sedan aufsteigende Rauchwolke und die von den brennenden Dörfern herüberleuchtenden Flammen erinnerten an die Schrecken der soeben beendeten Schlacht. Da sah man drei Reiter die gerade Straße von Sedan auf die Höhe zutraben, und man erkannte schon von weitem den Ulanentrompeter mit der Parlamentärflagge. Da kam also der Abgesandte Napoleons, der General Reille. Als sich die Reiter näherten, trat der König einige Schritte vor, seine Umgebung zog sich etwas zurück. Es war ein schwerer Auftrag, den der Bote des Kaisers Napoleon auszuführen hatte. Entblößten Hauptes, mit gesenktem Kopfe trat er auf den König zu und überreichte ihm das Schreiben seines Monarchen. Seine Majestät nahm den Brief in Empfang, öffnete ihn und las die Botschaft. Sie enthielt nur folgende Worte:

„Mein Herr Bruder!

Da es mir nicht vergönnt gewesen ist, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen.

Ich bin Eurer Majestät guter Bruder

Sedan, 1. September 1870. Napoleon."

Mit sichtlicher Bewegung hatte der König den Brief des unglücklichen Kaisers gelesen. Dann trat er in die zunächst stehende Gruppe der Prinzen und Generale und las ihn laut vor. Im Nu verbreitete sich der Inhalt bei dem ganzen Gefolge. Seine Majestät begab sich darauf etwas auf die Seite und schrieb auf einem Stuhle folgende Antwort:

„Mein Herr Bruder!

Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedaure, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere zu bevollmächtigen, um über die Waffenstreckung der Armee zu verhandeln, die sich unter Ihrem Befehle so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General Moltke hierzu bestimmt.

Ich bin Eurer Majestät guter Bruder

Vor Sedan, am 1. September 1870. Wilhelm."

Mit dieser Antwort kehrte der französische General sofort wieder nach Sedan zurück.

Am nächsten Tage kam die Kapitulation zustande. Die Festung Sedan mit allem Kriegsmaterial wurde übergeben. Mehr als 84 000 Mann wurden kriegsgefangen und wanderten nach Deutschland in die Gefangenschaft; der Kaiser Napoleon legte seinen Degen in die Hand unseres Königs und erhielt das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort zugewiesen.

In einem Landhause bei Sedan fand die weltgeschichtliche Begegnung der beiden Monarchen statt. Beide Männer waren sich tiefbewegten Herzens der Bedeutung des Augenblicks bewußt. Hier die ehrwürdig hohe, durch das Alter ungebeugte Heldengestalt des preußischen Königs — dort die kleine, durch Krankheit gebrochene Gestalt des um zwölf Jahre jüngeren gefangenen Kaisers. Hier ein Mann, der in seiner edlen Großherzigkeit alle Schmach vergaß, die einst seinem Vater und seiner Mutter bei ähnlicher Begegnung von dem Onkel seines Gefangenen widerfahren war — dort ein Abenteurer, der sich nur demütig beugte, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Wer konnte zweifeln, daß hier nach jahrhundertelangem Ringen Frankreich selbst von seiner Höhe herabstieg und Deutschland zu dem ihm gebührenden Range sich endlich erhob!





## d) Der 18. Januar 1871.

Als die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons und der Kapitulation von Sedan sich in Deutschland verbreitete, durchbrauste endloser Jubel unser Vaterland. Konnte man doch nicht anders denken, als daß der Krieg nun ein Ende haben würde. Aber darin täuschte man sich. Denn das französische Volk erklärte seinen Kaiser für abgesetzt, und aus dem Kaiserreiche wurde eine Republik. An die Spitze des Volkes traten Männer, die das Gelübde taten, den Krieg fortzusetzen, bis sie den verhaßten Feind von dem geheiligten Boden Frankreichs vertrieben hätten. Alle waffenfähigen Männer wurden aufgerufen, ihr Vaterland zu verteidigen. Es blieb also den deutschen Truppen nichts übrig als weiter zu marschieren und zur Belagerung der Hauptstadt Paris zu schreiten. Bald legte sich ein eiserner Ring um die Riesenstadt; vergeblich versuchte sie, durch häufige Ausfälle ihn zu sprengen. Der König hatte sein Hauptquartier in Versailles aufgeschlagen. Hier, in dem Schlosse Ludwigs XIV., des gottlosen Fürsten, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, wurde am 18. Januar 1871 durch eine feierliche Handlung König Wilhelm als deutscher Kaiser proklamiert.

Es war der in Preußens Geschichte so denkwürdige Tag, an dem vor 170 Jahren sein Ahnherr, Kurfürst Friedrich III., sein Land zum Königreiche erhoben hatte.

Die Fahnen und Standarten der um Paris stehenden Truppen wurden nach Versailles gebracht. Dann trafen Abordnungen der Truppen selbst ein. Da standen Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger usw. bunt durcheinander; die Feldzeichen der verschiedensten deutschen Stämme umgaben Preußens König als Beweis, daß das ganze Volk in Waffen sich um den deutschen Kaiser scharte, ein Ausdruck für die volle Einigkeit der Stämme des großen Vaterlandes. In dem prächtigen Spiegelsaal des Schlosses war ein erhöhter Platz hergerichtet. Auf diesem versammelten sich die im Felde anwesenden deutschen Fürsten. Dann trat der König zu ihnen und sagte mit bewegter Stimme, daß ihm die Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des Volkes angetragen worden sei, daß er sie annehme und daß er eine Proklamation an das ganze deutsche Volk erlasse. Diese wurde sodann von dem Bundeskanzler Grafen Bismarck verlesen. Ihr Schluß lautete: „Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den

Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Mächtig hatten die herrlichen Worte alle Anwesenden ergriffen. Nun trat der Großherzog von Baden vor und brachte das erste Hoch auf den deutschen Kaiser aus.

Das brauste durch den alten französischen Königssaal mit einer Macht, daß die Scheiben klirrten; draußen aber donnerten Kanonen, deutsche Kanonen, dazwischen, daß der Feind hinter seinen fast zerschmetterten Wällen zitterte wie Espenlaub; die Brust der hier versammelten deutschen Männer durchwogte es in höchster Begeisterung, in gewaltigster Rührung, und dem greisen Kaiser stürzten die hellen Tränen aus den Augen. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser zuerst durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn.

Als der Kaiser das Königsschloß verließ, sank die Hohenzollernfahne nieder, und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Der lang gehegte Traum des deutschen Volkes war jetzt zur Wahrheit geworden.

## 53. Kaiser Wilhelms I. Tod.

Evers.

Jeden Tag, in der Mittagsstunde, harrte, wenn der Kaiser in Berlin wohnte, eine zahllose Menschenmenge vor dem Palais unter den Linden, um dem geliebten Heldengreise zuzujubeln, wenn er zur Begrüßung der vorüberziehenden Wachtparade am Fenster erschien.

Dann aber kam ein Tag, wo der Kaiser ausblieb; es war am 4. März 1888. Ein Erkältungszustand, der anfänglich nicht bedenklich schien, fesselte ihn ans Lager. Bange Sorge trat an die Stelle jubelnder Freude; wie eine Vorahnung trüber Zukunft lag es auf der Menge. Mit Blitzesschnelle durcheilte es die Straßen Berlins, das Deutsche Reich, den Erdkreis: „Kaiser Wilhelm ist erkrankt!"

Ein schwerer, unheilvoller Bann lastet auf der ganzen Stadt, dem ganzen Volke. Jedes freudige Gefühl ist verstummt. Die laute Äußerung macht besorgtem Flüstern Raum, und vor dem Palais stehen dichtgedrängte Massen in stiller, banger Sorge, nach jedem Worte lauschend, das etwas über das Befinden des Kaisers verlauten läßt. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankt Berlin vier lange, bange Tage. Immer dichter werden die Massen in der Nähe des Palais. Zuletzt neigt sich das Zünglein der Sorge immer mehr — man kann es sich nicht verhehlen: Diesmal wird Deutschland seinen Kaiser verlieren müssen. Die Schwäche des Kranken nimmt täglich

zu. An seinem Krankenlager lösen sich die Prinzen und die treuen Diener seiner Krone ab. Mit zitternder Hand schreibt er unter die Botschaft, welche den Reichstag schließen soll, zum letzten Male seinen Namen. Mit dem Prinzen Wilhelm und dem Fürsten Bismarck spricht der Kranke wiederholt lange und ernst über die politische Lage. Als ihn seine Tochter bittet, sich zu schonen, da entströmen seinen Lippen die Worte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!" Mit Wonne lauscht sein Ohr dem Troste, den der Hofprediger Kögel ihm aus der heiligen Schrift spendet. Zwischen den Gebeten des Geistlichen murmeln seine Lippen: „Das ist schön", „Gut", „Schön". Auf die Worte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren," fährt der Kaiser fort: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen." — So war es am 8. März. Als er etwas ruhete, leuchtete noch einmal ein Hoffnungsschimmer auf. Doch in der Frühe des 9. März schwand auch dieser. Immer schwächer wurde der Puls, das Bewußtsein verlor sich. Um das Bett des Sterbenden hatten sich die Mitglieder der kaiserlichen Familie gesammelt, um Abschied von dem Teuern zu nehmen. Als die Großherzogin von Baden ihn fragte: „Weißt du, daß Mama an deinem Bett sitzt und dir die Hand hält?" schlug er zum letzten Male die Augen auf. Sein letzter Blick traf voll und klar die treue Lebensgefährtin, die auch in der Nähe des Todes ihm zur Seite stand. Um 8 Uhr 30 Minuten stand das Herz des großen Kaisers still.

Draußen vor dem Palais wartete in schmerzlichem Bangen die Menge des Volks. „Wie geht's dem Kaiser?" so lief es von Mund zu Mund. Da — es ist wenige Minuten nach 1/2 9 Uhr — sinkt die purpurne Standarte auf Halbmast. — „Der Kaiser ist tot!" so flog es durch das Volk. Man empfand es in der Hütte, im Palast, daß man unendlich viel verloren habe. In Berlin, wie im Reiche, überall trauerte man.

Am 11. März wurde der kaiserliche Leichnam zur Nachtstunde nach dem Dome gebracht, um dort aufgebahrt zu werden. Tagelang flutete dann die Menge wie nach einer heiligen Stätte in den Dom, um noch einen Blick auf die friedlich daliegende Gestalt des heißgeliebten Kaisers zu werfen. Man achtete nicht Regen, nicht Kälte. Stundenlang stand man frierend, hungernd, zuweilen bis in die Nacht hinein geduldig des Augenblickes wartend, wo man in die Halle des Domes gelassen wurde. Inzwischen ward Preußens Siegesstraße zur Trauerstraße ausgestaltet. Am 16. März 1888 standen dichtgescharte Mengen in der Straße „Unter den Linden". Es galt diesmal, dem Könige, der so oft das siegreiche Volk auf derselben heimgeführt, die letzte Ehre bei seiner Heimfahrt in die Grabstätte seiner

Eltern zu erweisen. Innungen, Schulen, Studenten, Turner, ehemalige Krieger und verschiedene Vereine mit florumhüllten Fahnen bildeten Spalier. Um die Mittagsstunde naht der Leichenzug. Voran schreiten des Kaisers Garden, mit umflorten Fahnen. Trauermärsche erschallen aus ihren Reihen. Jetzt senken sich die Fahnen des Spaliers, in feierlichem Schweigen entblößen sich die Häupter, — der Leichenwagen naht, umgeben von Stabsoffizieren und Generalen, hinter ihm ernst und bleich Prinz Wilhelm, die Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Fürsten Deutschlands und vieler europäischer Staaten, sodann Offiziere aller Grade, Vertreter der Städte, der Wissenschaft in fast endloser Reihe. Langsam zieht der Zug durch die Trauerstraße, durch das Brandenburger Tor, von dem eine lang herabwallende schwarze Fahne dem Toten den letzten Gruß zuwinkt: „Ruhe sanft, greiser Kaiser!"

## 54. Kundschaftsritt am Waterberg.

G. Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest.

Weil ich schon länger im Lande (in Südwest-Afrika) war als die andern, bekam ich am fünften Tag nach meiner Ankunft vom Hauptquartier den Auftrag, mit drei Mann eine Meldekarte zu der westlichen Abteilung zu bringen, die als die letzte von Deutschland gekommen und in ihrem Anmarsch noch etwas zurück war.

Ich setzte noch durch, daß der Mecklenburger ein besseres Pferd bekam, und sah auch selbst nach, ob das Sattelzeug in gutem Stand war, und ob in jeder Satteltasche der nötige Proviant und die acht Pfund Hafer waren; dann ritten wir nach Westen zu in die helle Nacht hinaus. Der Oberleutnant hatte alles genau mit mir durchgesprochen: Wasserstelle, Wegspur und Richtung nach dem Kreuz, das klar am Himmel stand. Ich sollte möglichst südlich reiten und dann nordwestlich, um zu sehen, wie weit die Feinde nach Süden hinunter säßen. Nach einem Ritt von etwa achtzig Kilometern sollte ich verrichteter oder unverrichteter Sache umkehren.

Wir ritten scharf, eine Viertelstunde Trab, dann fünf Minuten Schritt. Voran ein Berliner, ein heller Junge, Sohn eines Droschkenkutschers, dann ich und ein ganz junger Elsässer, dann, hinter uns, der Mecklenburger. Es war eine kalte, klare, sehr helle Nacht. Mondschein war nicht; aber das wirre Sternenheer funkelte am ganzen Himmel.

Die ersten drei Stunden vergingen ohne ein besonderes Ereignis. Der Berliner und ich lugten scharf ins Dunkle vor uns und zur Seite. Der Elsässer neben mir rückte zuweilen wunderlich im

Sattel und gestand mir leise, daß er sich durchgeritten hätte; er hätte aber den Ritt so gern mitmachen wollen. Der Mecklenburger trabte treulich im Sande hinter uns her. Es war so hell, daß ich die Staubluft sah, welche die Pferdehufe hochwarfen. Zwischen dem stumpfen Aufstoßen der Hufe im Sand klang von fern aus dem Buschfeld das lange, klagende Heulen eines Schakals und das scharfe Keckern einer Hyäne, das mich jedesmal, wenn es plötzlich ansetzte, erschreckte. Zuweilen stolperte ein Pferd; mit leisem Fluch riß der Reiter es wieder hoch. Dann und wann stieß ein Huf gegen einen Stein, daß es einen hellen Klang gab. Nach Nordwest zu stand überm Busch hinter fernen, hohen Bäumen ein heller Feuerschein; der Berliner behauptete, er könne riechen, daß es ein Grasbrand wäre. Der Mond ging auf. Ein klares, sanftes Licht lag weich und still weit und breit über dem Busch.

Etwas nach Mitternacht, als wir eine langsam ansteigende Wagenspur hinauftrabten, hob der Berliner die Hand und deutete nach rechts vor uns über eine Lichtung. Nicht fünfhundert Meter von uns entfernt, ganz unten an der Erde, glühten, klein und wie umhegt, mehrere Feuer, wie Katzenaugen im Dunkeln unter Büschen. Da unsere Pferde laut schnoben, was sie in der Nachtkälte oft taten — und die Nacht war nun bitterkalt — stiegen wir leise ab und führten sie eine Weile und spähten dabei rechts, nach den Feuern. So kamen wir bald an eine Stelle, wo das lange Gras zu beiden Seiten des Weges zertreten war. Da legte ich mich in die Knie und kroch eine Strecke und sah die Spuren unendlich vieler Kinderfüße, dazwischen die Spuren Erwachsener. Große Kinderscharen, von ihren Müttern geführt, waren hier nach Nordosten zu über den Weg gegangen. Ich stand wieder auf und ging nach einem niedrigen Baum, der da am Wege stand, und kletterte in meinen schweren Stiefeln einige Meter hinauf. Da sah ich, nur hundert Meter von mir entfernt, eine breite, mondbeschienene Anhöhe hinaufsteigend, hunderte von runden Laubhütten, aus deren niedrigen Eingängen hier und da Feuerschein blitzte, und hörte auch Kinderweinen und das Aufblaffen eines Hundes. Es lagen da Tausende von Frauen und Kindern unter leichtem Laubdach um versunkene Feuer. Und weiter dahinter, auf immer breiter werdender Anhöhe, bis zum Rande des Gebirges, das scharf gegen den blauen Sternenhimmel aufragte, standen in Haufen Hütten, wie Klumpen, verschwommen und dunkel. Auch von dorther kam Hundegebell und Viehbrüllen. Ich starrte mit großen, lungernden Augen auf das mächtige nächtliche Bild und merkte mir genau die Lage zum Rand des Gebirges; doch fuhr es mir durch den Kopf: Da liegt ein Volk, mit all seinen

Kindern und all seinem Hab und Gut, von allen Seiten von wildem, schrecklichem Blei gedrängt und zum Tode verurteilt; und es ging mir kalt über den Rücken.

Wir gingen vorsichtig weiter, erst zu Fuß; dann stiegen wir wieder in den Sattel. Um sechs Uhr, im anbrechenden Morgenlicht, kamen wir an eine Stelle mit hohem, krausem Gras, das die Pferde gern fraßen. Da lockerten wir die Sättel und ließen die Pferde eine Stunde lang grasen, während wir, die Trense in der Hand, dabei standen. Rechts von unserer Wegrichtung erhob sich steil, mit Wucht und Kraft, wie eine Festung, der breite Berg, vor dem das feindliche Volk lagerte. Die Morgensonne beschien warm und hell die Wälder, die auf seinem Rücken lagen, und vertrieb die Nebel, die noch hier und da in den Waldecken hingen. Als wir wieder in den Sattel stiegen, merkte ich, wie steif und müde unsere Pferde waren, besonders das des Mecklenburgers.

Da wir vom Feind nichts sahen, auch keine Spur mehr über den Weg lief, als höchstens die eines einzelnen, glaubte ich, daß wir die Stellungen des Feindes hinter uns hätten. Auch der Berliner meinte es. So ritten wir langsam vier Stunden, in immer größerer Hitze; da trafen wir drei tiefe Wasserlöcher im kalkigen Grund, seitwärts von einem hohen Baum. Der Berliner warf einen Stein hinein und hörte am Klang, daß Wasser in der Tiefe war. Da beredete ich es kurz mit dem Berliner, daß wir hier der Pferde wegen, die am Ende ihrer Kraft waren, eine ordentliche Mittagsrast halten wollten. Wir sattelten also ab, banden die Trensen zusammen, die Futtersäcke daran, ließen den Berliner hinuntersteigen und holten ein wenig schlechtes, aber kühles Wasser herauf und tränkten die Pferde. Wir tranken aber selbst nicht von dem Wasser, sondern nahmen das letzte aus unseren Wassersäcken und füllten von dem schlechten Wasser hinein und gingen nach einem hohen Baum, um zu essen. Ich weiß noch, daß mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß wir in der brennenden Sonne bleiben wollten, weil der Baum mir zu nah am Busch stand; aber ich gönnte ihnen den kühlen Schatten, und ich wollte nicht, daß der Berliner, der ziemlich naseweis war, mich heimlich für feige hielte; ich verließ mich auch auf die Lebendigkeit des Berliners, der als erster wachen sollte. Indes wollte ich die Pferdewache übernehmen. Ich erzähle dies so genau, weil ich mir immer wieder Gedanken machte, ob ich etwas versehen habe.

Als ich wohl bald zwei Stunden zwischen den weidenden Pferden gestanden hatte, die Trense in der Hand, und mich gerade bücken wollte, um eine große stechende Fliege zu töten, welche zwischen den

Vorderbeinen meines Pferdes sah, daß es heftig stampfte, da hörte ich von der Lichtung her einen kurzen, furchtbaren Aufschrei, der sich mir sofort wie ein harter Druck aufs Gehirn legte. In die Höhe fahrend sah ich, wie sich zwanzig oder dreißig Feinde mit Gewehren und Keulen um meine liegenden Kameraden drängen, die unter Schüssen und Hieben liegen bleiben. Der Berliner, der noch eben, halb aufgerichtet, zum Schuß kam, erhielt im selben Augenblick, das Gewehr an der Backe, einen furchtbaren Kolbenhieb, daß er in sich zusammensank. Im selben Augenblick kamen auch Schüsse von links her über die Lichtung gegen mich. Laute Rufe und Scheltworte flogen heran. Kriechend und springend kamen sie durch das hohe, bewegte Gras auf mich zu. Da sprang ich, die Trense noch in der Hand, in fliegender Eile auf das nächste ungesattelte Pferd und brachte das müde Tier in Galopp und entkam ihnen am Busch entlang.

Ich weiß nicht viel von den nächsten Stunden. Ich weiß nur, daß es mir entsetzlich schwer und dumpf auf dem Schädel lag, als wäre mein Hut voll Blei, und daß ich den Kopf sonderbar geduckt zwischen den Schultern hielt und die Augen halb geschlossen, und daß ich immer die furchtbaren Hiebe fühlte, die ich gesehen hatte. In schrecklich wüster Dumpfheit und wirrem, halbverrücktem Grübeln ritt ich wohl drei Stunden lang. Wann und wie ich dem Pferd die Trense angelegt habe, weiß ich nicht. Es war das erbärmliche Pferd des Mecklenburgers.

Als mir ein wenig klarer wurde, dachte ich nach, wohin ich wohl ritte, und wußte es nicht. Ich sah nach der Sonne; aber sie stand fast gerade über mir. Da richtete ich mich nach dem leisen Wind, der die Nacht über vom Meer her geweht hatte, und ritt ihm entgegen. Ich ritt immer geradeaus, zwei oder drei Stunden, aber ich traf keine Spur oder Weg oder Menschen.

Ich kam über lichte Stellen und durch hohen, dichten Busch, der über meinem Kopf zusammenkam. Mein Rock war von den Dornen zerfetzt, und Gesicht und Hände waren blutrünstig. Um das Pferd zu schonen, stieg ich zuweilen ab und führte es; es war übermüdet und verdurstet. Als ich mich wieder aufgesetzt hatte und über eine Lichtung ritt, stolperte es und fiel in die Knie und blieb eine Weile in den Knien liegen; dann fiel es mit Stöhnen um. Da ließ ich es und ging zu Fuß weiter.

Ich zog mein Messer heraus und band es mir mit einem Ende Tau um das linke Handgelenk, damit ich es zur Hand hätte, wenn ich etwa das Gewehr nicht mehr brauchen könnte; ich wollte mir lieber das Letzte antun, als daß ich lebend in ihre Hände fiele.

Nachdem ich es gut angebunden hatte, wagte ich es und gab drei Schüsse ab und horchte, ob eine Antwort käme; aber es kam nichts. Die Sonne sank, und ich sah nun, wo Westen war. Aber es half mir nicht viel, daß ich es wußte, weil mir ganz unbekannt war, in welcher Richtung ich in den ersten Stunden nach dem Überfall geritten hatte. Meine Zunge lag schwer und dick im Mund; mein Hals wurde trocken bis in die Brust hinunter; meine Gedanken wurden stumpf. Ich dachte, daß ich hier so allein und so erbärmlich umkommen müßte — wie gern läge ich unter dem Baum, weit im Osten, wo meine lieben Freunde lagen —, ich quälte mich mit der Heimat, gab jedem die Hand und sagte ihm, daß ich nun vom Leben schiede, und er sollte nicht so sehr trauern, das Leben wäre doch nicht viel wert, und ging auch zu dem Oberleutnant und sagte ihm, daß er mir vergeblich vertraut hätte, ich wäre kein klarer und ruhiger Mensch, sondern von meiner Kindheit an ein Träumer gewesen. Ich wollte ein leises Wort sagen, um meine Stimme zu hören, aber ich konnte es nicht.

Ich ging aber immer weiter, in den schweren Stiefeln, durch Sand und durch hohes, spärliches, hartes Gras, kletterte auch zwei- oder dreimal auf einen Baum oder auf einen Termitenhaufen. Einmal erschreckte mich ein großes, schweres Tier, wie ein Ochse; es hatte aber zwei Hörner, lang und wie Spieße aufrechtstehend. Ich habe nicht erfahren, was für ein Tier es gewesen ist, da ich mit keinem über diese Stunden gesprochen habe. Einmal erhob sich nicht weit von mir ein riesiger Baum, der ganz abgestorben war. An einem seiner toten Äste hing eine dunkle Masse dichten Flechtwerks, so groß und so gestaltet wie der Leib eines Ochsen; darin wohnten unzählig viele kleine graue Vögel. Eine dicke, dunkle Schlange wand sich langsam heraus aus den Nestern und wandte züngelnd den Kopf hin und her, als wäre sie vom Sonnenschein geblendet; ich lief in Angst weiter. Einmal stieg ich auf einen Felsen, der plötzlich, zehn Meter hoch, aus dem Buschfeld aufstieg. Ich sah aber nichts als an mehreren Stellen in der Ferne Rauch oder sonnebeschienenen Staub. Rund um mich lag weit und breit das stille Buschfeld.

Gegen Abend kam ich an eine undeutliche, lange nicht befahrene Wagenspur. Da ruhte ich nicht weit davon, im Busch versteckt — ich dachte, es könnte doch jemand dieses Wegs kommen — und schlief ein. Als ich erwachte, weil mich sehr fror, war es Nacht. Es war eine Nacht wie die vorige: kalt und die Sterne klar. Da stand ich auf und sah mich in großer Not um und begehrte, tot zu sein.

Da, wie ich so stand, kam plötzlich schräg vor mir über das Buschfeld hin ein grelles, scharfes Aufblitzen. Nun wieder! Nun wieder!

Eine Signalstation! Aber wie fern wohl! Wohl viele, viele Meilen weit! Wie hell und warm es schien! Da waren Kameraden; da war Rettung. Es war töricht, schien mir, drauf loszulaufen; aber ich merkte mir am Himmel die Richtung; und ich lief, so rasch ich konnte.

Ich lief wohl zwei Stunden oder mehr; ich zerriß mir an den schrecklich langen und harten Dornen Kleider, Gesicht und Hände. Da merkte ich mit heißer Freude, daß ich näher kam. Denn das Licht fing zusehends an, höher über den Büschen zu blitzen; es war aber zu nahe, als daß es etwa von einem fernen, hohen Berge herabkäme. Da schrie ich laut und lief noch mehr. Aber das gab ich bald wieder auf. Ich lief wohl noch eine halbe Stunde, da fing ich wieder an zu rufen, damit sie nicht auf mich schössen.

Da fingen sie an zu antworten: „Komm nur her! Wer bist du denn? Komm 'ran!" Aus den Büschen kam ich heraus und lief über die Lichtung zu ihnen, die am Fuß von klippigen Felsen standen, und sagte, wer ich wäre und wie es mir gegangen wäre.

Sie sagten: „Du armer Teufel. Wir können dir wenig helfen; wir sitzen hier selbst im schlimmsten Dreck. Unser Unteroffizier, der das Signalgeben versteht, ist vorgestern mit einem andern zum Wasserloch gegangen und nicht wiedergekommen; und der Gefreite, der die Lampe jetzt bedient, ist krank. Und wir haben seit vierzehn Tagen keine Ablösung, keinen Schlaf und kein Brot, bloß ein bißchen Reis, Büchsenfleisch und Wasser, und warten, bis die Schwarzen kommen und uns abtun." Zwei von ihnen waren gleichmütig liegen geblieben, in ihre Mäntel gewickelt. „Die sind krank," sagten sie.

Ich hörte nicht auf das, was sie noch sagten; ich hörte das Wort „Wasser" und bat sie. Sie gaben mir aus einem Wassersack zwei Deckel voll. Da merkte ich, daß es eklig war, und nahm den dritten Deckel voll nicht an. Unterdes rief der Gefreite von oben immerzu, wer da unten wäre, ob Ablösung da wäre. Ich merkte an der Sprache, daß er ein Bayer war. Sie sagten zu mir: „Geh hinauf und rede mit ihm und sprich ihm gut zu. Er hat zwei Nächte nicht geschlafen."

Ich kletterte die Felsen mühsam hinauf und kam zu ihm. Er stand im Mantel neben der Lampe und riß im Takt die Blende ab, daß es grell in die Nacht hinausschien. Das Licht flackerte in dem eisig kalten Nachtwinde. Er flog am ganzen Körper. Nun ließ er ab von der Lampe und sah scharf über das nächtliche Buschfeld nach einem Licht, das fern am Horizont aufblitzte, und schrieb mit hin- und herfliegender Hand auf einem Block Papier, was er sah, fragte mich in Absätzen nach woher und wohin und sagte: „Wir sind

schmutzig und hungrig und durstig und krank, und zwei von uns sind schon abgetan; und keiner kommt und löst uns ab."

Ich fragte ihn: „Hast du Verbindung mit der neuen Abteilung?" Er sagte: „Gerade seit einer Stunde," und lächelte kläglich und sagte: „Man wird noch verrückt hier. Gestern nacht habe ich lauter dummes Zeug signalisiert, immer los: So leben wir, so leben wir, und so was; aber sie haben den Unsinn nicht verstanden." Er ließ den Block sinken und hockte sich nieder und schüttelte sich. Er schien zu meinen, daß ich Ablösung wäre.

Ich wollte ihn aufmuntern und fragte ihn nach den Lichtern, die hier und da durch die Nacht zuckten. Er raffte sich wieder auf und zeigte mir mit hastender Hand das Licht jeder Abteilung. Im Halbkreis lagen sie um den Feind, bereit, ihn morgen gegen die Wand des breiten Berges zu drücken, vor dem er stand. Indem er noch zeigte, blitzte oben, vom Berge herab, ein neues Licht. Grell und frech stand es plötzlich da. „Sieh," sagte er verwundert, „die sind hinten herum auf den Berg geklettert. Nun stehen sie da oben hoch über dem Kopf des Feindes, und übersehen alles und melden, was sie sehen." Ich sah lange nach dem grellen Licht und dachte trotz meiner eignen Not an die zehn oder zwanzig Kameraden, die da oben auf den ungastlichen Höhen saßen, jeden Augenblick gewärtig, überrannt zu werden. Und ich sah nach dem weiten Gebiet, das dunkel zwischen all den Lichtern lag. Da saß im Busch das feindliche Volk. Mit welchen Gedanken mochten sie und ihre Kinder die Lichter sehen.

Der Bayer hatte wieder nach der Lampe gegriffen und wollte das Empfangene weitergeben. Er redete leise bei sich selbst, sank in sich zusammen und stellte sich dann wieder stramm —: da hörten wir unter uns aus dem Busch her Pferdeschnauben und gleich darauf die helle Stimme eines Offiziers. Da kletterte ich eilig hinunter und stand und hörte, wie der Offizier fragte, was hier los wäre, da wäre so eine verrückte Meldung gekommen. — Da trat ich vor und nannte mich: Gefreiter Moor, und woher ich käme, und daß der Bayer oben krank und nicht ganz mehr bei Sinnen wäre, und daß ich Kameraden und Pferd verloren hätte. Und ich möchte wieder zu meiner Abteilung.

Er schickte einen Mann den Hügel hinauf und sagte, es wäre nicht nötig, daß ich den gefährlichen Ritt jetzt sofort machte; denn sie hätten jetzt wieder Signalverbindung mit dem Hauptquartier. Ich aber sagte: „Ich habe meine Kameraden verloren und muß melden, wie es gekommen ist."

Er hatte wohl Mitleid mit mir und sagte: „Wir haben einen überzähligen Gaul bei uns. Schön ist er nicht; aber wenn Sie gern

hinüber wollen, sollen Sie ihn haben.“ Er ging noch selbst mit mir zu dem Pferd, und ich glaube, daß er mir ein besseres gab; denn ich hörte, wie er leise zu dem Unteroffizier sagte: „Er hat sieben Stunden zu reiten und reitet allein.“ Er sah auch selbst nach dem Sattelzeug, fragte mich, ob ich gedienter Kavallerist wäre, zog am Gurt und sagte: „Nach drei Stunden müssen Sie den Gurt anspannen,“ und zeigte mir den Proviant für mich und das Pferd in der Satteltasche. Dann rief er nach dem Hügel hinauf: „Wo steht das Hauptquartier?“ Die deuteten mit der Hand. Er zeigte mir noch am Kreuz, das klar am Himmel stand, die Richtung und empfahl mir, geradeaus zu reiten, bis ich an die große Pad (Straße) käme, und ließ mich ziehen.

Auf diesem Ritt, der zehn Stunden dauerte, begegnete mir keinerlei Unfall. Ich erreichte todmüde den Weg, den meine Abteilung zog, und zwar an der Wasserstelle, an der ich sie vorgestern verlassen hatte, trank und tränkte auch mein Pferd und ritt dann den Weg hinauf, den sie heute und gestern gezogen waren. Es lagen viele tote und sterbende Tiere an dem Weg. An der nächsten Wasserstelle traf ich die Abteilung rastend.

Ich meldete mich und berichtete und ging dann nach meiner Backschaft und setzte mich auf die Erde und schlief sechs Stunden wie ein Toter. Sie sagten nachher, sie hätten mich mit Fragen überstürmt; ich hätte sie auch angesehen; aber ich hätte kein Wort gesagt, sondern wäre hingefallen und hätte geschlafen.

An diesem Abend war ein eifriges Leben im Lager. Jeder war betriebsam. Der eine sah sein Gewehr nach; der andere füllte sorgfältig seinen Patronengurt; der dritte sorgte um sein Pferd; der vierte und fünfte lag auf der Erde und schrieb einen Gruß nach Hause. Als wir uns zum Schlafen um unser Kochloch in den Sand legten, sagte der Freiwillige, der zehn Jahre älter war als wir: „Na, Jungs, nun betet noch ein Vaterunser. Wer weiß, ob Ihr es morgen abend könnt.“

Feuer brannte in dieser Nacht nicht.

---

# V. Aus der Länder- und Völkerkunde.

## 55. Aus der Heimat der Spielsachen.

August Trinius, Im Waldesrauschen.

1.

Der Thüringer Wald ist das größte Puppenheim der Welt, eine Riesenspielschachtel, aus welcher der Weihnachtsmann alljährlich auf

hunderttausend lichtüberstrahlte Weihnachtstische die köstlichen, schillernden Gaben stellt. Wenn der alte weißbärtige Herr wirklich ein festes Heim besitzt, so kann dies nur im Thüringer Walde sein. Wenn die Waldberge ihre Hermelinmäntel umgelegt haben, die hohen Tannen unter der Last des Schnees leise nach dem Frühling seufzen, wenn alles so verwunschen stilliegt und die kalten Sterne flimmernd am nächtlichen Winterhimmel stehen: dann schreitet „Knecht Ruprecht", der Weihnachtsmann, sacht von Dorf zu Dorf, von Ort zu Ort und sucht und sammelt ein, den rechten Glanz dem nahenden Feste zu bringen.

Keine Industrie ist so von Poesie überhäuft als die der Puppen und Spielwaren. Ein Kind, das durch die reich ausgestatteten Musterlager der zahlreichen Fabriken einmal schreiten dürfte, würde meinen, der goldene Traum vom Märchenland sei zu greifbarer Wirklichkeit geworden, und es würde starr und stumm stehen ob all der aufgeschlossenen Herrlichkeit, dem verwirrenden Durcheinander so vieler tausend herzbetörender, augenblendender Sächelchen, bis sich endlich der Bann in stürmischen Jubel auflöste. Immer wieder würde das entzückte Auge hinfliegen über diese bunte Welt von Puppen und niedlichsten Puppenmöbeln, Wagen und Schiffen, rollenden Mäusen und hüpfenden Fröschen, singenden Vögeln und kletternden Affen, überall die fellüberzogenen Tiere, Nußknacker, Archen Noahs, Festungen und Baukasten, Menagerien, Puppen- und Kasperletheater, Scheiben, Waffen, Helme, Eisenbahnen, über alles, was das Handwerk im Bunde mit Kunst und Wissenschaft zum fröhlichen Spiele schuf.

Die Hauptorte des Thüringer Waldes, wo Herstellung und Handel aller Spielwaren zusammenlaufen, sind das meiningische Sonneberg mit dem benachbarten koburgischen Städtchen Neustadt an der Heide sowie das gothaische Städtchen Waltershausen, das sich als eine freundliche Eingangspforte zum Thüringer Wald an den vom Schlosse Tenneberg gekrönten Burgberg anschmiegt. Was die Ortschaften in und am Walde an Hausindustrie schaffen, in diesen drei genannten Städten sammelt es sich an, wird zum Teil noch zusammengesetzt, bemalt, verpackt, und wandert dann, wohlverwahrt in mächtigen, blechausgeschlagenen Kisten, über alle Meere, zu den fernsten Erdteilen, zu den Indianern wie Chinesen, in die Meßbuden vor den Kathedralen Spaniens wie zu den leichtgeschürzten Hottentotten, nach Australien und nach Grönland.

Unter den Erzeugnissen der Spielwarenindustrie marschiert die Puppe voran. Sie vor allem setzt vieltausend Hände in der Fabrik und daheim im Hause in Bewegung. So einfach sie erscheint, so

mannigfache Arbeitskräfte sind an ihr tätig, so verschiedene Berufszweige stellen sich in ihren Dienst. Gerade für die Hausindustrie ist sie in gewissem Sinn ein Segen geworden, weil ihre Zusammensetzung es ermöglicht, daß auch bereits noch nicht schulpflichtige Kinder auf Kosten ihrer goldenen Freiheit mit zum Erwerb herangezogen werden können, sei es auch nur mit wenigen Pfennigen täglich.

Millionen von Puppen werden alljährlich im Thüringer Walde geboren, von dem schlichtesten „Täufling" mit grob geschnitztem Holzkopf bis zur süßen kleinen Modedame, die laufen, sich setzen und alle Glieder mit Anmut bewegen kann, die singt, mit Anstand Milch trinkt und wieder von sich gibt, die „gute Nacht, Papa! gute Nacht, Mama!" schnarrt und dann gähnend die Augen zum Schlafe schließt. Aber selbst die einfachste Puppe ist heutzutage ein kleines Kunstwerk, ein Wunderding an Geschmack und Liebreiz gegen das, was noch vor einigen Jahrzehnten der Kinderwelt dargeboten wurde. Vor allem aber ist die Thüringer Puppe unendlich billig! So angenehm diese Eigenschaft auch auf den Käufer wirken mag, sie wird doch nur erkauft durch niedrige Arbeitslöhne, durch den Umstand, daß die ganze Familie bis zum Kleinsten dafür tätig sein muß. Mitwirkend für die billige Herstellung ist auch die bis ins kleinste gehende Arbeitsteilung, die jeder Hand nur eine ganz bestimmte Tätigkeit zuschreibt. Es gibt ganze Walddörfer, die nur Köpfe, Beine und Gelenkteile schnitzeln und formen. Der Hirte an der Bergwand inmitten der käuenden Herde, der Chausseegeldeinnehmer im einsamen Waldhause, der Alte, der sich auf den Steinstufen der Haustüre behaglich sonnt, sie und noch viele andere helfen dabei mit. Die Frauen nähen Lederbälge; die kleinsten Kinder wenden sie — eine mühsame, knifflіche Arbeit! — bis in die äußersten Fingerspitzen um, — das Dutzend für zwei Pfennig. Größere Kinder füllen die Bälge mit Sägespänen. Der Sohn taucht handwerksmäßig Kopf für Kopf, Bein für Bein, Arm für Arm in eine fleischfarbene, dünnbreiige Tunke, Tag auf Tag, Woche auf Woche, das ganze Jahr hindurch. Handwerksmäßig reiht er sie dann in niedrigen Holzkasten aneinander, die nun rings um den auch im Sommer zuweilen geheizten Kachelofen in Gestellen aufgetürmt werden oder auch auf den Fensterbrettern, längs der Hausfront und des Gartenzaunes im Sonnenschein als eigentümlicher Schmuck prangen.

Sind die mit Fleischfarbe gesättigten Köpfe trocken, so tritt der Künstler in seine Rechte. Gewöhnlich ist auch hier alles auf geteilte Arbeit eingerichtet, um die Fertigstellung zu beschleunigen. Da ist der eine auf kühn geschwungene Augenbrauen gedrillt; ein andrer

malt die Augen, ein dritter Kirschenlippen und rote Wangengrübchen, ein vierter zaubert zwei Reihen weiß schimmernder Zähnchen zwischen die schwellenden Lippen. Da sitzen Frauen und nähen Hemdchen und Wickelkissen, stricken Strümpfe in allen Formen und Farben; wieder andre fertigen korbweise die niedlichen Goldkäferschuhe an.

An jedem Sonnabend kommen dann im Winter und Sommer Männer und Frauen mit den hochbeladenen Schiebkarren aus dem Gebirge zur Stadt hinab, den Fleiß ihrer Hände abzuliefern, abzurechnen und neue Aufträge entgegenzunehmen. Vom Morgen bis in die späte Nacht hinein hat die ganze Familie emsig zum Erwerb des Notwendigsten mitgeholfen, und wie schmal will uns der Wochenlohn trotzdem bedünken!

In den geräumigen Fabriksälen der Stadt greift nun neue Arbeit ein, die Puppe immer mehr zu vervollständigen. Da werden die einzelnen Glieder durch Kugelgelenke verbunden, welche der Puppe alle dem Menschenkörper abgelauschten Bewegungen möglich machen. Flechterinnen haben inzwischen vollständige Perücken, dem Menschenhaar täuschend ähnlich, hergestellt. Nun kommen die Puppenköpfe in den Saal, wo an langen Tischen Mädchen sitzen, welche die Perücken den Köpfen aufkleben und dann mittelst des Kammes und zehn spitzer, geschickter Finger das Puppenhaupt höchst kunstvoll frisieren, fast jedes in einer andern Mode.

Arme, Beine und Kopf werden nun am Balg befestigt; die Puppe wird angezogen oder muß sich auch mit Hemd und Goldkäferschuhen begnügen. Es ist dies die gangbarste Art, die unter dem Namen „Täufling" in die Welt geht, nachdem sie noch, mit buntseidenen Bändern kreuzweise verschnürt, in einen sauberen Karton eingesargt worden ist.

2.

Bisher haben wir nur das Gebiet der Puppenindustrie durchstreift. Welche Mannigfaltigkeit tritt uns nun erst entgegen, wenn wir die Arbeitsstuben und -säle der anderen Fabriken durchwandern, welche sich die Herstellung der tausenderlei bunten Spielsachen zur Aufgabe gestellt haben! In breiten Lettern prangt dort an einem vielfenstrigen, dreistöckigen Gebäude die Inschrift: „Puppenmöbelfabrik". Es klingt so harmlos, so einfach! Wer aber hineintritt, wird erstaunt sein, welche Fülle von zierlichen Kunstwerkchen uns hier im Packraum, in den Mustersälen zur Augenweide und Herzensfreude erwartet. Da finden wir Einrichtungen für die Puppenstube vom schlichtesten Bürgerheim bis zum Fürstenzimmer. Alle Holzarten bis zum Ebenholz sind vertreten, — wenn auch dieses meist

nur in guter Nachahmung. — Hohe, vergoldete Spiegel mit Marmorplatte, die kostbarsten Möbel, fein gedrechselt und in allen Farben ausgelegt, in Wolle und Seide gepolstert; Waschtischchen mit bemaltem Geschirr, Messinghähne für das Wasser, Himmelbetten, Schreibtische mit den niedlichsten Schubfächern, mit Schreibmappe und Tintenfaß: alles in kleinstem Maßstab der Wirklichkeit nachgeahmt.

Selbstverständlich gehen auch in der Spielwarenindustrie Haus- und Fabrikarbeit Hand in Hand. Drechsler, Tischler, Schnitzler und noch viele andre Handwerker sind daheim tätig, zumal wenn der Gegenstand es ermöglicht, daß auch die übrigen Familienmitglieder sich an dessen Fertigstellung beteiligen können. Da werden Baukasten, Sandmühlen, Theatergerüste und ungezählte andere Spielsachen getischlert, Kisten und Kasten in allen Größen für die verschiedensten Zwecke zusammengeleimt; an der Drehbank entstehen die Kegel und Kugeln, die runden Holzstücke, aus denen dann des Schnitzlers Hand Tierleiber aller Art formt. Dort im Nachbarhaus wohnt der Maler. Je bunter er die Farben mischt und aufträgt, um so größer ist sein Ruhm, um so mehr erringt er sich den Beifall der Kinder. Ein anderer stellt Schiffe aller Art her, mit flatternden Segeln, Steuer und Kiel. Da kann die Familie mithelfen, denn für jeden fällt dabei ein Stückchen Arbeit ab. Gesucht sind auch die Schnitzler, die mit staunenswerter Schnelligkeit aus einem kleinen Kloben durchweichten Pappelholzes binnen kurzer Frist einen jener Köpfe herstellen, die für unsre Kasperletheater so charakteristisch sind und in allen Komödien wiederkehren. Es dauert keine Stunde, so hat der Mann die ganze Reihe der bekannten lustigen Personen vollendet. Da grinsen uns mit breitem Lachen an: Hanswurst, die keifende Schwiegermutter, der Tod, der Polizist, der Doktor, der Lehrer, ein Bummler und ein „feiner Herr".

Wem ginge das Herz nicht auf, wenn er in die Säle tritt, wo all' die unsere Erde bevölkernden Tiere entstehen! Da sieht es just so ähnlich aus als wie in der großen Werkstatt unseres Herrgotts am sechsten Schöpfungstage. Löwen und Lämmer halten da friedlich Zwiesprach, Elefanten und Kühe begrüßen sich ehrbar, Hunde und Katzen hocken einträglich nebeneinander; da werden die Holzgestalten mit Fellen überzogen, Hörner aufgesetzt, Beine eingerenkt, Glasaugen von wahrhaft täuschender Lebendigkeit eingesetzt. Ist das Tier fertig, so kommt es auf ein Gestell mit niedrigen Rädern; die Ziegen erhalten Metallglöckchen an buntem Bande; den kurzgeschorenen Pudeln überläßt man es, durch Geschick und Gelehrigkeit sich bei den Kleinen beliebt zu machen.

Eine andere Fabrik hat sich auf die Herstellung ganzer Armeen geworfen, — wenn auch nur von Zinnsoldaten. Alle Waffengattungen sind vertreten, Reiter und Fußgänger, die Artillerie mit ihren Geschützen, Proviant- und Sanitätskolonnen. Der Matrose und Marinesoldat fehlt nicht, ebensowenig wie der schwarze, dürftig gekleidete Neger unserer afrikanischen Schutztruppe, der allerdings im Vergleich mit den andern eine ärmliche Rolle spielt. Wir finden da „Buffalo Bill" mit Indianern, Zelten und ungesattelten Prairiepferden; Sarazenen, Wallensteiner, mittelalterliche Ritter, Lagerleben und Biwak, Krieger und Helden aller Nationen und Erdteile sind hier vertreten.

Hübsch ist auch die Abteilung der zahlreichen Dreh- und sonstigen Bewegungsspiele, ebenso auch jener Spiele, die in sogenannten Zauberkasten dem kleinen Taschenspieler allerlei seltsame Dinge bieten, mit denen er die verblüffendste Wirkung auf seine Zuschauer erzielen kann. Auch die Reihe der Vexier- und Überraschungsgegenstände vermag manchem unserer Kleinen ein leises Gruseln zu bereiten. Schnupftabaksdosen und niedliche Büchschen, aus denen ein behaarter Teufel, Weißbrötchen, aus denen beim Auseinanderbrechen eine Maus hervorspringt, die züngelnden, beweglichen Schlangen, die auf unsichtbaren Rädern dahinsausenden Mäuse sind ja bereits alte Artikel, bleiben aber in ihrer erheiternden Wirkung immer neu.

Noch vieles wäre hier anzuführen, was in das Gebiet der Spielwaren gehört oder doch zum Ergötzen der Kinderwelt im Thüringer Walde geschaffen wird. Die reizenden, naturwahren Tonfiguren von Hirschen, Rehen, Füchsen, Hasen, von Hausgetier aller Art: Erzeugnisse, die, fast zu schade für spielende Kinderhände, ebensogut eine geschmackvolle Ausschmückung unserer Wohnräume darstellen könnten. Ferner sei hier noch auf dem Gebiet der Porzellanindustrie an die hübschen Tafelgeschirre und Kücheneinrichtungen, an die allerliebsten buntgetönten Töpfchen und Schüsseln der Thüringer Töpferei, an die schillernden Glaskugeln, -früchte und -sterne erinnert, mit denen so mancher Tannenbaum zur Erhöhung seines Glanzes dicht behängt wird. Unerschöpflich fast erscheint die Phantasie, die im Thüringer Walde rastlos tätig bleibt, immer Neues, Wirksames für die Kinderwelt, für die Jugend zu erfinden.

## 56. Die Hamburger Fleete.

Paul Hertz, Unser Elternhaus.

Vieles hat sich im Laufe der Jahre in Hamburg verändert, das Leben und Treiben in den kleinen Fleeten aber nicht. Genau so wie

vor vierzig Jahren geht es noch heute (1895) in ihnen her, vor hundert Jahren wird es auch nicht anders gewesen sein.

In den großen Fleeten erinnert euch wohl einmal eine Dampfwinde oder ein kleines Bugsierboot an die moderne Zeit, im übrigen ist auch dort alles beim alten geblieben.

Wollt ihr das unserige gut überschauen, so stellt euch auf die St. Annenbrücke, von dort könnt ihr nach beiden Seiten weit entlang sehen. Ein Strom trüben, braungelben Wassers fließt langsam unter der Brücke her. Verachtet es nicht wegen seines häßlichen Aussehens, es ist treues, altes Arbeitswasser. Als es auf der Elbwiese, unfern der Schneekoppe im Riesengebirge, hervorquoll, war es kristallklar. In tollen Sätzen sprang es hinunter in die tiefe Waldschlucht unterhalb der Wiese. Gar wonnig ist es dort unten! Moosige graue Felsen liegen im Grunde, beschattet von uralten Bäumen. Kein Weg und kein Steg ist in der Schlucht; will man darin entlang kommen, so muß man mit dem tollen Wasser gemeinsame Sache machen, mit ihm zwischen den Felsen sich durchwinden und unter den riesigen Stämmen hindurchkriechen, welche der Blitz gefällt hat. Niemand vermag die Stämme fortzuschaffen. Und das Wasser murmelt und sprudelt und springt über Stock und Stein, daß es eine Freude ist und die alten Felsen vor Ärger zittern. Aber leider — nach einigen Stunden schon wird der Wald lichter, und endlich kommt man nach St. Peter. Da fängt der Sägemüller das lustige Wasser ein. Es muß ihm sein Holz sägen, eher läßt er es nicht weiter. Und dann kommen andere Müller, und es muß Korn mahlen und Eisen hämmern und Sensen schleifen und Gott weiß was sonst alles für nützliche Sachen lernen.

Ach, wären es nur die Mühlen! Aber je weiter das arme Wasser kommt, desto mehr muß es arbeiten. Erst ladet man ihm einzelne Baumstämme auf, dann ganze Flöße, dann Nachen und Kähne, immer schwerer und schwerer, endlich gar große Dampfschiffe. Was Wunder, wenn es nun nicht mehr lustig sprudelt, wenn es gemessen dahin geht und ernst und gelb aussieht! Nun muß es hier in Hamburg im Fleet arbeiten, seht, wie es dort die Schuten vorsichtig hin und her trägt, es ist so zahm und vernünftig geworden wie nur irgend einer in seinen alten Tagen! Aber das Schwerste steht ihm noch bevor. Hat es in den Fleeten seine Schuldigkeit getan, werden ihm zahllose Seeschiffe aufgeladen, riesige Lasten, ungeheure schwimmende Häuser, die muß es geduldig bis ins Meer tragen. Dann freilich ist es vorbei mit der Plage. Dann fließt es hinein in das ewige, reine Weltmeer. Alle die Schlacken und Schwielen, die es sich bei der Arbeit geholt, fallen

von ihm ab, alles Unreine, das sich ihm auf seinem langen Laufe beigemengt, sinkt zu Boden. Es wird wieder rein und kristallklar, wie es war, als es an der Schneekoppe entsprang und sich der lichte Himmel in ihm spiegelte! —

Nun in den Fleeten also, da muß das Wasser noch tüchtig arbeiten, wie alle Menschen, die da zu tun haben. Seht, wie die Männer auf den Schuten sich abplagen! Die Spitze des langen Stakens auf den Grund gesetzt, das andere Ende gegen die Schulter gestemmt, gehen sie, kriechen sie, ganz vornüber gebeugt, langsam, einen Fuß vorsichtig vor den andern setzend, auf dem Rande der Schute entlang. Solche „Ewerführer" brauchen kein Taschentuch, um sich die Stirn zu trocknen, die Tropfen fallen ganz direkt ins Wasser. Viele tausend Perlen ehrlichen Schweißes werden so alltäglich mit hinausgeschwemmt ins Weltmeer. Manchmal ergreifen die Männer auch mit dem Haken ihres Stakens eine entgegenkommende oder festliegende Schute oder einen Vorsprung am Bollwerk. Dann gehen sie ganz steif, sich weit hintenüberlegend, rückwärts auf ihrem Fahrzeug entlang. Begegnen sich zwei Schuten, dann gilt es, geschickt aneinander vorbeizusteuern. Kommen mehrere von beiden Seiten, so entsteht mitunter ein wirrer Knäuel; dann geht es ohne eine derbe Unterhaltung selten ab, und manches derbe Wort fliegt von Bord zu Bord. Die Leute bleiben auf den Brücken stehen, um zu sehen, was aus der Sache wird. Aber diese Hamburger Schutenleute sind ebenso gutmütig wie grob. Beginnt der Knäuel sich zu entwirren, sehen sie, daß sie nun doch aneinander vorbeikommen werden, dann ist der Zorn verraucht. Dieselben Leute, die sich mit Schimpfworten überschütteten, als ihre Fahrzeuge Schnabel gegen Schnabel lagen, tauschen Witze, wenn sie sich nun Seite an Seite aneinander vorbeidrängen, und bieten sich ein Priemchen Kautabak an, ehe sich ihre Hintersteven ganz voneinander trennen. Und so löst sich, was feindselig begann, friedfertig in Gelächter auf, in welches die Zuschauer auf der Brücke einstimmen.

Aber freilich — Plattdeutsch muß man können und Hamburger muß man auch sein, sonst versteht man die Witze und urkomischen Redensarten da unten nicht. Denn es ist wohl kein Stand in unserer Stadt, in den so wenig Leute von außerhalb eingedrungen sind. „Jede Kunst hett sien Wetenschaft," sagt man in Hamburg, und es scheint, daß diese tiefsinnige Wahrheit in diesem Falle besonders zutrifft. „Staken" kann nicht jeder. Es gehört neben großer physischer Kraft Geistesgegenwart und Voraussicht, ja eine gewisse Seelenruhe dazu, um solch ein ungelenkes, schweres, oft mit kostbaren Waren beladenes Fahrzeug durch das Gewimmel im Hafen

und die engen Fleete zu steuern. Man setze die besten Matrosen eines Seeschiffes auf eine Schute, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie mit ihr in allerkürzester Zeit irgendwo festsitzen. Ähnlich verhält es sich in Venedig mit den Gondolieri. Der geschickteste Schiffer von auswärts ist nicht imstande, eine Gondel durch die engen Kanäle der Lagunenstadt zu rudern. So kommt auch nur einer auf den Hamburger Fleeten zurecht, der am Kehrwieder geboren ist und so lange mit seinem „Pekhaken" gespielt hat, bis ihm der Vater eines Tages feierlich den großen „Staken" auf die Schulter legt und ihn fortan im Ernste mitarbeiten läßt in seiner Schute. —

Nicht zu allen Tageszeiten übrigens geht es in den Fleeten so regsam her, nicht immer ist genügend Wasser in ihnen vorhanden. Zur Zeit der tiefen Ebbe laufen die meisten fast ganz leer; nur in der Mitte rieselt dann noch ein trauriges, dunkelbraunes, fast schwarzes Rinnsal mühsam entlang. Stille, ganz stille wird es dann dort unten. Hie und da liegt eine Schute, die ihr Ziel nicht mehr erreichen konnte, fest auf dem Grunde. Ein Mann bleibt zur Bewachung an Bord. Er fährt mit der schwieligen Hand über die Stirn, verzehrt ein tüchtiges Stück Schwarzbrot mit Wurst, nimmt einen herzhaften Schluck aus seiner Flasche und legt sich längelang auf seine Ladung. Bald kommt der Schlaf über ihn, er schnarcht, daß man es oben auf der Straße hören kann. Nichts regt sich mehr, stundenlang — doch nein, was ist das? Da bewegt sich etwas Kleines, Dunkles, unten am Bollwerk. Eine Ratte ist's! Vorsichtig kommt sie zwischen dem Schlamm und dem Steingeröll daher geschlichen — nun hat sie die Wursthaut erwischt, die der Mann über Bord geworfen. Sie setzt sich auf die Hinterbeine und verzehrt sie mit Behagen. Das sehen ihre Gefährten — da kommt noch eine angelaufen, dort eine dritte, vierte! Überall schlüpfen sie aus ihren Winkeln hervor — schon ist eine ganze Gesellschaft beisammen. Ein Mann auf der Brücke bemerkt sie, legt die Arme aufs Geländer und sieht dem lustigen Treiben zu. Ein zweiter und dritter tut desgleichen. Bald stehen das ganze Geländer entlang Leute, die da hinabstarren. Nun werden alle Passanten neugierig, die Brücke füllt sich mit Menschen. Ängstliche Fragen werden laut: „Ist ein Unglück passiert?" „Ist ein Kind ins Fleet gefallen?" „Liegt da etwa ein Ertrunkener?" „Um Gottes willen, was ist vorgefallen?" Jeder drängt nach vorn, um zu sehen, was es gibt, bis einer der am Geländer Stehenden ärgerlich wird und ruft: „Et sünd ja bloß Rotten!" Dann stiebt die ganze Gesellschaft enttäuscht und unwillig auseinander.

Alles wird wieder stille, auch die Ratten verkriechen sich plötzlich furchtsam, denn unten auf dem Grunde des Fleetes kommt ein Mann langsam dahergegangen, die Augen stier auf den Boden geheftet. Seine Kleidung besteht aus Sackleinwand, seine Füße und Beine stecken in schweren Wasserstiefeln. Auf dem Rücken trägt er einen Korb, in der Hand einen Haken. Das ist der „Fleetenkieker". Sorgsam sucht er rings den Boden ab, hie und da tastet er mit dem Haken im Schlamm umher, ob er etwas finde, was des Mitnehmens wert ist. Und er findet gar manches. Vieles fällt zufällig von den Schuten ins Wasser oder aus den Speichern und Häusern, wo diese hart am Fleet liegen. Manches aber auch, was den Besitzern wertlos geworden, wird absichtlich ins Wasser geworfen, um es auf das rascheste zu beseitigen. Der Fleetenkieker kann das alles noch gebrauchen; sorgsam sammelt er, was er findet, in seinen Korb. Auch nachts ist er häufig unterwegs, den Haken in seiner Rechten, eine Laterne in der Linken. Dann sieht man das Licht geheimnisvoll auf dem dunklen Fleetgrunde hin und her huschen wie ein Irrlicht.

## 57. Ein Tag auf dem Marschhof.

H. Allmers, Marschenbuch. (Gekürzt.)

### 1.

Um ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben eines echten Marschhofes zu erhalten, wählen wir zu unserem Besuche am besten die Zeit gegen Ostern, wo noch Winter- und Frühlingsarbeit zusammenfallen.

Es ist früh morgens. Die alte Hausuhr im Vorplatz, deren hohes schnörkelreiches Holzgehäuse im Laufe der Jahre fast ganz schwarzbraun geworden ist und die dem Hause schon manche frohe und traurige Stunde gemeldet hat, schlägt eben fünf; aber seit länger als einer Stunde herrscht schon überall das rührigste Treiben. Auf der Diele dreschen eben vier Tagelöhner das letzte Korn, eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann auch wohl selbst rüstig den Flegel. Die andere Magd hat eben gemolken und trägt die Milch in die Küche, wo die zwanzigjährige älteste Tochter des Hauses, ein umsichtiges und still emsiges Mädchen, sie in Empfang nimmt und durch ein blankes Messingsieb mit eingelegtem Tuch in flache Baljen (hölzerne Butten) seihet. Auf dem Herde aber flammt schon unter dem Kessel mit der Morgensuppe ein lustiges Feuer. Buttermilchsuppe oder heiße, süße Milch, in welche Schwarzbrot gebrockt wird, ist die gewöhnliche Morgenkost.

Aus dem Pferdestalle dringt Lärm, Wiehern und Schlagen der Ackerpferde, dann lautes Schelten des Großknechts mit dem vierzehnjährigen Schwöpenjungen (wörtlich Peitschenjungen —, wie die Buben, welche man auf den Marschhöfen nur zum Fahren mietet, genannt werden); denn schon seit zehn Minuten hat die alte braune Lotte kein Futter mehr in ihrer Krippe.

Auch der Sohn des Hausherrn, der unterdessen aufgestanden ist, tritt in den Stall, sieht alles nach und nimmt redlich am Schelten teil.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort, das allem Leben und Treiben eine andere Gestalt gibt. Aus der halb geöffneten Vorplatztür steckt nämlich die eine Magd ihren Kopf und ruft laut und mit heller Stimme die Diele hinab: „Rinkamen! — Wat eten!“ Noch ein paar Schläge — und das Geklapper der Drescher verstummt; schnell wird noch einigen Pferden neues, wohlgenäßtes Häcksel eingeschüttet, und in wenigen Minuten sitzt alles um die große dampfende Zinnschüssel mit aufgekochter Milch und wartet, bis der präsidierende Großknecht, der eben mit gewaltiger Arbeit vom mächtigen Schwarzbrot daumdicke Schnitte „knigt“, mit seinem Werke fertig ist. Schnell ist die Schüssel vollgebrockt und alles in vollem Essen, kaum ein Wort wird gewechselt; noch eine halbe Stunde — und man ist satt. Was noch in der Schüssel geblieben ist, bekommt der mächtige Hofhund, der Liebling des Großknechtes. Die hölzernen und zinnernen Löffel werden noch am Tischtuche abgewischt, und mit Gepolter bricht man auf.

Der Sohn des Hauses hat indes seine Morgenkost allein verzehrt, denn nur im Felde ißt er mit den Leuten. Und wieder geht es zum Stall. — Die Krippen sind alle leer gefressen. Jetzt die Pferde heraus und angeschirrt! Zwei werden vor den Wagen gespannt, auf den man eben ein paar Eggen und Säcke mit Saatgerste gelegt hat; der Sohn fährt, der Großknecht und zwei Jungen reiten hinterdrein, und so trabt die Kavalkade dem unfernen Ackerfelde zu, wo gepflügt und gesät werden soll.

Der Sohn hält den einen, der Knecht den andern Pflug, jeder mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt. Zu Hause haben auch die Drescher wieder begonnen, und ein Knecht reinigt den Viehstall. Eine Magd arbeitet am Butterfasse, und eine andere kleinere wäscht erst die Baljen und geht dann in der Küche der Tochter zur Hand. Diese bereitet den Kaffee, denn auch die Alten haben sich jetzt erhoben und machen beide ihren morgendlichen Inspektionsrundgang; er im Flausrock, in gewirkter Schlafmütze und Pantoffeln durch Diele, Stall und Scheunen; die gute Mutter aber, angetan mit

sauberem, dunkelfarbigem Morgenrock von Kattun, durch Küche und Keller, Milch- und Speisekammer, bis der duftende Kaffee, der in blanker Messingkanne auf dem Sofatische steht, Eltern und Tochter auf ein halbes behagliches Stündchen in der sauberen und sehr einfachen Wohnstube vereinigt. Schließlich langt der Alte nach seiner langen Morgenpfeife, die letzten Zeitungen und Anzeigeblätter hervorsuchend, die Mutter aber beratschlagt mit ihrer Tochter den Mittagstisch.

2.

Eine Weile später — und die Mutter hat sich ans Spinnrad gesetzt und spinnt weiche Wolle, zu warmen Socken für den lieben Sohn bestimmt; die Tochter ist in der Küche, und den Vater sehen wir mit langem „Klubenstocke"*) auf der Schulter das Haus verlassen.

Eine stattliche, achtunggebietende Erscheinung ist der Alte. Milde, herzgewinnende Treuherzigkeit schauen ihm aus den Augen, aber doch gepaart mit dem würdigsten Ernst. Folgen wir jetzt seinen Schritten.

Er springt mit seinem Klubenstock zwar behutsam, indes trotz seiner sechzig Jahre noch immer recht behende über ein paar Gräben und wendet sich zuerst nach seinen Weiden.

Allerlei Jungvieh ist bereits draußen; aber seine dreijährigen Ochsen, die nächsten Herbst, so Gott will, ihm in England gute Guineen lösen sollen, und die Milchkühe und jungen Kälber sind noch im Stalle. Aber prächtiges Gras schon und ein herrliches Wetter — wenn das noch etwas anhält, denkt er, will er vor Maitag alles „hinausjagen".

Er springt wieder über einige Gräben und kommt zu seinem Acker, wo sein Sohn sät und der Knecht gerade beim Pflügen des letzten Stückes ist.

„Na, wo geit't jo dermit?" fragt er.

„Got, Herr, dat Land ward fein," antwortet freundlich und kurz der blonde, kräftige Knecht ohne aufzuhalten, „vor Middag krieg' ick't rum."

„Paßt man got op." — „Ja, Herr!"

Jetzt redet er mit seinem Sohne, der eben das Stück voll gesät hat und sich nun kräftig und gewandt auf eins der Pferde schwingt,

*) Der Klubenstock ist ein etwa 2½ m langer Stock, der unten eine weite gebogene Gabel trägt. Er dient dazu, um beim Gehen die Gräben zu überspringen, von denen Felder und Wiesen oft durchschnitten sind.

die vor die Egge gespannt sind; fort geht's wieder, und der Junge mit der zweiten Egge hinterdrein.

Lange schaut der Alte dem Sohne zu. Er mag sich wohl still in der Seele freuen, zu sehen, wie der schlanke und kraftvolle Junge so nobel und stattlich zu Pferde sitzt; wie frisch und arbeitsfreudig er von früh bis spät drauf und dran ist, und wie er gepflügt und die Furchen gelegt hat, eine um nichts breiter als die andere und alle so schnurgerade, daß man in Haarbreite eine Büchsenkugel an jeder hinschießen könnte; vor allem aber, wie brav und wacker er ist, welch ein Herz in ihm steckt. — Ja, das weiß er sicher, der wird dem uralten, unbefleckten Namen der Familie keine Schande machen.

„Na ade, Kinners, seht to, dat't got kriegt," ruft er zum Abschiede.

„Ade, Herr," ruft der Großknecht zurück.

So verläßt er seinen Acker, um sich wieder dem Dorfe zuzuwenden.

Aber nach Hause geht's noch nicht gleich. Zuvor wird noch ein Stündchen im Wirtshause verplaudert. Da kommt dann gleich die Rede auf Wettermutmaßungen, auf den Stand des Winterkorns, auf die schöne Saatzeit, auf Land-, Vieh- und Kornpreise, auf die letzten Verordnungen des Amts oder der Wasserbaubehörde usw. Oft werden auch Geschäfte abgeschlossen, so daß man diese Morgenzusammenkünfte recht wohl die Börsenstunde der Hausleute nennen könnte.

Mit der heranrückenden Mittagsstunde geht die Versammlung regelmäßig auseinander; denn zwölf Uhr ist in jedem Hause stehende Essenszeit.

3.

Seit einer halben Stunde sind auch die Pflüger heimgekehrt, und eifrig wühlen die Pferde in den vollen Krippen. Von den Lippen einer Magd ertönt abermals hell der herzerfreuende Ruf: „Rinkamen! Wat eten!" — Alles eilt an den „Soot" (Brunnen), Hände und Gesicht zu waschen, dann in die Gesindestube, wo auf blanker, mächtiger Zinnschüssel ein wahrer Berg von „Klütjen" (Klößen), Kartoffeln und Wurzeln und dabei auf einer anderen Schüssel ein paar dicke, leckere Speckstreifen dampfen. Der Großknecht führt wie immer den Vorsitz, schneidet Brot und teilt den Speck. Ihm zunächst sitzt der zweite Knecht, dann die Jungen, dann die Tagelöhner und an der andern Seite die Mägde in der durch ihre Dienstzeit im Hause bestimmten Reihenfolge.

In der Wohnstube ißt die Familie des Hauses ebenfalls sehr einfache, derbe Kost, oft dasselbe, was die Leute bekommen, wohl etwas feiner zubereitet.

Bis zwei Uhr ist Rastzeit, denn die Pferde müssen doch mit Ruhe fressen. Die Mägde waschen die Schüsseln, die andern Leute ruhen oder schlendern umher; Vater und Mutter schlafen ein Stündchen, und der Sohn nimmt vielleicht ein Buch zur Hand.

Bald ist alles von neuem in Tätigkeit. Die Diele dröhnt wieder vom Takte der Drescher, später vom rollenden Getöse der Staubmühle; denn noch heute soll das letzte reine Korn auf den Boden.

Vater und Mutter sind auch wieder da; gegen drei Uhr bringt die Tochter den Kaffee und nimmt eine weibliche Handarbeit vor. Neben ihr sitzt die emsig spinnende Hausfrau; der Alte schlürft zur langen Pfeife den Inhalt seiner großen Geburtstagstasse, schlendert hierhin und dorthin und steht wohl später mit Kreide und Streichholz in der Hand auf der Diele, das Getreide „aufmessend".

So wird's Abend; das Pferdegetrappel meldet die heimkehrenden Ackerer, und bald sitzen die Leute wieder um ihre Schüssel mit der Abendmilchspeise. Wie schon vom Mittagsmahl regelmäßig ein paar arme Kinder des Dorfes ihr Teil erhielten, so sehen wir auch jetzt wieder einige derselben in der Küche oder auf dem Vorplatze ihre Teller leeren. Auch ein Töpfchen voll süßer Milch bekommen sie mit nach Hause für ihre Eltern; denn jeder ordentliche Bauernhof hat immer einige bestimmte Arme, die sich auf ihn stützen und tausend Wohltaten von ihm genießen.

Der kleine Rest des Abends wird auf verschiedene Weise hingebracht. Die Tagelöhner verlassen den Hof; in behaglich warmer Gesindestube sitzen die Mägde beim schnurrenden Spinnrade; der Junge schält für morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben; der Großknecht nimmt, nachdem er draußen sein Quantum Häcksel geschnitten, vielleicht noch eine Drehspindel zur Hand und dreht mit Hilfe des andern Jungen Stricke von „Hede" (Werg) zum häuslichen Gebrauch, oder er sitzt mit ein paar besuchenden Bekannten beim Kartenspiel, vielleicht auch mit der dampfenden Pfeife bei einem Buche voll schöner Geschichten.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe des Tisches; dort tönt wohl die Stimme eines Vorlesers, denn man ist für den Winter bei einer Leihbibliothek in Oldenburg oder Bremen abonniert.

Mit dem Schlage zehn begibt sich alles zur Ruhe, und tiefe Stille herrscht alsdann im ganzen weiten, sonst so rührigen Hause. Nur die gute sorgsame Mutter macht noch einen späten Rundgang durch

die Räume, überall nach Feuer und Licht schauend. Ein Mutterauge ist scharf und wacht gern am längsten.

Das ist ein Tag auf dem Marschhofe — ein Stück norddeutschen Bauernlebens.

## 58. Die Weinlese am Rhein.

W. H. Riehl. (Johann Meyer, Lesebuch der Erdkunde.)

I.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Und Rebenhügel liegen
In goldner Mondespracht.

Reben und Rhein — sie gehören zusammen seit Jahrhunderten. Den edlen Rüdesheimer Wein ließ, wie die Sage erzählt, der Kaiser Karl selbst anpflanzen. Einst schaute der Herrscher, es war im Monat März, von seinem prachtvollen Palaste zu Ingelheim hinab auf den Strom und die rechtsrheinischen Höhen und gewahrte, wie bei Rüdesheim am Berge der Schnee zuerst weggeschmolzen war. Da ließ er aus fernen Landen edle Reben kommen und dort anpflanzen: daraus ist der vortreffliche Rüdesheimer Bergwein entstanden. Heute noch läßt die Sage den alten Kaiser aus seiner Gruft zu Aachen zum Rhein heraufschreiten und die Trauben am Strome segnen:

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

So ist das Rheinland geworden zum Weinland, und aller Wohlstand wie alle Behaglichkeit des Lebens und Verkehrs hängt in diesem Gebiete ab von dem günstigen Ausfall der Weinernte; daher beginnt im Spätherbste, der eigentlichen Erntezeit am Rhein, hier ein doppeltes Leben, ja eine neue Zeitrechnung.

Am ganzen Strome wird der Beginn der Traubenlese, der zwischen Anfang Oktober und Ende November je nach der Traubenreife wechselt, von dem Ortsvorstande in Gemeinschaft mit den größeren Besitzern auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Zeigen sich die Traubenstiele trocken und verholzt, läßt die Traube sich leicht von der Rebe ablösen, sind die Kerne hart, die Beerenhülsen weich und durchsichtig geworden, so ist die Lesezeit gekommen. Unter Schellengeläut wird dann verkündigt, an welchem Tage die gemeinsame Lese beginnen kann. Bis zu diesem Augenblicke sind die Weinberge, mit Ausnahme großer Besitzungen, für jedermann, für die ganze Einwohnerschaft des Ortes geschlossen. Verhaue und Hecken sperren die Zugänge; Eindringlinge werden durch die Winzerschützen eingebracht und mit Geldstrafen belegt. Es geschieht dies um der gegenseitigen Sicherheit willen. Nur in besonderen Fällen wird unter Aufsicht eines „Ehrenschützen" nach eingeholter amtlicher Erlaubnis eine frühere Lese für den einzelnen Besitzer gestattet, z. B. in „Wingerten" mit Frühburgundertrauben. Wie der Tag des Lesebeginns, so wird auch der Tag des Weinbergschlusses amtlich bestimmt.

## II.

Und nun

Dappelt's hinaus mit Mann und Maus,
Mit Kübeln und Bütten! Das Haus verläßt
Selbst Kind und Kegel beim Lesefest.

Die reichgeschmückten Berge des Mittelrheins mit ihren grünen, schlanken Trostesspenden liegen vor uns. Schon tönt uns der hundertstimmige Gesang der Winzer und Winzerinnen entgegen. Auf der ganzen Straße, die wir in der Richtung nach den Weinbergen berühren, herrscht reges Leben. Mostwagen und geschäftige Menschen mit Kannen und Bütten ziehen hin und her. Wir treten in den Weinberg. Eine Gruppe fröhlicher Mädchen, Frauen und Kinder empfängt uns. Ein Blick hinunter auf den herrlichen Strom mit seinen lachenden Ortschaften, ein Blick auf die frischen, heiteren Gesichter um uns her — und unsere Stimmung gibt der der Winzerinnen nichts nach.

Vor uns, auf sanft anstrebendem Hügel, in fast peinlicher Ordnung und in gleichmäßiger Entfernung voneinander stehen die Weinstöcke, die halb schon der rauhen Witterung ihren Tribut zollen; denn zum Teil haben sie das Saftgrün ihres Blätterschmuckes mit einem satten Gelb vertauscht. Über die Weingärten hinaus ragt der zinnengeschmückte Bergfried eines mittelalterlichen Burgrestes.

Die freudige Stimmung während des Geschäftes der Lese herrscht auch in den umgebenden Weinbergen. Aus der Nachbarschaft

kommen Weinbergsbesitzer, kosten und prüfen Trauben und Most. An den fahrbaren Wegen stehen große Bottiche, in die der Inhalt der sogenannten Legel entleert wird. Es sind dies unten spitz zulaufende, oben breitere, elliptisch geformte Holzbütten, die an zwei festen Lederriemen auf dem Rücken getragen werden und bis zu einem Zentner Trauben fassen können. Je nach der Örtlichkeit werden diese schweren Lasten auch häufig hinunter bis ins Kelterhaus geschleppt. Vorher bearbeitet der Träger mit zwei Mostkolben im Legel selbst die ganze Traubenmasse. Es bildet sich eine braungelbe oder dunkelrote, nichts weniger als klare Brühe, die dann in die Bottiche geschüttet wird. An einzelnen Stellen werden die Trauben auch erst in einem großen Gefäß von Winzern mit hüfthohen Stiefeln getreten und geknetet.

Da die Mostbrühe nicht lange in den Bütten mit Trauben zusammenstehen darf, sondern sofort und beständig bearbeitet sein will, so geschieht das eigentliche Keltern häufig des Nachts. Die schweren Balken der Kelter treiben den Rebensaft bis auf den letzten Rest aus den Beeren heraus. Einladend freilich sieht der junge Most, der nun in großen Fässern in den Keller gebracht wird, nicht aus; bis er als goldheller oder dunkelroter Wein auf den Tisch kommt, hat er noch verschiedene Gärungsprozesse durchzumachen.

Gegen Abend schallen vom rechten Rheinufer Flintenschüsse herüber zum Zeichen, daß das Lesegeschäft für heute beendet ist. Die Weingärten bleiben die Nacht über geschlossen. Auf der linken Rheinseite wird zur Öffnung der „Weinernte" morgens sieben Uhr und zum Schluß abends etwa sechs Uhr das Zeichen mit den Kirchenglocken gegeben. Schüsse und Glockenschläge mischen sich mit dem Jauchzen der heimkehrenden Winzer; das Echo dieses Lebens und Webens hallt in den Bergen wieder; über uns steigen Raketen auf, und bengalisches Feuer beleuchtet unseren Heimweg.

## 59. Hochwasser.

Paul Hertz, Unser Elternhaus.

Ihr armen Kinder, die ihr in Hamm oder Borgfelde groß werdet! Ich bedauere euch trotz eurer vielgepriesenen Gärten. Was wißt ihr vom Hochwasser! Fernher aus der Stadt hört ihr Schüsse herüberdröhnen; das ist alles, was ihr davon habt. Zu euch kommt das Wasser nicht hin, und so habt ihr keine Ahnung, welche Fülle der Genüsse und freudiger Aufregung mit einem solchen Hochwasser verbunden ist.

Wenn der Wind zuerst recht steif aus Westen weht und darauf nach Norden umläuft, dann ist Hoffnung, daß es kommt. Dann

wird nämlich das Wasser aus dem Englischen Kanal zuerst tüchtig in die Nordsee gedrängt und endlich die Elbe hinaufgetrieben. Jetzt schießen sie schon, wenn das Wasser in Cuxhaven die gewöhnliche Fluthöhe übersteigt, und dann wieder, wenn es hier zu steigen anfängt. Früher wurde der erste Fuß, um den das Wasser hier in Hamburg über die gewöhnliche Fluthöhe stieg, durch sechs und jeder folgende durch drei Schüsse angezeigt. Das war einfach und konnte jedermann begreifen.

Die armen Bardowiekerinnen am Zippelhause waren schlimm daran; denen lief es schon beim ersten Schuß in ihre „geele Wötteln", wenn sie sie nicht glücklich unter dem Dache geborgen hatten. Beim zweiten Schuß kam es dort schon auf die Straße. Beim dritten kam es Meister Gaetckes Ziegen auf dem Wandbereiterbrook in ihren Stall. Beim vierten fingen ebendaselbst die Tonnen an, gar vergnüglich durcheinander zu schwimmen, wenn sie nicht festgelegt waren. Beim fünften trat es bei uns, auf dem Holländischen Brook, auf die Straße; beim sechsten aber ergoß es sich in einem anmutigen Katarakt über die Kellerstiege in unser Haus hinein, dann hatten wir die Bescherung.

Aber nicht unvorbereitet traf uns der Feind. Schon Stunden vorher sah der Vater die Gefahr kommen. Mit Wind und Wetter auf der Elbe vertraut, konnten er und andere kundige Männer des Hauses ziemlich sicher im voraus berechnen, wie hoch wohl die Flut steigen werde. Schon ehe die Schüsse fielen, wurde der alte Heinrich wiederholt hinausgeschickt, um nachzusehen, wie hoch das Wasser am Pegel stehe. „All tein Foot, Herr, un dat Kubik," berichtete er einmal. Er wollte damit sagen: „Reichlich zehn Fuß." Schien die Sache bedenklich, so wurden alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Alles, was in den Souterrains nicht niet- und nagelfest war, wurde entweder nach der Diele getragen oder fest gegen die Decke abgestützt; auch die Türen wurden ausgenommen. Wehe, wenn das einmal versäumt wurde! Dann schwammen nachher Suppenterrinen und Ascheimer, Schränke und Türen in einem wirren Durcheinander und in den merkwürdigsten Zusammenstellungen umher.

Kam die Flut in den Schulstunden, so wurden wir Kinder nach Hause geholt, teils um uns sicher daheim zu haben, teils um uns den Spaß zu gönnen. War alles gut vorbereitet, so sahen die Eltern dem kommenden Wasser mit Gleichmut entgegen; ein eigentlicher Schaden entstand nicht, und so störten sie uns denn nicht in unserer ausschließlich freudigen Auffassung des ganzen Ereignisses.

Zuerst laufen wir noch auf der Straße umher und sehen dem mächtig steigenden Strome zu, der das Fleet wie rasend durchflutet.

Wir helfen Meister Gaetcke seine Ziegen und Schafe ins Haus bringen, wir tründeln seine Tonnen mit herbei, welche die Gesellen hoch aufeinander türmen, damit das Gewicht der oberen die unteren niederhält. Dann aber ist es hohe Zeit, nach Hause zurückzukehren. Da steht das Wasser schon bis zur Mitte der Straße! Vom Winde gepeitscht, laufen die kleinen Wellen sichtlich mehr und mehr zum Hause hinauf, schon spült eine bis an die steinerne Einfassung der Kellertreppe. Nur noch einige Zoll, und das Wasser steht mit dem oberen Rande gleich. Wir Kinder sind alle auf der Haustreppe, auf dem Beischlag versammelt und sehen mit gespannter Aufmerksamkeit dem allen zu. Sieh, da treibt ein heftiger Windstoß die erste kleine Welle über die Einfassung der Kellertreppe hinunter! Lauter Jubel erschallt. Der Wind legt sich ein wenig, das Wasser scheint zu stehen — lange Gesichter. Aber da schlägt eine zweite Welle über, gleich hinterher die dritte, vierte — es kommt doch! Aus den einzelnen Wellen wird in wenigen Minuten ein regelmäßiger Strom, der die Stufen hinunterstürzt. Wie das rauscht und schäumt und spritzt!

Atemlos sehen wir von unserm sichern Stande aus dem Schauspiel zu. Allmählich aber füllt sich der Schlund — höher und höher steigt das Wasser im Keller — endlich steht es ebenso hoch wie draußen. Da hört der schöne Wasserfall auf, ruhig läuft die gelbe Flut über die Kelleröffnung hin, als wenn dort gar keine Vertiefung wäre. Nun ist hier draußen für den Augenblick nichts mehr zu sehen, nun hinein ins Haus!

Hurra, nun ist es da, das Hochwasser!

Merkwürdige Töne erklingen aus der Küche; hört, wie es dort geheimnisvoll gurgelt und plätschert! Auch der Hofraum ist voll Wasser und der Garten ein See, das Lusthaus eine Insel. Einige Dinge hat man doch versäumt zu bergen; da schwimmt ein Besen, und dort schaukelt sich gar lustig ein umgestülpter Eimer, auf dem eine Ratte sitzt. Weiterhin treibt noch etwas; wir können nicht erkennen, was es ist; einige meinen, es ist die Mütze des alten Heinrich, andere stimmen für das runde Fußkissen Ernas. Diese Dinge müssen wir doch retten! Wenn das Wasser höher wird, treiben sie sonst über die Laube weg auf Nimmerwiedersehen davon.

Auf der Diele stehen eine große Waschbalje und eine Badewanne, das sind ja herrliche Fahrzeuge! Wir tragen sie durch die blaue Stube und den Saal und bringen sie an der Gartentreppe zu Wasser. Die zwei größten Jungen setzen sich hinein; als Ruder nehmen sie beliebige Brettstücke oder die Hände, und nun fahren sie lustig im Garten umher und bringen in Gewahrsam, was da schwimmt; das eine ist wirklich Heinrichs Mütze.

Sollte man wohl durch den Keller des Hinterhauses nach dem Hofe kommen können? Wir wollen es doch einmal versuchen. Mutig steuern wir durch die vom Garten eingehende Tür in den engen Kellerdurchgang hinein. Freilich ist's unheimlich da unten, fast ganz dunkel, die Decke dicht über uns! Auf Börtern und irgend hervorragenden Punkten sitzen Ratten und glotzen uns böse und zur äußersten Verteidigung bereit an. Aber nur vorwärts! Langsam und vorsichtig fahren wir weiter, uns mehr an den Wänden entlang schiebend als rudernd. Wir atmen doch hoch auf, als wir endlich hindurch sind durch die dunkle Enge und, von den andern Kindern mit Jubel begrüßt, auf dem Hofe anlangen.

Nun geht es natürlich vom Hofe aus in die an ihm liegende Küche hinein; dort ist es hell wie sonst. Hei, wie es da aussieht! Die eine Anrichte ist nicht gut abgestützt gewesen, nun treibt sie, mit den Beinen nach oben, kläglich umher. Auch eines der Geschirrborte muß übersehen sein; da schwimmt die große Schüssel, in der immer die Grütze auf den Tisch kommt, und dort ein Teller, in dem ganz unversehrt eine Tüte Rosinen liegt.

Endlich aber haben wir das Umherfahren satt. Wir ziehen die Badewanne und die Balje aufs Land und laufen alle zusammen nach der Haustür.

Wie hat sich da inzwischen alles verändert! Nun steht das Wasser bei unserm Hause schon etwa zwei Fuß hoch auf der Straße; die Brüstung des Bollwerks am Fleet ist nicht mehr zu sehen; von uns zu Gaetckes hinüber erstreckt sich eine einzige Wasserfläche. Wie der Wind darüber hinfegt! Hie und da gehen noch Männer in großen Wasserstiefeln umher. Von der höher liegenden Brücke ab tragen sie Herren und Frauen „huckepack" an ihre Haustüren. Und da geht auf einmal Bruder John über die Brücke; auf hohen Stelzen schreitet er gemächlich und vorsichtig durchs Wasser. Aber tiefer und tiefer wird es nach dem Hause zu; wird er es trockenen Fußes erreichen? Ja, es geht eben gut. Als pflichtgetreuer Lehrling ist er so zu seinen Prinzipalen in der Gröningerstraße auf Stelzen hin und her gegangen.

Höher und höher steigt das Wasser; vom Sturme gepeitscht, schlagen wilde, kleine Wellen an die Haustreppe. Schon ist kein anderer Verkehr mehr möglich als in Booten. Da sind auch schon welche; sie verdienen sich ein Stück Geld, indem sie Leute und Sachen hin und her bringen.

Will der Sturm sich noch nicht legen? Der Vater beginnt besorgt zu werden; nur noch eine Stufe der Treppe ist nach, dann steht das Wasser auf der Diele. Plötzlich erhebt sich drüben ein donnern-

des Gepolter. Der ganze Stapel Tonnen bei Meister Gaetcke ist ineinander gestürzt, nun treiben sie alle einzeln umher. Einige Fässer schwimmen gerade auf uns zu; rasch werden Stricke geholt und die Ausreißer angebunden. So tut jeder Nachbar, und so kann Meister Gaetcke morgen seine Tonnen wieder zusammenholen.

Endlich kommt die Zeit der Ebbe. Kann auch das Wasser des Windes wegen nicht gleich zurückfluten, so steigt es doch nicht mehr. Bald indes fällt es sichtlich. Eine Stufe der Haustreppe nach der andern wird frei; rasch, wie sie gekommen, verläuft die Flut, und nach drei oder vier Stunden fließt das Wasser wieder ruhig, wie es sich gehört, im Fleete entlang.

Nun sagt selbst, ihr Kinder, kann es wohl etwas Amüsanteres geben als ein solches regelrechtes Hochwasser? Wie viele merkwürdige und unerhörte Ereignisse könnte ich euch noch erzählen, die sich bei solchen Gelegenheiten in unserm Hause zugetragen haben. Alles war ja anders als sonst. Wir waren abgeschnitten von der Außenwelt; Schlachter und Bäcker waren nicht zu erreichen; auch der Milchmann blieb aus. In unserer Kellerküche konnte nicht gekocht werden; aber oben in Großmutters Küche wurden köstliche Mehl- und Eierspeisen bereitet, wahre Festgerichte. Statt der Milch erhielten wir Wein mit Wasser und Zucker. Denkt euch, mitunter morgens früh, zum ersten Frühstück schon Wein und Wasser und Zucker! Habt ihr das je erlebt? Es kam auch vor, daß Gäste bei uns waren, die des Wassers wegen nicht nach Hause konnten und deshalb bei uns schlafen mußten. Denen zuliebe wurde uns größeren Kindern dann auf den Sofas oder auf einer Matratze am Boden ein Lager bereitet.

Einmal war eine Tanzgesellschaft bei uns versammelt, die um zwölf Uhr zu Ende sein sollte; aber inzwischen kam das Hochwasser und es wurde beschlossen, sich nicht stören zu lassen, sondern fröhlich weiter zu tanzen, bis es wieder vorüber sei. Das geschah dann auch, und es wurde vier Uhr morgens, bis die Gäste das Haus verlassen konnten.

Eines Falles erinnere ich mich, wo der Scherz verstummte und uns allen recht bang ums Herz wurde. Etwa zehn Häuser von uns stand ein großer, aus Fachwerk gebauter Speicher. Im Keller lagerte ungelöschter Kalk. Da trat eines Nachts das Hochwasser ein, der Kalk entzündete sich, und bald stand der ganze große Speicher von oben bis unten in Flammen. Dabei alles ringsum unter Wasser! Schaurig spiegelte sich die feurige Lohe, die riesengroß in den dunkeln Nachthimmel aufschoß, in den wilden Fluten. Rufe des Entsetzens und der Todesangst erschollen aus den benachbarten Häusern, deren Bewohner sich ins Wasser stürzten, um sich zu retten.

Niemand vermochte etwas gegen den Brand zu tun; die Feuerwehr konnte mit ihren Spritzen des Wassers wegen nicht an Ort und Stelle gelangen. Seltsam, eine Feuersbrunst, die zu vielen Wassers wegen nicht gelöscht werden konnte! Zum großen Glück legte sich der Wind, der das Hochwasser veranlaßt hatte, bald gänzlich, sonst wäre unermeßlicher Schaden entstanden. So brannte das Feuer, wie eine ungeheure Fackel, ruhig nach oben.

Auch in unserem Hause herrschte große Aufregung. Ihr könnt wohl denken, daß wir alle aufgestanden waren. Ein leiser Luftzug trieb die Funken gerade zu unserem Hinterhause herüber; sie fielen dicht auf unser Dach nieder. Wer Arme hatte, trug Wasser auf den Boden und goß mit Gießkannen und Eimern die glimmenden Funken auf dem Dache aus.

Aber nicht die eigene Feuersgefahr war es, was uns am meisten erregte. Dicht neben dem brennenden Speicher wohnte eine uns befreundete Familie; wir wußten, der Hausvater war verreist und also die Frau mit ihren Kindern allein. Kaum aber war dies zur Sprache gekommen, da wußten auch die Männer im Hause, was sie zu tun hatten. Bis an die Brust durchs Wasser gehend, erreichten sie das gefährdete Haus. Die Frau war in Verzweiflung, eben erst erwacht; die Kinder lagen noch in ihren Betten. Da wurden sie samt und sonders in warme Decken gehüllt und durchs Wasser zu uns herübergetragen.

Ja, es war eine schauerliche Nacht; keiner, der sie mitgemacht, wird sie je vergessen.

## 60. Der Taifun.

Nach R. v. Werner, Das Buch von der deutschen Flotte.

Die Korvette Arkona und der Schoner Frauenlob waren am 1. September des Jahres 1860 bereits auf 40 Meilen in die Nähe von Jedo gekommen. Bei der flauen östlichen Brise hatte die Arkona Dampf gemacht und bugsierte den Schoner. Schon hoffte man, am folgenden Tage in die Bucht von Jedo einzulaufen, als das Geschick hemmend dazwischentrat und ein unbarmherziges Halt gebot.

Am Abend frischte die Brise auf; aber ihr Hauch hatte nichts Wohltuendes; er war schwül und drückend wie vor einem Gewitter. Der Himmel war klar; aber die Sterne funkelten in unheimlichem Glanze, und am südlichen Horizont stand eine dunkle Wolkenwand. Sie verschmolz fast mit dem Wasser; aber oft flammte ein matter Lichtschein, ähnlich wie fernes Wetterleuchten, aus ihr auf, und alsdann traten ihre scharfen, schwarzen Ränder hervor. Das Barometer sank langsam. Die See war noch regelmäßig und nicht hoch.

Allmählich wuchs die Brise; um Mitternacht zog der Wind sich südlich und wurde stürmisch. Die drohende Bank im Südosten rückte höher hinauf; der Flammenschein über ihren gezackten, zerrissenen Rändern wurde heller und häufiger; bisweilen zuckten aus ihr grelle Blitze bis zum Zenit empor, und einzelne schwarze Wolken jagten mit rasender Schnelle über die flackernden Sterne.

Gegen 4 Uhr morgens wußte jeder an Bord, daß man schweren Stunden entgegenging. Der Wind hatte sich weiter gedreht, und daraus ging hervor, daß der Sturm seinen Weg gerade auf die Schiffe nahm. Das schneller und schneller fallende Barometer, die immer verwirrter auflaufende See und der wachsende Wind ließen auch keinen Zweifel darüber, daß er mit raschen Schritten heraufzog. Noch immer bugsierte die Arkona den Schoner; zwar vermochte die schwer arbeitende Maschine kaum noch den großen Widerstand zu überwinden; aber jeder gewonnene Schritt vorwärts war von großem Werte und entfernte die Schiffe mehr von der gefährlichen Küste. Da ertönte ein Krachen; das Bugsiertau des Schoners war gebrochen, und als ob dies ein Signal für den Sturm gewesen wäre, brach er unmittelbar nachher mit furchtbarer Heftigkeit los. Die drohende schwarze Wolkenbank hatte sich bis zum Zenit ausgebreitet, und ihre von Blitzen flammenden Ränder standen jetzt über dem Schiffe. Heulend brauste der erste Stoß durch die Takelung, legte die Korvette fast auf die Seite, und einen Augenblick war die ganze See nur eine kochende, schäumende Masse. Dann ließ der Wind etwas nach; die Arkona richtete sich auf, und die niedergewehten Wellen begannen wieder, sich zu Bergen aufzutürmen. Es galt, diese Pause zu benutzen, um das Schiff unter Sturmsegel zu bringen und beizulegen; denn die Maschine war bei solchem Wetter machtlos. Der Ruf „alle Mann auf!" hallte durch die Räume des Schiffes, und halbbekleidet stürzte alles nach oben. Das dichtgereffte Großmarssegel soll gesetzt werden. Die Segelberger entern nach oben. Kaum steht es, so wälzt sich die schäumende Wassermasse heran, die der zweite Orkanstoß vor sich her peitscht. Nach wenigen Augenblicken fällt er mit furchtbarer Kraft in das Segel; das Schiff legt sich noch weiter über als vorher, und der Mast biegt sich wie ein Rohr unter dem gewaltigen Drucke. Es springt das eine Schott des Segels; es peitscht zwei-, dreimal; dann ist es verschwunden, und nur ein paar kleine Fetzen sitzen noch an der Rahe. Es war ein Glück, daß es so kam; sonst wäre der Mast gebrochen.

Die Uhr war inzwischen fünf geworden, und der Tag begann zu grauen. Mit Besorgnis spähten die Blicke nach dem Schoner. Etwa eine halbe Meile in See wurde er entdeckt. Wenngleich sein Rumpf

bisweilen hinter den hohen Wellen gänzlich verschwand, wehrte sich das kleine Fahrzeug offenbar tapfer gegen das furchtbare Wetter. Dichter Regen, der jetzt vom Himmel zu gießen begann, entzog ihn dem Auge. Wilder und wilder raste der Sturm; höher und höher türmten sich die Wogen; die Luft war undurchsichtig und mit Wasserdampf gefüllt. Oben in den Lüften hörte man ein unheimliches Tosen, als ob ferner Donner rollte; aus den schwarzen Wolkenmassen sprühten nicht mehr einzelne Blitze, sondern ganze Strahlenbündel. Das Schiff ächzte in allen seinen Teilen, als fühle es die schreckliche Not des Augenblicks und fürchte, in dem Kampfe mit der entfesselten Naturgewalt zu unterliegen.

Und doch stand das Schlimmste noch bevor. Das immer schneller fallende Barometer und der feststehende Wind kündeten das baldige Anrücken des vernichtenden Zentrums des Wirbelsturmes. Stumm sahen sich Offiziere und Mannschaft an. An Kommandos war nicht mehr zu denken; das Heulen des Sturmes, das Brausen der See hätten jedes Wort ungehört verschlungen. Aber es wäre auch sonst nutzlos gewesen; bei solchem Wetter ist der Menschenmacht eine Schranke gesetzt; sie vergeht vor der Gewalt der Elemente und kann nur Gott ihr Geschick anheimstellen.

War es möglich, daß der Sturm noch heftiger toben konnte, und wenn dies der Fall, konnte das Schiff einem solchen Winde widerstehen? Es war nicht denkbar, und dennoch steigerte sich die Wut des Taifun zu immer größerer Höhe. Die Korvette lag mit der Leeverschanzung zu Wasser; zwei ihrer Boote wurden fortgerissen; Sturzseen brachen über das Verdeck. Die Mannschaften hatten sich nach hinten geflüchtet und sich mit Tauen festgebunden. Der Regen ließ nach; aber der vom Winde gepeitschte Wasserdampf hüllte das Schiff in einen so dichten Nebel, daß man nicht zwanzig Schritt weit sehen konnte. Dazu das Brüllen des Orkans, das Brausen der See, das unheimliche Tosen in der Luft, die flammenden Blitze; da mochte sich auch dem Mutigsten der Gedanke aufdrängen, die letzte Stunde sei gekommen.

Da auf einmal, als die furchtbarsten Kräfte der Natur entfesselt schienen, wurde es still, nicht in der strengsten Bedeutung des Wortes, aber im Verhältnis zu wenigen Minuten vorher. Doch die Stille war grausenerregend; jeder wußte, daß der Mittelpunkt des Taifun jetzt über das Schiff fortging und er nach kurzer Pause mit derselben Kraft von neuem losbrechen würde. Auch gab die Stille dem Schiffe keine Erleichterung, sondern gefährdete es fast noch mehr als der Sturm. Seine gegen die Masten wirkende Kraft hatte es nach einer Seite überliegend gehalten; jetzt fehlte dieser Druck, und die von allen

Seiten zu steilen Bergen sich aufbäumende See warf das hilflose Schiff in erschreckender Weise umher.

Fast zehn Minuten währte dieser entsetzliche Zustand; dann tobte der Orkan wieder in aller Wut. Gleichzeitig zog sich der Wind auf Ost, ein Zeichen, daß das Zentrum seine Lage gegen das Schiff verändert hatte. Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete der Besatzung: das Schwerste war überstanden. Das Steigen des mit ängstlich harrenden Blicken beobachteten Barometers bestätigte dies. Wie ein Lauffeuer pflanzte sich die frohe Kunde von Mund zu Mund: „Das Barometer steigt!" und der alte Mut kehrte in die Herzen zurück. Doch plötzlich wurde alle Hoffnung wieder vernichtet; unter der Gewalt des Sturmes bog sich der Großmast gefährlich nach Lee; noch ein paar Zoll, dann verlor er seinen Halt, riß die andern mit sich, und das Schiff wäre dann als Wrack verloren gewesen. Deshalb mußte es unverzüglich mit der andern Seite gegen den Wind gelegt werden. Jeder sah die drohende Gefahr und versuchte mit Einsatz seines Lebens zu helfen. Segel wären zu Atomen zerfetzt worden; deshalb wurden die Matrosen hinaufbeordert, um durch ihre Körper eine Fläche für den Druck des Windes auf das Vorderschiff zu bilden und es auf diese Weise herumzubringen. Vergebens! Den Leuten wehten die Kleider vom Leibe; aber das Schiff blieb wie angemauert in seiner Lage. Sollte die Maschine helfen können? Die zurückgeschobenen Feuer wurden aufgefrischt, und der schwarze Kohlendampf mischte sich mit den schwarzen Wolken des Himmels. „Das Schiff fällt!" rief es plötzlich aus aller Munde, und Freude strahlte auf den Gesichtern. Ja, es fiel wirklich ab; sein Kopf drehte sich allmählich leewärts. Der Maschinist hatte Öl und Terpentin auf die Flammen gießen lassen, um sie anzufachen; bald war die Schraube in Bewegung; die Korvette bekam etwas Fahrt und gehorchte dem Ruder.

Eine Zentnerlast fiel jedem vom Herzen, als das Schiff glücklich und ohne bei dem gefährlichen Manöver schwere Sturzseen überzunehmen, über den andern Bug gelegt war. Man fühlte sich gerettet. Das Barometer stieg, und der Wind nahm ab. Der Wasserdampf war weniger dicht; die starre, schwarze Wolkenwand zerriß; der Gesichtskreis erweiterte sich, und die See lief nicht mehr so hoch.

Die eigene Gefahr war vergessen; aller Augen waren auf den Horizont gerichtet, um den Schoner zu suchen. Um fünf Uhr hatte man ihn zuletzt gesehen, jetzt war es zehn. Jeder strengte die Augen an, um seine Mastspitzen zu entdecken. Es war vergebens; der Taifun hatte sein Opfer gefordert. Vier Offiziere, ein Verwalter und fünfzig Matrosen waren mit ihm versunken.

Gegen Mittag war das Unwetter vorüber; der Himmel lachte blau auf die sich beruhigende See nieder; die Mannschaft war beschäftigt, die Zerstörungen des schrecklichen Morgens auszubessern, und abends steuerte die Arkona unter schwellenden Segeln ihrem Ziele zu.

---

# VI. Aus der Naturkunde.

## 61. Die Geschichte eines Affen.

Heinrich Seidel, Gesammelte Schriften.

Ein Wagenfabrikant in der Stadt besaß einen Affen, welchen sein Sohn, ein Seemann, mitgebracht hatte. Dieser Affe wurde sehr oft verschenkt; er kam aber immer wieder, weil die Besitzer bald seiner müde wurden und ihn zurückbrachten. Auf den Besitz dieses Affen hatte mein Bruder Hermann schon lange seine Wünsche gerichtet, und als er eines Tages hörte, daß das Tier wieder einmal zu Hause sei, ging er zu dem Wagenfabrikanten und trug ihm sein Anliegen vor. „Sei känen em girn krigen, Herr Seidel," sagte dieser. „Un wenn Sei em nich mihr hebben willen, denn schicken S' em man na minen Swigersähn, Herrn Afkat Wulf; de hett seggt, hei wull em nehmen."

Der Affe wurde in der Tür des stets geöffneten Torfstalles angekettet und erhielt eine alte wollene Decke, in welche er sich des Nachts einwickelte. Meinen Bruder liebte er alsbald zärtlich, allein mit den übrigen Bewohnern des Hauses hat er sich nie befreundet. Obgleich er nur kurze Zeit sich bei uns aufhielt, sind seine Taten doch unzählige. Meine Mutter war eines Tages auf dem Hofe beschäftigt, Hauben, gestickte Tücher und ähnliches zartes Waschwerk selber zum Trocknen an die Leine zu hängen, und als sie nun nach der getanen Arbeit sich umsah, um sich wohlgefällig des vollendeten Werkes zu erfreuen, da war die Leine leer, denn der Affe, in dessen Bereich diese Wäsche aufgehängt wurde, hatte alle Stücke hinter ihrem Rücken leise heruntergezupft und nebeneinander säuberlich in dem schmutzigen Rinnstein wieder ausgebreitet.

Ganz besonders haßte das Tier unser Mädchen, welches seinerseits eine große Furcht vor ihm hatte. Er suchte es fortwährend durch grinsendes Fletschen der Zähne und durch plötzliche Angriffe aus dem Hinterhalt zu ängstigen, so daß es nur mit Furcht und

Zittern in den Stall ging, um Torf zu holen. Einmal hatte er es dermaßen bei dieser Gelegenheit ins Bein gebissen, daß es nicht mehr dazu bewogen werden konnte, diesen Stall zu betreten. Der Affe wurde infolgedessen eine Treppe höher in der Bodenluke angekettet, wo er von nun ab sein Wesen trieb und die Menschheit von oben verachtete.

Eines Tages hörte mein Bruder ein erbärmliches Hilfegeschrei auf dem Hofe, und als er hinabeilte, fand er unser Mädchen in einer traurig-komischen Lage. Es hatte unter der Bodenluke Wäsche aufgehängt, ahnungslos und keines Überfalles gewärtig. Der Affe hatte es anfangs von oben beobachtet; dann war er leise an seiner Kette hinabgeklettert, die mit einem Riemen um den Unterleib befestigt war, hatte sich daran hinabhängen lassen, und vermöge seiner Fähigkeit, wenn es eine Bosheit galt, sich regenwurmartig zu verlängern, war es ihm geglückt, das spärliche Haargeflecht des Mädchens zu ergreifen, und nun war er beschäftigt, mit einem Ausdruck teuflischer Befriedigung das arme wehrlose Geschöpf zu zausen und zu zerren, bis endlich mein Bruder Erlösung brachte.

Eine besondere Fertigkeit besaß er darin, sich seiner Kette trotz aller Vorsichtsmaßregeln zu entledigen, um seine Freiheit dann zur Ausübung der wildesten und verwerflichsten Taten zu mißbrauchen. Er wurde weit von unserer Wohnung in fremden Betten vorgefunden, aus welchen er, als man sich ihm näherte, entfloh; er stieg in alle Fenster ein, welche er offen fand, und stiftete unsägliches Unheil; er verdarb die Jugend, ärgerte das Alter und verursachte Aufruhr und Rebellion. Endlich, nachdem er durch seinen Unfug einen ganzen friedlichen Stadtteil in Empörung versetzt, einen Straßenauflauf hervorgerufen und die löblichen Organe der Sicherheitsbehörden von den Dächern herab verhöhnt hatte, erhielt meine Mutter ein Schreiben von der Polizei, durch welches sie „wegen unbefugten Umherlaufenlassens wilder Tiere" in zwei Taler Strafe genommen wurde. Dies gab dem Affen den Rest, und mein Bruder erhielt strengen Befehl, das Tier augenblicklich abzuschaffen. Er erinnerte sich der letzten Worte des Wagenfabrikanten und beauftragte einen Dienstmann, den Affen mit einer Empfehlung von ihm bei dem Advokaten Wulf abzuliefern. „Ne, ik fat em nich an," sagte dieser, „hei bitt." Der Affe wurde in einen Sack gesteckt und sollte nun dem Dienstmann übergeben werden. „Ne," hieß es wieder, „so fat ik em noch nich an; hei bitt." Der Dienstmann mußte eine Karre holen, und nun fuhr er den Affen, der in seinem Sack die wahnsinnigsten Sprünge vollführte, davon. Auf dem Hofe des Advokaten stülpte er die Karre um und sagte: „'ne Empfehlung von Herr Seidel, un hier wir de Ap!"

Herr Wulf, der ebenfalls ein Tierfreund war und sich viele Hühner und zwei prachtvolle Pfauen hielt, beging die Unvorsichtigkeit, den Affen auf der Mauer seines Hofes anzuketten, welche seinen Pfauen zum Lieblingssitz diente. Eine Stunde später hatte er diese beiden prachtvollen Tiere des herrlichen Zierats ihrer Schweife bis auf die letzte Feder beraubt. Das Maß war voll. Der Affe wurde in einen vergitterten Käfig gesperrt und nach Dömitz geschickt, woselbst ein Liebhaber sich ebenfalls zu ihm gemeldet hatte. Dömitz ist die einzige Festung des Landes, und so darf man wohl annehmen, daß er zur Strafe für seine unzähligen Schandtaten sein verbrecherisches Leben auf der Festung beschlossen hat; denn seitdem hat man niemals wieder von ihm gehört, und seine Spur ist verloren gegangen.

## 62. Nur eine Stubenfliege.

Karl Kraepelin.

Es hat für unser Denken nicht gerade etwas Wunderbares, daß ein Tier, statt mit zwei oder vier Beinen, auch mit sechs Beinen zu marschieren versteht. Es geht das ja augenscheinlich ganz regelrecht und mechanisch vonstatten, wie ich mich an der Fliege überzeuge, die hier soeben auf der Fensterbank einherstolziert kommt. Doch sie hat mich bemerkt, sie schwenkt ab und sitzt nun an der Fensterscheibe, deren senkrecht steile Wand von anderthalb Meter Höhe sie in Zeit von kaum einer Minute erklimmt, um dann in kurzem Bogen abzufliegen und um — kaum traue ich meinen Augen — mit den Füßen nach oben an der Zimmerdecke ihre Wanderung fortzusetzen. Ja, ist denn so etwas erhört? Lassen sich die Kletterkünste eines Turners oder selbst des geschicktesten Affen mit solchen Leistungen auch nur in Vergleich stellen? Die anderthalb Meter hohe Fensterscheibe bedeutet für die 7 Millimeter lange Stubenfliege dasselbe, wie für einen Mann von mittlerer Größe eine 350 Meter hohe, spiegelglatte Felswand, an welcher derselbe in einer Minute, das heißt mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes, hinaufrasen sollte. Und nun gar erst das hübsche Kunststück, mit den Beinen nach oben spazieren zu gehen! Das verstößt gegen die Gesetze der Schwerkraft und sollte uns billig verwundern, wenn wir uns nicht längst gewöhnt hätten, über die alltäglichen Erscheinungen in der Natur mit vollkommener Gedankenlosigkeit hinwegzusehen. Anders der Forscher. Mit großer Gründlichkeit ist jene Frage nach der wundersamen Kletterfähigkeit der Fliege nach den verschiedensten Richtungen erörtert worden. Der Luftdruck ist es, so sagten die einen, welcher die mit Saugnäpfen besetzten Sohlen der Fliege

festheftet an der senkrechten Glasscheibe oder an der Zimmerdecke. Aber die anderen kamen und wiesen nach, daß auch unter der Luftpumpe, also im luftleeren Raume, die Fliege munter weiter klettert; das Mikroskop ließ keine Saugnäpfe entdecken, wohl aber unzählige winzige Härchen an den Fußsohlen, deren jedes ein feinstes Tröpfchen einer klebrigen Flüssigkeit ausscheidet, wenn die Fliege dahinschreitet. So wissen wir denn jetzt, daß unsere Künstlerin auf ihrer gefahrvollen Wanderung gleich dem Alpenjäger in Schillers „Tell" gewissermaßen „sich anleimt mit dem eigenen Blut", und zwar mit solchem Erfolge, daß bei vorsichtiger Anstellung des Versuchs selbst ein einziges der sechs Beine genügt, die Hängende am Glase festzuhalten.

Aber unsere verehrte Stubengenossin ist nicht bloß unübertroffen in dem Gebrauche ihrer Gehwerkzeuge; sie ist auch Meisterin in jener so schweren Kunst, die seit den ältesten Zeiten das Sehnsuchtsziel der Menschheit gewesen, in der Kunst des Fliegens. Während die Mehrzahl der Insekten mit vier Flügeln versehen ist, besitzt unsere Fliege deren nur zwei, die Hinterflügel scheinen völlig zu fehlen. Sehen wir aber genauer hin, so entdecken wir an deren Stelle, unter einem Schüppchen verborgen, jederseits ein kleines, trommelstockartiges Gebilde, das sogenannte Schwingkölbchen, welches fast sämtlichen 40 000 bisher beschriebenen Fliegenarten in gleicher Weise zukommt und daher wohl ein Organ von hervorragender Bedeutung sein muß. Neuere Untersuchungen haben dargetan, daß jene Schwinger in erster Linie ganz unzweifelhaft das Flugvermögen der Fliegen beeinflussen, daß sie die Steuerung darstellen, durch welche allein die Fliege zu ihren mannigfaltigen Wendungen in der Richtung des Fluges befähigt wird. Wie diese Resultate gewonnen wurden? Nun, man entfernte einfach die Schwingkölbchen oder Teile derselben und beobachtete dann, in welcher Weise das Benehmen der Fliege sich änderte. Die Kraftleistung, welche die Fliege in ihrer Flugtätigkeit entfaltet, ist gewiß eine außerordentliche. Wissen wir doch, daß kleinere Tiere und namentlich Insekten im Vergleich zu ihrer Größe eine Kraftfülle besitzen, die unsere eigene und die der gewaltigsten Raubtiere verhältnismäßig um das Vielfache überschreitet. Aber unsere Schätzungen über die Ausdauer und die Schnelligkeit des Fluges können nur annähernde sein, solange es nicht gelingt, unsere Fliegen zu zähmen und sie gleich den Brieftauben von einem Schlage geradeswegs zu dem einer andern, entfernten Stadt zu locken. Nur die Zahl ihrer Flügelschläge in einer Sekunde ist uns genauer bekannt. Der summende Ton, den die Fliege im Fluge ertönen läßt, beruht, wie sich leicht durch Experi-

mente feststellen läßt, auf den Schwingungen der Flügel. Bestimmen wir nun diesen Ton mit Hilfe der Stimmgabel — es ist das eingestrichene f oder g — und entnehmen wir aus unserm Physikbuche, welche Schwingungszahl einen solchen Ton hervorbringt, so ist damit unmittelbar die Zahl der Flügelschläge gefunden; sie beträgt 330 bis 352 in einer Sekunde. Übrigens besitzt die Fliege außer jenem Brummton auch noch eine eigentliche Stimme, die aber etwas höher liegt. Aus der Kehle kommt diese Stimme nicht, sondern aus dem Mittelstück des Körpers, so daß wir von unserer Freundin so recht eigentlich behaupten können, daß sie „aus voller Brust" ihren Sang ertönen lasse.

Vieles und Hübsches ließe sich über die Kunst des Essens bei der Fliege sagen und über jenen sonderbaren, am Ende mit zwei wulstigen Polstern verzierten Rüssel, mit dem sie ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegt. Beobachten wir doch, daß mit diesem Rohr, das ausschließlich zum Aufsaugen von Flüssigkeiten geeignet erscheint, auch feste Stoffe, z. B. die Zuckerkrümchen des Kaffeetisches, attackiert und vor unseren Augen zum Verschwinden gebracht werden. Der wißbegierige Leser braucht nicht lange zu forschen, wenn er das Rätsel zu lösen wünscht. Er braucht nur die Unterfläche der tupfenden Lippenpolster genauer in Augenschein zu nehmen, und er wird sie über und über mit einer die Stoffe auflösenden Flüssigkeit, mit Speichel, benetzt finden. Zuckerwasser also fabriziert sich die Fliege bei ihrer Tupfarbeit, welches sie dann mühelos einschlürfen kann. Daß aber der Speichel über die ganze Lippenfläche sich gleichmäßig verbreitet und daß er nicht umgekehrt von einem größeren Zuckerstücke ein- und aufgesogen werde, dafür existiert auf jener Polsterfläche ein so zierliches System von zackig längsgeschlitzten Röhren, daß ich dem Leser wohl den Anblick dieses reizenden Bildes unter dem Mikroskope vergönnen möchte. Wenn übrigens böswillige Zungen behaupten, daß unsere Stubenfliege auch stechen könne, so ist das eitel Verleumdung; sie ist vollkommen unschuldig an den Taten einiger ihrer näheren Verwandten.

Doch wie sollte die Fliege ihre Nahrung finden, ja, überhaupt in dieser Welt der Gefahren und Kümmernisse bestehen können, wenn sie nicht gleich uns ausgerüstet wäre mit Organen zum Sehen und Hören, zum Riechen, Schmecken und Fühlen? Sie müssen vorhanden sein, diese Organe; aber wo sind sie zu suchen, und welches sind ihre Leistungen? Die beiden großen Augen am Kopfe sind freilich nicht schwer zu entdecken. Allein ihr innerer Bau weicht so himmelweit von dem unserer eigenen Augen ab, daß man sich billig fragen muß, ob denn die Fliege auch nur in annähernd der gleichen Art zu sehen

vermag, wie der Mensch. Was wir bei flüchtiger Betrachtung für ein Einzelauge gehalten, erweist sich unter dem Mikroskop als aus 4900 winzig kleinen Äuglein zusammengesetzt, so daß sich uns unwillkürlich die drollige Vermutung aufdrängt, ein und derselbe Gegenstand werde von der Fliege nicht weniger denn 9800 mal wahrgenommen. Ob dem wirklich so ist, das können wir um so eher unerörtert lassen, als auch die Gelehrten trotz aller aufgewandten Mühe über diesen Punkt noch nicht völlig im reinen sind. Wohl aber können wir weiter fragen: Wie steht es denn nun mit der Leistungsfähigkeit des Fliegenauges? Ist es kurzsichtig oder weitsichtig, oder läßt es sich auf nahe und weite Entfernungen verschieden einstellen? Erkennt es die Formen der Gegenstände mit gleicher Deutlichkeit wie wir? Kann es nach oben und unten, nach rechts und links und zugleich auch nach rückwärts sehen? Vermag es auch Farben zu unterscheiden? Solche und ähnliche Fragen können durch sorgfältige Beobachtung und reiflich erwogene Experimente recht wohl entschieden werden und sind zum Teil schon entschieden. Will auch der freundliche Leser seinen Scharfsinn an ihnen erproben, so mag er nicht übersehen, daß die Fliege neben ihren zwei großen Augen außerdem noch zwei ganz kleine vorn auf der Stirn trägt, die er vor seinen Versuchen überpinseln muß. Dieselben sind nach Art einer Lupe konstruiert und finden wahrscheinlich zur genaueren Betrachtung ganz naher Gegenstände Verwendung.

Als Gehörorgan hat man lange Zeit die beiden Fühlhörner am Kopfe der Fliege betrachtet, einfach weil man meinte, daß sie doch noch am meisten Ähnlichkeit mit den Ohren der Menschen hätten. Jetzt ist durch eingehende Untersuchungen wenigstens so viel erwiesen, daß in denselben nicht die Hör-, wohl aber die Riechorgane der Fliege stecken. Die Ohren haben wir vielleicht in den Wurzeln der Flügel zu suchen, während die Geschmacksorgane in zierlichen Reihen auf der Fläche der Rüsselpolster zu finden sind. Ob aber die Empfindungen der Fliege beim Hören, Riechen und Schmecken in jeder Hinsicht den unsrigen entsprechen, das zu ergründen, liegt, so müssen wir fürchten, wohl für immer außerhalb des Bereichs der menschlichen Forschung.

Nur eine Stubenfliege! Ich denke, der Fragen und Rätsel sind es genug, die sie uns aufgibt.

## 63. Der Bienenstaat.

Nach O. Schmeil.

Die Honigbiene ist schon seit undenklichen Zeiten ein Haustier und hat sich über den größten Teil der Erde verbreitet. Ihr Pfleger

ist der Imker[1]) oder Bienenvater, der dem Bienenvolk zunächst die Wohnungen bereitet, die Bienenstöcke. Diese bestehen meist aus Kasten oder Körben, die aus Brettern gezimmert oder aus Stroh geflochten sind. Eine kleine Öffnung darin, das Flugloch, ist die Tür, durch welche die Bienen verkehren; durch sie geht auch der Wechsel von reiner und verbrauchter Luft vor sich. Davor befindet sich meistens ein kleines Brett, das den Tierchen den Abflug und Anflug erleichtert.

Als Lohn für seine Mühe entnimmt der Imker dem Stocke einen Teil des Honigs, den seine fleißigen Lieblinge in ihre Bauwerke eintragen.

Ein Bienenstock wird von etwa zehn- bis fünfzehntausend Bienen bewohnt, teils Männchen, teils Weibchen. Die Männchen oder Drohnen sind an Zahl viel geringer als die Weibchen, sie treten nur im Frühjahr auf, sind größer als die Weibchen und auch sonst an den großen Augen und dem dickeren Hinterleibe leicht kenntlich. Unter den Weibchen macht sich ein sehr wichtiger Unterschied bemerkbar: nur ein einziges in jedem Stocke ist imstande Eier zu legen, alle anderen bleiben stets unfruchtbar. Jenes fortpflanzungsfähige Weibchen übertrifft die anderen an Größe, im Vergleich zu den etwa gleichgroßen Drohnen hat es einen schlankeren Hinterleib. Dies eine Weibchen ist also die Mutter des ganzen Nachwuchses in einem Bienenstock, somit das wichtigste Tier unter Tausenden und mit Recht Königin oder Weisel benannt. Die kleineren und unfruchtbaren Weibchen heißen Arbeiterinnen, weil sie alle zum Bestande des Stockes nötigen Arbeiten verrichten.

Beobachten wir ein Jahr hindurch einen Stock von seiner Gründung an, so lernen wir diese Arbeiten wie überhaupt den Bienenstaat näher kennen.

Es ist ein warmer Junitag, heller Sonnenschein lagert über der Erde. Im alten Stocke haben sich die Bienen stark vermehrt. Erregt laufen sie durcheinander, hängen in einem großen Klumpen am Flugbrett, stechen mehr als sonst, und im Stock saust's und braust's. Das alles deutet auf etwas Besonderes hin! Eine Königin wird bald ihre Wiege im Stocke verlassen, wie das ab und zu vernehmbare „Tüht, Tüht" anzeigt. Zwei Königinnen können nun aber doch einmal im Stocke nicht zusammenleben, es gibt also entweder einen Kampf auf Leben und Tod, oder die ältere räumt das Feld. Dies geschieht; siehe da! in wilder Hast dringen mehrere tausend Bienen aus dem Flugloche hervor, die alte Königin mitten unter ihnen. Der

---

[1]) So genannt, weil die Bienen auch Immen heißen.

Imker sagt: „die Bienen schwärmen“. Einige Minuten schwankt der Schwarm in der Luft hin und her, dann läßt er sich auf einen Ast nieder, er bildet dabei, indem eine Biene sich an die andere klammert, eine große herabhängende Traube. Schnell kommt der Imker herbei und fegt alle Bienen in einen leeren Stock, der fortan die Wohnung des jungen Volkes bilden soll. Werden im Laufe des Jahres noch mehr Königinnen geboren, so werden sie entweder totgestochen, oder sie verlassen ebenfalls in immer schwächeren Nachschwärmen die alte Wohnung.

Die junge Königin verläßt ihren Stock während ihres einige Jahre langen Lebens nur einmal auf längere Zeit, nämlich zum Hochzeitsflug mit den zugleich ausfliegenden Drohnen. Ist die Schwärmzeit vorüber, so werden die im Frühjahr geborenen Drohnen von den Arbeitsbienen getötet, der Imker nennt dies die Drohnenschlacht.

Kaum ist das neue Heim bezogen, so beginnt auch schon die Arbeit. Die Arbeiterinnen holen von Bäumen Harz herbei und verkleben damit alle Ritzen und Lücken der Wohnung, um Nässe und Kälte fernzuhalten. An der Unterseite des Hinterleibs der Arbeiterinnen zeigt sich Wachs in der Form kleiner Blättchen, daraus werden zunächst die Waben gefertigt. Diese hängen senkrecht vom Stocke herab und bestehen aus zwei Lagen von Zellen, die wagrecht nach vorn und hinten gerichtet sind. Alle Zellen sind gleich groß und weit, und zwar so, daß die Königin hineinschlüpfen kann. Hinter der ersten Wabe werden noch andere gebaut, bis der Stock nach und nach ganz ausgebaut ist. Sind die ersten Waben fertig, so beginnt auch die Königin ihre Tätigkeit. Sie bewegt sich von Zelle zu Zelle und legt auf deren Grund je ein Ei. Und das muß sie fleißig betreiben, denn in der Hauptarbeitszeit, im Sommer, erreichen die Arbeiterinnen ein Alter von nur etwa 6 Wochen. Im Verlauf ihres Lebens legt eine Königin gegen eine Million Eier. Dem Ei entschlüpft schon nach wenigen Tagen eine augenlose Larve; da sie keine Füße hat, kann sie nicht selbst Nahrung suchen, sondern ist darauf angewiesen, von den Arbeiterinnen ernährt zu werden. Und dies geschieht so reichlich, daß die Larve nach einigen Tagen schon fast die ganze Zelle ausfüllt. Nunmehr verschließen die Arbeiterinnen die Zelle mit Wachs, die Larve umspinnt sich mit einem dünnen Seidengewebe und wird zur Puppe.

Hat sich aus der Puppe das Insekt entwickelt — es dauert 16 bis 24 Tage — so durchstößt die junge Biene den Wachsverschluß und mischt sich unter die Schar der Arbeiterinnen. In deren Mitte verrichtet sie zuerst nur „häusliche Arbeiten“ — sie hält vor allem die

Wohnung rein —, später aber fliegt sie mit hinaus zu den Blumen, um Nahrung zu holen für sich, die Brut, die im Stocke beschäftigten Arbeiterinnen, sowie für die Königin und für die Drohnen, die etwa vorhanden sind. Zugleich speichern sie Nahrung für den Winter auf, wo sie schon der Kälte wegen nicht ausfliegen und ohnedies draußen vergeblich Nahrung suchen würden.

Und sie treffen beim Sammeln der Vorräte meistens das richtige Maß; denn wenn der Proviant aufgezehrt ist, dann ist auch der Frühling wieder da, der die Bienlein wieder zur reichbesetzten Tafel ladet. So sind die Bauwerke der Bienen nicht nur Kinderwiegen, sondern auch Vorratskammern für die Zeiten der Not.

Und der ganze Verlauf eines Jahres zeigt, daß in einem Bienenstocke die Arbeit an die einzelnen Glieder des Bienenstaats sorgfältig verteilt ist, daß ferner kein Glied für sich allein bestehen kann, sondern nur in der Gesamtheit. Ein Bienenstock stellt also ein wohlgeordnetes Gemeinwesen dar, das man mit Recht einen Staat nennen kann, und seine Glieder ein rühriges Volk, ein Vorbild des Fleißes für die Menschen und jede menschliche Gemeinschaft.

## 64. Von des Regenwurms ehrbarem Lebenswandel.

E. Budde, Naturwissenschaftliche Plaudereien.

Wenn man des Morgens nach einer feuchtwarmen Nacht in den Garten tritt und etwa eine lehmige Wegstelle ansieht, so wird man auf ihr meist einige kleine Erdhäufchen wahrnehmen, die bis $1^1/_2$ cm hoch und wurstartig gewunden sind. Hebt man eines davon auf, so findet man unter ihm ein in die Erde führendes Loch von Federkieldicke. Auf bewachsenen Landflächen findet man ähnliche Löcher, zum Teil mit ähnlicher Bedeckung; häufiger aber ragt aus dem Loch eine kleine Sammlung von abgefallenen und angefaulten Pflanzenteilen hervor, Grashälmchen, Blätter, selbst kleine Zweige. Die Blätter sind zusammengerollt und stecken fast regelmäßig mit der Spitze im Boden. In jenen Löchern wohnt der Regenwurm, ein Biedermann, wenn auch nicht mit glänzenden Saloneigenschaften ausgerüstet; die Pflanzenteilchen sind seine Futtervorräte, welche er sich des Nachts betriebsam nach Hause holt. Zu dem Ende steigt er aus seinem Loch, aber nicht ganz, sondern nur mit dem vorderen Körperteil. Das Schwanzende bleibt im Loch stecken und dient als feste Achse; um diese sich drehend, sucht er den Boden im Kreise ab und zieht an sich, was er genießbar findet. Seine Nahrungsmittel sind, wie oben gesagt, sehr bescheiden, hauptsächlich abgefallene Blattteile, und selbst die sind ihm in frischem Zustande noch zu hart; aber in der feuchten Atmosphäre der kleinen Höhle werden sie rasch faulig

und weich, und dann nagt er sie behaglich ab. Die Ernte einer Nacht dient ihm für mehrere Tage; er zieht sie nur tiefer in seine Wohnung hinab.

Der Regenwurm bohrt sich, wie man täglich sehen kann, mit merkwürdiger Leichtigkeit in der Erde fort. Streicht man einigemal mit dem Finger an ihm vorbei, so fühlt man bald, was ihm diese Fähigkeit gibt. Er ist, besonders auf der Bauchseite, mit sehr kleinen, aber steifen Rauhigkeiten besetzt, die alle nach hinten gerichtet sind; vom Kopf nach dem Schwanz gestrichen, fühlt er sich ganz glatt an, vom Schwanz nach dem Kopf rauh wie eine feine Feile. Will er nun vorwärts kriechen, so zieht er sich erst zusammen und streckt sich dann lang aus. Das könnte auf zweierlei Weise geschehen: 1. Das Kopfende bewegt sich nach vorn, 2. das Schwanzende geht nach hinten. Das letztere lassen aber die Rauhigkeiten nicht zu; sie geben also dem Schwanzende einen festen Stützpunkt, und von diesem aus drückt der Regenwurm seinen zugespitzten Kopf leicht und glatt in die Erde ein.

Wie die von ihm gefertigten Wurmröhren beschaffen sind, das läßt sich in bröckliger Ackererde schwer erkennen. Im Sande gehen sie 1—2 m senkrecht abwärts und endigen dort blind, zum Teil mit, zum Teil ohne horizontale Umbiegung. Am Ende sitzt der Wurm, mit dem Kopf aufwärts; rings um ihn sind die Wände mit kleinen Steinen tapeziert. An der Röhrenwand findet man kleine schwärzliche Hervorragungen; diese sind die letzten Überbleibsel seiner Verdauung. In einem halb landwirtschaftlichen Artikel, wie dieser ist, darf man wohl von Dünger reden; wir wollen die schwarzen Massen den Humus des Wurmes nennen; denn wie Humus, wie fette, schwärzliche Ackererde sehen sie allerdings aus und sind fruchtbar wie diese. Alte, verlassene Wurmröhren sind damit ziemlich regelmäßig tapeziert oder angefüllt. Bei Versuchen eines Forschers wurden Würmer in ein Glasgefäß von $1/2$ m Durchmesser gesetzt, welches bis $1/2$ m mit Sand gefüllt und darüber mit einer Schicht abgefallener Blätter bedeckt war. Die Würmer machten sich schnell ans Werk; nach $1 1/2$ Monaten waren viele Blätter bis 8 cm tief in den Sand hineingezogen; an der Oberfläche lag eine Humusschicht von 1 cm Höhe, und im Sande waren zahlreiche Wurmröhren, teils frisch, teils mit einem inneren Humusüberzug von 3 mm Dicke bekleidet, teils ganz mit Humus gefüllt.

Wenn nun Pflanzen auf einem von Würmern durchzogenen Boden wachsen, so finden sich in den etwas älteren Röhren Wurzeln derselben, üppig entwickelt, bis zum Ende der Röhre kriechend, mit zahlreichen Saughaaren, welche den Humus der Wände aufsaugen.

In der Tat müssen solche Röhren dem Wachstum der Wurzeln äußerst günstig sein; sie finden daselbst Raum in der Richtung senkrecht abwärts, Feuchtigkeit und Nahrung. Es scheint sogar, daß die meisten Wurzeln, namentlich die dünnen, biegsamen Saugwurzeln, nur da in den Untergrund hinabdringen können, wo die Würmer ihnen den Pfad vorgezeichnet haben.

Um von der Massenhaftigkeit der Wurmtätigkeit eine Vorstellung zu bekommen, hat jener Naturforscher die Wurmlöcher in einem Garten überschlagsweise gezählt. Er fand auf den Hektar etwa 133 000 Würmer, die zusammen das ansehnliche Gewicht von 400 kg haben und in 24 Stunden etwa 66 kg Humus erzeugen.

Im ganzen also besteht die Tätigkeit des Regenwurms darin, daß er die Verwandlung der pflanzlichen Abfallstoffe in Dünger beschleunigt, den Untergrund auflockert, den Wurzeln Wege in diesem eröffnet und sie zugleich auf diesen Wegen mit Nahrung versorgt. Sogar was er selbst den Pflanzenresten an Nahrung für sein Dasein entnimmt, das liefert er getreulich wieder ab; während des Lebens atmet er es als Kohlensäure aus und setzt es als Schleim ab — beides Dinge, welche die Pflanzen zu ihrem Wachstum verwerten —, nach seinem Tode dient sein verwesender Körper selbst als Dünger. Daß er Wurzeln anfresse, ist reine Verleumdung; nie findet man Reste frischer Wurzeln in seinem Magen; der Arme müßte verhungern, wenn er vor so hartes Futter gestellt würde.

Nun die Lehre: Bis vor dreißig Jahren schlug man die Maulwürfe und Regenwürmer tot, weil sie Feinde des Landmannes seien. Dann lernte man die Maulwürfe schonen, weil sie die Würmer fressen. Jetzt zeigt sich, daß der Wurm eine brave Kreatur ist, welche in bescheidener Verborgenheit stille Dienste leistet, die kein anderer ersetzen kann. Der Landmann soll ihn also als einen seiner besten Freunde betrachten. Aber schwierig ist die andere Frage: Soll man die Maulwürfe nun wieder totschlagen oder nicht? Ich denke im allgemeinen: nein, wenigstens nicht, wo es viele Engerlinge und ähnliches Ungeziefer gibt; denn gegen diese ist der Maulwurf unersetzbar, und wenn er auch Regenwürmer wegfrißt, so werden sie sich durch Fortpflanzung schon selbst helfen.

## 65. Haustiere und Sklaven der Ameisen.

Aus Houssay, Tiere als Arbeiter.

Die meisten Ameisenarten züchten Tiere verschiedener Art, um von gewissen ihrer Abscheidungsstoffe Nutzen zu ziehen, genau so, wie der Mensch die Milch einer Kuh, eines Schafes oder einer Ziege

verwertet. Die Ameisen haben wirkliche, echte Haustiere, und zwar viele Arten, meist aber doch Kolbenkäferchen und Blattläuse. Um solche Tiere immer zur Hand zu haben, verfahren sie auf verschiedene Weise. Die einen, und das sind die am wenigsten erfahrenen, geben sich damit zufrieden, eine freilebende Blattlaus, die ihnen der Zufall in den Weg führt, in ihrem Sinn auszubeuten. Andere sperren ihr Vieh in Ställe, die sich mitten in ihren Nestern befinden, oder die sie draußen, wo sich ihre geliebten Blattläuse aufhalten, anzulegen pflegen. Es handelt sich hier um Tatsachen, die längst bekannt und gründlich beobachtet sind, und an denen nicht im geringsten mehr gezweifelt werden kann.

Den gelblichen Kolbenkäfer, ein kleines Tierchen, findet man sehr häufig in Ameisennestern. Mutter Natur hat ihn nicht gerade glänzend ausgestattet. Er ist blind, und seine Augen sind sogar völlig verschwunden. Seine Flügeldecken sind verschmolzen, und da er keine Hinterflügel hat, kann er auch nicht fliegen. Er ist ein von Haus aus zum Haustier bestimmtes Geschöpf, und seine Herrinnen behandeln ihn mit ausgesuchter Zärtlichkeit. Die gelbe Ameise hat diese Käferchen zu Haustieren gemacht, und es ist für sie in gewissem Sinne eine Wohltat, daß sie der Freiheit, mit der sie doch nichts anzufangen wüßten, beraubt sind und statt dessen ein bequemes und behagliches Heim bei den Ameisen gefunden haben. Diese Blindgeborenen werden von ihren Herrinnen in der Tat auf das beste gewartet, sie werden von ihnen mit allerlei hier und da gewonnenen süßen Säften gefüttert, die ihnen in das Maul gebrochen werden. Wenn man ein Nest jener Ameisen zerstört, so beeilen sich diese, ihre Eier und Larven in Sicherheit zu bringen, und es ist ein merkwürdiger Anblick zu sehen, wie sie mit den Kolbenkäfern in genau derselben Weise und mit demselben Eifer verfahren und sie behutsam in das Innere ihrer Baue schaffen. Es wäre übereilt, glauben zu wollen, daß die Ameisen so sehr von ihren sonstigen Lebensgewohnheiten abweichen sollten und etwa das Unrecht, das Mutter Natur an den Käferchen begangen hat, ausgleichen möchten, eine solche Barmherzigkeit würde gar nicht zu ihrem übrigen Wesen passen. Sie sorgen für die hilflosen Tierchen, weil diese ihnen gehören, weil sie ihr Eigentum sind, ein Kapital, das ihnen in Gestalt süßer, wohlschmeckender Tröpfchen reichlich Zinsen trägt.

Wie verfährt nun eine gelbe Ameise, wenn sie die Frucht ihrer Mühen, die sie ihrem kleinen Pflegling gewidmet hat, genießen will? Sie nähert sich ihm und streichelt ihn sanft mit ihren Fühlern. Der Käfer läßt sie gewähren, er scheint sich sogar über ihre Zutulichkeit zu freuen, und bald zeigt sich an dem Haarbesatz am Hinterrande

seiner Flügeldecken eine Feuchtigkeit, die der Ameise sehr gut schmeckt, und die sie gierig aufschlürft. Der Käfer wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft, von der er abhängig ist, wenn er ihnen in den Wurf kommt, in gleicher Weise gehätschelt und ausgenutzt. Aber wenn er zwei- oder dreimal gemelkt ist, so ist er auch ausgemelkt. Wenn dann eine hungrige Ameise sich an ihn wendet, findet sie sich in ihrer Erwartung auf die süße Abgabe getäuscht, aber sie benimmt sich nichtsdestoweniger als eine gute Hirtin und verrät dem ausgebeuteten Haustierchen gegenüber nicht die geringste Ungeduld oder auch nur eine Spur von Ärger, sie weiß eben, daß sie hier für diesmal zu spät gekommen ist, und sucht sich eine andere Milchkuh. Es ist ihr bekannt, daß der Käfer nach einer gewissen Zeit das wieder leisten wird, was sie von ihm erwartet, und wenn er etwa hungrig sein sollte, so füttert sie ihn sogar.

Die Blattläuse können von den Ameisen in besonderen Baulichkeiten gehalten werden. In diesem Falle schaffen die Ameisen, in der Furcht, die erwachsenen Tiere könnten ihren Aufenthalt und ihre Nahrung ändern wollen, die Eier im Herbst in ihre Nester und sorgen für sie wie für ihre eigenen. Nach und nach kriechen die Jungen aus und bilden eine Herde, die sich so leicht behandeln läßt, wie seitens der Menschen etwa im Tiergarten oder in einer Menagerie geborene Raubtiere.

Andere noch fürsorglichere Ameisen haben die Kunst erfunden, Blattläuse überhaupt in der Gefangenschaft zu halten, wobei sie dieselben ganz in ihrer gewohnten Art leben lassen, sie sogar mit ihren Leibspeisen an Lokalitäten, die ihnen genehm sind, versorgen. Es genügt dann, daß um eine Gesellschaft von Blattläusen Mauern errichtet werden, durch die sie gezwungen sind, an Ort und Stelle zu bleiben.

Die braune Ameise lebt fast einzig und allein von den süßen Ausscheidungen der großen Blattläuse auf der Rinde der Eichen und der Nußbäume. Sie baut um diese wohltätigen Insekten Hütten aus feinen Holzteilchen und mauert sie wirklich vollkommen ein, um immer über sie nach Belieben verfügen zu können.

Die Gewohnheit, Sklaven zu machen, ist in der Ameisenwelt sehr allgemein verbreitet. Die blutrote Ameise bemächtigt sich der Eier der grauen und zieht sie mit ihren eigenen groß. Wenn die Sklavinnen ausgewachsen sind, leben sie neben ihren Herrinnen und beteiligen sich an ihren Arbeiten, denn diese sind zu allen Geschäften selbst geschickt genug und können, auf sich selbst angewiesen, ganz gut ein Nest bauen und unterhalten. Wenn sie Dienerinnen haben wollen, so ist es nicht deshalb, um auf ihre Schultern alle Arbeiten

abzuladen, sondern um intelligente Gehilfinnen zu haben, die sich in ihre Absichten finden. Wenn eine Kolonie auswandert, so kann man beobachten, wie die Eignerinnen, die größer als die Dienerinnen sind, diese behutsam zwischen die Kiefer nehmen und sie auf dem ganzen Wege tragen.

Die Amazonen verfahren wieder anders. Da sie sehr geschickte Sklavenjägerinnen und für solche siegreiche Raubzüge und Razzias wie geschaffen sind, so wimmelt es in ihren Nestern von Scharen von Dienerinnen, und die Gewohnheit, sich bedienen zu lassen, ist bei dieser Form durch lange Vererbung so sehr in das Fleisch und Blut übergegangen, daß sie ein Instinkt geworden ist, der sogar den Selbsterhaltungstrieb übertrifft. Die Sklavenhalterin hat nicht nur den Geschmack an der Arbeit und den Begriff derselben vollkommen eingebüßt, sondern auch die Fähigkeit, sich selbst zu ernähren, und sie stirbt vor Hunger neben einem Gefäß mit Honig oder Zucker, wenn keine graue Ameise da ist, um ihr die Dinge ins Maul zu stopfen.

Die ganze Tätigkeit der Amazonen dreht sich nur darum, Gefangene zu machen. Sie hüten sich wohl, alte Individuen in ihre Bauten zu bringen, die sich nicht an den Verlust der Freiheit gewöhnen und es vorziehen würden, sich töten zu lassen, als für andere zu arbeiten. Die Amazonen rauben die Larven der grauen Ameise, schleppen sie in ihr Nest und überweisen sie der Pflege von Sklavinnen ihrer eigenen Art. Da sie als eigentliche Imagines erst und daher schon im Zustande der Gefangenschaft wirklich geboren werden, d. h. ihre Verwandlung vollendet haben, so haben sie keine Erinnerung mehr an und keine Vorstellung mehr von einem freien Dasein. Bei den Amazonen nehmen die Sklavinnen alle Arbeiten auf sich: sie mauern, sie besorgen die Larven ihrer Herrinnen und zugleich auch die ihrer späteren Mitsklavinnen. Sie haben auch mit der Bedienung der erwachsenen Amazonen ihre liebe Not und Plage; sie müssen ihnen ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrot besorgen, sie haben Schmutz, der sich zwischen den Haaren ihrer Gebieterinnen angesetzt hat, zu entfernen, sie müssen sie auch sonst reinigen, sie, wenn eine Auswanderung nötig wird, von dem einen Ort an einen andern schaffen, obwohl sie nicht unbedeutend kleiner sind. Dafür haben aber auch die Herrinnen, die alle Lust und Liebe zur Arbeit eingebüßt haben, wenn es sich um Beschlüsse betreffs des Wohles und Wehes der ganzen Kolonie handelt, Sitz und Stimme im Rate vollkommen eingebüßt. Die Dienerinnen handeln nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung hin, sie führen die nötigen Bauwerke nach ihren Plänen und nach dem ihnen geläufigen Stil aus, und selbst wenn es sich um noch weit ernstere Dinge, wie

z. B. Auswanderungen handelt, scheinen die Faulenzerinnen nicht um ihre Ansicht befragt zu werden. Die Sklavinnen beraten untereinander, fassen einen Entschluß und bringen ihn zur Ausführung. Sie transportieren das Hab und Gut, die Eier, Larven, Puppen, die Zukunft des Staates und die ausgebildeten Amazonen selbst, die auf die Stufe von Schmarotzern gesunken sind. Das Wunderbarste an der Sache ist, daß diese Sklavinnen sich in eine so schwierige Lage so wohl zu schicken wissen, während ihre Herrinnen ganz und gar von ihnen abhängig geworden sind, und ihre kräftigen Kiefer für das Ansehen, dessen sie sich erfreuen, eigentlich ganz beiläufig und gleichgültig sind.

## 66. Der Ameisler.

### Ein Bildchen aus dem Walde.

Peter Rosegger, Ernst und Heiter usw. (Gekürzt.)

Wer in den Wald geht, der kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöcklein in der Hand; schleppt er schon keine Reisigfuhr, so trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußlein duftiger Beeren; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

Freilich nimmt der Mensch alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die der Mensch eben nicht gibt. Die Holzschläger, die Reisigschneidler, die Pechschaber, all diese und andere seiner „Freunde“ sind ihm gefährlicher, als sein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparasiten gibt es auch noch andere, die ihn mittelbar schädigen, da sie ihm seine Beschützer verderben. Einst war der Bär und der Wolf des Waldes Beschützer, heute sind es weit unscheinbarere und harmlosere Wesen, die im kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den schädlichen Insekten zu befreien. Freilich hat der Wald nur ganz zufällig davon den Vorteil, denn sie tun es aus Eigennutz, sowie auch sie selbst wieder dem Eigennutze anderer, Stärkerer zum Opfer fallen.

Da kannst du im Walde einem sonderbaren Manne begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über diesem Bündel und an all seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen

auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst, und wissen sich keinen Rat in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie geraten.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in der Bauernschaft beliebten Waldrauch, der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu kirchlichen Zwecken zu verwerten.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrickt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, der ist zumeist an einen halbvermoderten Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig, und die unzähligen schwarzen oder braunen Tierlein rieseln beständig durcheinander hin und wieder, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends gestört werde. Die einen tragen ihre Puppen ins Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die anderen fangen Blattläuse ein oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe oder Schlachtvieh zu verwerten wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen sind tausenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzstückchen klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten und bequemsten; eines der Tiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu Tausenden und kehren mit Baumaterial, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Mutes zurück. Die innere Ordnung und den mustergültigen Haushalt der Ameisen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag, und nur wenn der Abend naht, oder bei Regen oder Gewitterschwüle ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Bloß einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Über diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum kommt der Mann in die Nähe — sie riechen ihn, noch bevor sie ihn sehen —, geraten die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin und ergreifen Nadeln und Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in die Löcher zu verkriechen, eilt alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Öl ein, damit sie gegen die Ameisensäure gestählt sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Tierchen spritzen noch wehrhaft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo diese unter den Trümmern begraben sind, andere dem grellen Tage bloßgelegt, andere verstümmelt, erdrückt — denken sie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede stürzt sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus ins Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, tut er seinen Leinwandsack auf und stopft und scharrt den ganzen Ameisenhaufen mit allem, was drum und dran ist, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geschlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel, und indem er über und über voll von Ameisen ist, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu tun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem ersten, und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, samt ihren Puppen, samt dem Nadelgefilze ihres Baues, samt ihren Harzkörnern und Vorratskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Wir beschreiben den Jammer der Gefangenschaft nicht. Wir können vergleichsweise nur sagen: Wie wäre den Menschen zu Mute, wenn sie mitsamt ihrer Stadt und allem, was drin ist, in einen großen Sack gesteckt würden! Die Ameisen sind weit unseliger dran, sie bleiben lebendig! Allvergebens ist ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung Wut fassen sie sich gegenseitig an, wie es bei großem Unglück ja auch die Menschen machen und sich einander die Schuld geben. Die kleine rote Ameise ist die wildeste, sobald sie einsieht, all ihr Mühen um die Freiheit wäre umsonst, fällt sie die Genossinnen an und erwürgt sie mit ihren Zangen. Eine gräßliche

Meuterei entwickelt sich zwischen den verschiedenen Gattungen von Ameisen; in ihrer Raserei morden sie sich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Tier in seinem Wahnsinne so tierisch werden kann als der Mensch.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes, weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu tun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappsack holen, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Mutes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht, sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientieren; sie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerwerk ins Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst jede lang nach dem eigenen Kinde, jede nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer an jener der großen schleppt. Da ist alle Feindseligkeit vergessen, und die Mörderin sucht das Ei der Ermordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen" der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Tiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und die Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften, gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu tun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen" an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all ihrer Arbeit und Habe besitzen sie

jetzt nichts mehr. Arm bis auf's Blut, tun sie sich zusammen und gründen wieder kleine Familien, und diese tun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allsogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und Gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe der Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den toten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück, um im nächsten Jahre die Gegend wieder abzugehen, was etwa die Ameisen neuerdings beisammen hätten.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge, er sammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken absetzt; versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwertet; grast von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an Sommerfrischler verkauft; geht bisweilen sogar im „Pechern" um und weiß überall zu ernten, ohne gesät zu haben, ja ohne Grund und Boden zu besitzen.

## 67. Elternsorgen in der Tierwelt.

Nach W. Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers.

Rührend ist der Eifer, mit dem zahlreiche Tiere bestrebt sind, ihre Eier passend unterzubringen. Sie werden niemals die Nachkommen kennen lernen, die sich aus ihnen entwickeln, und doch scheuen sie keine Arbeit, keine Gefahr, sie dahin abzulegen, wo der zukünftige Sprosse die geeignete Nahrung finden wird. Mit ausgezeichneter Sicherheit wissen Schmetterlingsweibchen die oft seltenen Pflanzen aufzufinden, von denen ihre Raupe sich ernährt. Mit geradezu verblüffender Sicherheit wissen auch die Schlupfwespen die unglücklichen Larven anderer Insekten aufzufinden, die sie anbohren, um ihre Brut in ihnen unterzubringen. Aber es gibt noch wunderbarere Tatsachen. So legen Schmetterlingsweibchen, deren Eier überwintern müssen, diese nicht an die Blätter der Futterpflanzen, sondern an die Winterknospen, an Zweige, Äste und in die zersprungene Rinde des Stammes. Die Eier anderer Schmetterlinge, die noch in demselben Jahre Raupen liefern, werden dagegen mit besonderer Vorliebe gerade auf Blüten- und Blattteile niedergelegt. Viele Spinnerweibchen überdecken ihre Wintereier mit den dichten Schuppen ihres

Hinterleibes, andere erzeugen in besonderen Drüsen eine Art Firnis, mit dem sie ihre Eier zum Schutze gegen die Kälte überziehen.

Die Spinnen sind keine anmutigen Tiere und wenig beliebt bei den Menschen; aber achtungswerte Mütter sind die meisten von ihnen, das muß ihnen der Neid lassen! Viele bauen sehr kunstreiche Nester für ihre Nachkommenschaft, die sie bewachen und mit Gefahr ihres Lebens verteidigen. Die kleinen Fettspinnen (Steotoda) machen ein fingerhutartiges, unten offenes und außen mit Pflanzenteilchen und Erdklümpchen bekleidetes Nest, das sie nicht aus den Augen verlieren. Sind die Jungen aus den Eiern geschlüpft, so tragen sie ihnen Nahrung zu und vergrößern das Nest durch Anbauen in dem Maße, wie die Kleinen wachsen. Andere schleppen die in einem Säckchen eingesponnenen Eier bei drohender Gefahr aus dem Neste fort, und manche tragen eine derartige Kinderwiege vorsorglich unter dem Leibe mit sich herum.

Setzen wir uns für einen Augenblick an den Rand jenes Wässerleins! Da hängen, an allerlei Wassergewächsen befestigt, die kuppelförmigen Nester der Stichlinge, die nicht größer sind als eine mäßige Kartoffel. Nachdem das Weibchen ein bis zwei Schock kleiner wasserheller Eierchen darin abgelegt hat, wird es vom Männchen verjagt und darf sich seiner Nachkommenschaft nicht mehr nähern. Für das Männchen selbst beginnt jetzt eine aufregende Zeit großer Sorge. Jedes Tier, das in die Nähe kommt, wird von ihm angegriffen, und es ist lustig zu sehen, wie die winzigen Bürschlein mit gesträubten Stacheln und von innerem Zorn erglühend auf einen Hecht losschießen, der hundertmal mehr wiegt als sie. Dann fahren sie einmal wieder hinein ins Nest, um zu sehen, ob noch alles in Ordnung ist, kommen befriedigt heraus, und nachdem sie es einige Male umschwommen haben, stellen sie sich unmittelbar vor dessen Eingang und schlagen lebhaft und schnell mit den Brustflossen, so daß immer neues Wasser mit dem für die Entwicklung der Eier nötigen Sauerstoff hineingepeitscht wird.

Aber was ist das alles gegen die reiche Fülle wundervoller Erscheinungen, zu denen die Elternliebe bei den Vögeln führt! Wo wären, abgesehen von einigen Insekten, sonst noch Tiere, bei denen ein so großer Teil des Lebens und der Lebensaufgabe sich um die Aufzucht der Nachkommen drehte?

Nur wenig Mut war den meisten der schnellbeschwingten Kinder der Lüfte beschieden. Was ihnen aber an Stärke abgeht, suchen sie durch Klugheit und List zu ersetzen. Zur Sicherheit ihres Haushalts hilft den Vögeln ihre Schnelle nicht viel, aber manche finden in

allerlei Kniffen und Ränken reichliche Entschädigung. Wie prächtig versteht der Kiebitz den nachstellenden Feind von der Niststätte abzulenken! Er umflattert ängstlich schreiend in unmittelbarer Nähe den gefürchteten Störer seines häuslichen Friedens, taumelt zur Erde, als sei er verwundet und kaum zu fliegen imstande, fordert zur Nachstellung heraus und lockt den Feind weiter und weiter vom Neste weg. Eine andre List ist bei den auf dem Boden oder doch niedrig nistenden Vögeln sehr im Schwange. Sie fliegen nämlich nicht sofort zum Neste, sondern auf allerlei Umwegen, wobei sie häufig die letzte Strecke laufend zurücklegen.

Sind die Kleinen nach Sprengung des engen Kalkgefängnisses an das Licht der Welt hervorgekrochen, so beginnt für die Eltern erst recht eine Zeit der Sorge, aber auch der Freude. Wie sind die alten Kanarienvögel entzückt, wenn eines schönen Morgens das erste Piepmätzchen im Neste liegt, wie zwitschern sie ihm entgegen in Tönen, die man sonst niemals von ihnen zu hören bekommt! Und doch, es gehören Elternaugen dazu, das kleine Ding schön zu finden. Es ist ein armseliges, kahles, blindes Geschöpfchen mit unförmlich dickem Bauche und großem wackelnden Kopfe, wie es da unbehilflich sich wälzt und seinen ungeheuren Rachen mit dickem gelben Rande aufreißt! Aber die Mutter setzt sich bald wärmend und schützend über den armen, nassen Nacktfrosch, pflegt und füttert ihn aufs beste.

Ist nun die kleine Gesellschaft beisammen, so geht der wahre Tanz erst los! Haben sie auch sonst nicht viel mit auf die Welt gebracht, einen Appetit entwickeln sie, der großartig ist und die Alten von Tagesanbruch bis zum Abend nicht zu Atem kommen läßt. Wie müssen die Tierchen arbeiten ums tägliche Brot für sich und ihre Kinder, und wie gern und unermüdlich tun sie es! Die erste Nahrung, welche die jungen Insektenfresser erhalten, sind weiche Kerbtiere, zarte Räupchen und Spinnen; erst nach und nach werden auch härtere, grob zerkleinerte Insekten mit verfüttert.

Doch nicht nur für den Magen ihrer Kinder sorgen viele Vögel, sie sind auch sonst noch auf ihr Wohlergehen bedacht. Wenn es im Juni die liebe Sonne gar zu gut meint und den jungen Störchen im schattenlosen Neste gar zu sehr aufs Gefieder brennt, dann bringen ihnen die klugen Alten fleißig Wasser im Schnabel, machen auch, was sie sonst gern vermeiden, ihr Gefieder naß und schütteln es über ihre schmorenden Kinder aus. Nicht minder liegt den Vogeleltern die Sicherheit der Ihrigen am Herzen. Wird die Nachtschwalbe an der Stelle, wo sie ohne Nest auf den Boden ihre zwei Eier gelegt hat, beunruhigt, so nimmt sie die Eier eins nach dem

andern in den Schnabel und schafft sie an eine ihr sicherer scheinende Stätte. Raubt man der Eule ein Junges aus dem Neste, so bringt sie die übrigen in der nächsten Nacht fort, sie behutsam im Schnabel tragend, während die Schnepfen bei ähnlichen Veranlassungen ihre Kleinen zwischen Schnabel und Brust eingeklemmt von dannen schleppen.

Bei sehr vielen Vögeln macht sich eine Art Erziehung der Jungen nötig; denn die Summe der Erfahrungen, welche die Alten während ihres Lebens gemacht haben, wird nur in sehr geringem Grade auf die Jungen vererbt, vieles muß anerzogen werden. Man beobachte nur einmal eine Henne, die ihre Küchlein führt, mit welcher Aufmerksamkeit sie das Tun und Treiben der unruhigen kleinen Schar bewacht. Eine Katze schleicht über den Hof, hoch in den Lüften zeigt sich ein Raubvogel: es genügt ein warnendes Signal der Glucke, um die kleine Gesellschaft unter den sicheren Schutz ihrer mütterlichen Fittiche zu locken. Eins der Küchlein kommt nach Kinderart vorlaut und unbedacht einer Pfütze bedenklich nahe, da erschallt ein Ruf der Alten, und der kleine Naseweis entfernt sich zwar eilig von dem gefährlichen Platze, aber ohne sich unter den Flügel der Mutter zu bergen. Der warnende Ton war eben ein anderer. Bemerken alte Enten auf dem Wasser des Teiches, mitten unter ihrer zahlreichen Nachkommenschaft schwimmend, einen herabstoßenden Falken, so rufen sie ihren Jungen in besonderer Art zu, und sofort tauchen alle unter.

Wie reizend ist es anzusehen, wie die alten Schwalben oder Störche ihre Jungen das Fliegen lehren, wie sie ihnen Mut einzuflößen suchen und das Nesthäkchen, dem das Unternehmen doch gar zu gefährlich erscheint, durch einen gelinden Stoß in die Notwendigkeit versetzen, von seinen Schwingen Gebrauch zu machen.

Eine der interessantesten und liebenswürdigsten Eigentümlichkeiten der Vögel ist ihre Neigung, sich als Pflegeeltern herzugeben. Mit welchem Eifer sitzen Hühnervögel auf fremden Eiern! Weibliche Eiderenten, die durch schnöde menschliche Habsucht des eigenen Nestes und der Eier beraubt worden sind, setzen sich gern auf die Eier ihrer glücklicheren Schwestern, ja sie sollen sich sogar nicht entblöden, ihnen die Eier wegzustibitzen, sie unter den Flügeln davonzutragen und dann auszubrüten. Die Tatsache, daß in der freien Natur Vögel sich verlassener und hilfloser Jungen eigener oder fremder Art annehmen und sie wie eigene Kinder aufziehen, ist so häufig beobachtet worden, daß Zweifel an dieser merkwürdigen Erscheinung nicht mehr zulässig sind.

## 68. Ein Spaßvogel.

E. Wolf-Harnier, Sohnreys Landjugend. Bd. 3.

Wunderliche Käuze hat es zu allen Zeiten gegeben, und nirgends hat es an Possenreißern, Lustigmachern oder Spaßvögeln gefehlt. Und das ist gut und heilsam. Es wäre traurig, wenn man in der Welt nur bärbeißigen und griesgrämigen Leuten begegnen und immer nur in trostlose und trübselige Gesichter blicken sollte. Echte Fröhlichkeit ist die Würze, der Sonnenschein des Lebens, und ein guter Spaß geht über das sanfteste Mittagsschläfchen. — Und einen echten, rechten Spaßvogel sollst du jetzt kennen lernen.

Laß alles stehn und liegen und folge mir! — Aber recht ruhig und vorsichtig, wenn ich bitten darf, damit uns der Spaß nicht zu Wasser werde. Wie sich die Menschen am ungezwungensten und liebenswürdigsten im Kreise guter Bekannter und Freunde, von jedem Fremden unbeobachtet, geben und benehmen, so auch die Vögel. Sie haben alle Ursache, auf der Hut zu sein und sich dem Menschen gegenüber mißtrauisch zu verhalten; denn niemand ist ihnen in der Welt gefährlicher als er. Nun vorwärts! — Dort, wo die alten, ehrwürdigen Schwarzpappeln und knorrigen Kopfweiden im Felde stehen, vor denen du abends das Gruseln bekamst, wo zwischen Weißdornhecken und Brombeerbüschen die Kühe und Schafe des Dorfes weiden, ist unser erstes Ziel. — Wir schleichen — ich sage noch einmal: vorsichtig! — von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch. — Halt! — Vernahmst du den seltsamen Ruf? — „Hup hup!" scholl es über die Wiese hin. Das ist die Sprache dessen, den wir suchen. So unterhält er sich zur Frühlingszeit mit seinem geliebten Weibchen, wenn er bei guter Laune ist, wenn er ungestört unter dem uns so verhaßten Ungeziefer des Feldes und der Wiese, den Mist-, Mai-, Brach-, Juni- und Rosenkäfern, Heuschrecken, Heimchen, Maulwurfsgrillen, Ameisen und Raupen aller Art, aufräumen und schwelgen kann. So begrüßt er seine lieben Kinder, die in irgend einem hohlen Baume der Umgegend wohluntergebracht und warm gebettet sind; so lockt er sie zur Morgen-, Mittags- und Abendmahlzeit, wenn er, reich mit Beute beladen, von einem Feldzuge zu ihrer luftigen Wiege zurückkehrt. Ist er außerordentlich mit ihrem Betragen zufrieden, und will er ihnen ein ganz besonderes Lob zuteil werden lassen, so äußert er das durch die Laute: „Queg queg", die so viel wie „brav brav" bedeuten. —

Horch! — Wieder ertönte das „Hup hup". — Tritt auf diesen Baumstumpf! — Siehst du? — Dort sitzt der lehmgelb, schwarz und weiß geputzte Bursche auf einem alten, großen Kuhfladen und er-

arbeitet sich mit Hilfe des langen Schnabels mühsam sein täglich Brot. Ein hübscher Vogel, nicht wahr? — Schon bei den alten Griechen erfreute sich dieser so nützliche Gesell eines besonderen Ansehens. Eine ihrer Sagen verherrlicht ihn als den verwünschten Thrakerfürsten Tereus. Und fürwahr, die alten scharfsinnigen Griechen erwählten in ihm keinen schlechten Vorwurf zur Bildung ihrer Sage. Gleicht sein langer Schnabel nicht der Lanze, sein fächerartiger Federschopf nicht dem Helmbusche eines fürstlichen Kriegers? Der Federschopf, der etwa aus fünfundzwanzig rostgelb, an der Spitze weiß und schwarz gefärbten Federn besteht, ist nicht nur ein hervorragender Schmuck unseres Vogels, sondern auch gewissermaßen das Thermometer seiner Gemütsbewegungen. An der aufrechten oder niederliegenden Stellung des Schopfes erkennen wir, wie es im Innern seines Trägers bestellt, ob dieser bei aufgeregter oder ruhiger Stimmung ist. —

Schau hin, mein junger Freund! Eine Posse beginnt. Der Spaßmacher führt ein Tänzchen auf. Wie ein dreibeiniger, von unsichtbarer Hand bewegter Schusterschemel tummelt er sich durch das Feld. Jetzt dreht er sich, den Schnabel abwechselnd tief in den Boden stoßend, lustig im Kreise herum; jetzt hüpft er, dasselbe Manöver fortsetzend, von einem Kuhfladen zum andern. Sieht es nicht so aus, als ob ein alter Invalide, auf seine Krücke gestützt, über die Wiese humpele? — Mit jedem Stoße erfolgt eine genaue Untersuchung des Bodens oder der Dunghaufen, die in reichem Maße auf dem Weidelande ausgebreitet liegen. Jeder Schlag gilt irgend einem naseweisen Blatt-, Blüt-, Stengel- oder Wurzelschänder. Jetzt steckt der nützliche Insektenjäger seinen Schnabel senkrecht nach oben und gebärdet sich, als ob er der freundlich strahlenden Sonne ein Kußhändchen zuwerfen wolle. Er schleuderte seine Beute empor, um sie von oben herab durch den Schlund in seinen verdauungstüchtigen Magen spazieren zu lassen. Was ist das? — Wie vom Blitze getroffen, stürzt er glatt auf den Boden. Den Schnabel, den Schwanz, die Beine und die Flügel ausgestreckt, liegt er da, als ob's mit ihm zu Ende wäre. Die vorüberfliegende großmäulige Krähe hat's ihm angetan. Das Rauschen ihrer Schwingen und ihr lautes Gekrächze haben ihn zum Tode erschreckt. Der äußerlich so mutig und keck aussehende Gesell ist im Grunde genommen sehr feige und schreckhaft. Bei dem geringsten Geräusche fährt er zusammen, und schon eine dicht über ihm hinsegelnde Schwalbe kann ihn vollständig aus der Fassung bringen. Dieses Angstgefühl ist aber keineswegs ein ureigener Grundzug in dem Wesen und Charakter unseres Vogels, sondern er trägt es nur da zur Schau, wo er im Verkehr mit dem

Menschen üble Erfahrungen sammelte. Mit dem Hirten und den diesem anvertrauten Rindern und Schafen lebt er auf sehr freundschaftlichem Fuße. Er gestattet dem Hirten, sich ihm auf wenige Schritte zu nähern, und dem weidenden Vieh läuft und tanzt er in ungebundenster Weise zwischen den Beinen umher und lauscht mit sichtlichem Wohlbehagen dem bunten Spiele seiner Glocken und Schellen.

So haben wir nach kurzem Spaziergange durch die schöne Gotteswelt einen Vogel kennen gelernt, der nicht nur sehr nützlich ist, der auch durch sein drolliges Betragen und sein hübsches Aussehen dem Felde und der Flur einen eigentümlichen Reiz verleiht. Der Wiedehopf, so heißt dieser Spaßmacher, verdient unsere Liebe, Achtung und Schonung. Es wäre leicht, die Wiege seiner Kinder aufzusuchen; aber ich möchte davon abraten, weil es mir nicht menschenwürdig erscheint, sich in den häuslichen Frieden so nützlicher, lieber Wesen zu drängen und ihnen die Freude am Leben in roher Weise zu verkümmern. Dann aber ist ein Besuch der Kinderstube unseres Wiedehopfes auch darum nicht zu empfehlen, weil diese mit Kuh- und anderem Dünger ausgefüttert und gepolstert ist, der dem Bau ein sehr wenig appetitliches Aussehen gibt und einen weithin bemerkbaren üblen Geruch verbreitet, den man auch dann noch empfindet, wenn man keine von den bevorzugtesten Nasen hat. Aus diesem Grunde hat man dem Wiedehopfe eine Reihe wenig geschmackvoller Namen gegeben. In verschiedenen Gegenden bezeichnen ihn die Leute als Stinkhahn und Stinkpeter, Kothahn und Kotkrämer. Das will aber für uns, die wir seine Lebensverrichtungen kennen gelernt haben und zu würdigen wissen, nicht viel sagen. Wir haben den drolligen, hübschen und nützlichen Gesellen doch gern und wollen seine Ehre und sein Ansehen zu retten und zu heben suchen. Der Name tut nichts; wenn der ganze Kerl nur gut ist.

## 69. Ein Tag aus dem Leben einer Fasanenfamilie.

E. S. Thompson, Bingo und andere Tiergeschichten.

Durch eine bewaldete Schlucht zwischen zwei Hügeln führte Mutter Fasan ihre Familie hinab zum kristallklaren Bache. Die Kleinen waren einen Tag alt, aber bereits flink auf den Füßen und wurden zum ersten Male zum Trinken geführt. Langsam zog die Mutter vorwärts, gleichsam am Boden kriechend, denn der Feinde waren viele in den Wäldern. Ein sanftes Glucksen lockte die kleinen erdfarbenen Knäuel, die auf ihren winzigen, rosigen Beinchen hinterher gewackelt kamen und ängstlich zu piepsen begannen, wenn sie nur wenige Zoll zurückblieben, und die so zart und klein aussahen, daß

selbst die Graspferde neben ihnen riesengroß erschienen. Im ganzen waren es zwölf, und die Mutter hütete sie alle. Argwöhnisch beobachtete sie jeden Busch, jeden Baum und jedes Dickicht, den ganzen Wald und selbst den Himmel und schien nur nach Feinden zu suchen, denn nach den wenigen Freunden lohnte es sich nicht Ausschau zu halten.

Und richtig entdeckte sie einen Feind! Drüben über der Wiese erschien ein großer Fuchs; er kam ihren Pfad entlang, und sicherlich würde er sie in wenigen Augenblicken mit seiner feinen Nase wittern. Da gab es keine Zeit zu verlieren! „Krr! Krr!“ (Versteckt euch! Versteckt euch!) rief die Mutter leise, aber in bestimmtem Tone, und die armen Dinger, kaum größer als Eicheln und nur einen Tag alt, zerstreuten sich, um sich zu verbergen. Das eine verschwand unter einem Blatt, ein anderes zwischen zwei Wurzeln, ein drittes kroch unter ein Stück abgefallene Birkenrinde, ein viertes in ein Erdloch usw., bis alle geborgen waren. Nur eins konnte keinen Schlupfwinkel finden, es legte sich flach auf ein breites, gelbes Blatt, machte die Augen fest zu und glaubte nun sicher, von niemand gesehen zu werden. Die Kleinen stellten ihr furchtsames Piepsen ein, und alles war still.

Mutter Fasan flog dem gefürchteten Räuber gerade entgegen, ließ sich dann ein paar Schritte seitwärts von ihm nieder, begann mit den Flügeln zu schlagen, als ob sie lahm, ganz flügellahm wäre, und jammerte wie ein von der Mutter verlassenes Kind. Bat sie um Gnade — Gnade von einem blutdürstigen, grausamen Fuchs? O nein! so töricht war sie nicht! Oft hört man von der Arglist des Fuchses, er ist jedoch ein richtiger Gimpel gegen eine kluge Fasanenmutter. Hocherfreut bei der Aussicht auf einen leckeren Braten gerade vor seiner Nase drehte sich der Fuchs plötzlich um und erwischte — doch nein, ganz erwischte er den armen Vogel nicht, er entschlüpfte seinen gierigen Zähnen um Fußeslänge. Mit einem Satze war er hinterdrein und würde ihn diesmal sicherlich gefangen haben, wenn nicht gerade eine tückische Schlingpflanze dazwischen geraten wäre. Die Fasanenmutter hinkte davon, kroch unter einen Baumstamm, und Reineke sprang darüber, während seine sichere Beute, die jetzt etwas weniger lahm zu sein schien, einen ungeschickten Sprung vorwärts machte und einen Abhang hinunterrollte. Der Fuchs, immer hinterdrein, packte sie beinahe beim Schwanz; aber sonderbar genug, so schnell er auch lief und sprang, sie schien doch noch schneller zu sein. So etwas war dem alten Straßenräuber noch nicht begegnet. Ein flügellahmer Fasan, und er, Reineke, der Schnellfüßige, konnte sie in einem Rennen von fünf Minuten nicht

einholen. Es war eine Schande! Der Fuchs verdoppelte seine Anstrengungen, jedoch der Fasan schien in demselben Maße an Kraft zuzunehmen, und nach einem Wettlauf von einer Viertelmeile war der Vogel auf unerklärliche Weise wieder ganz gesund, er erhob sich mit einem beinahe verächtlich klingenden Schwirren und flog durch die Wälder davon, den Verfolger vollkommen sprachlos hinter sich zurücklassend, mit der niederdrückenden Erkenntnis, daß man ihn zum Narren gehabt.

Mittlerweile schwebte die Fasanenmutter in einem weiten Bogen nach der Stelle zurück, wo die Kleinen im Unterholz versteckt waren. — Mit dem feinen Ortssinn des wilden Vogels ließ sie sich auf denselben Fleck nieder, von dem sie aufgeflogen, und stand einen Augenblick still, um voll Mutterstolz die vollständige Ruhe ihrer Kinder zu bewundern. Selbst bei ihrem Nahen rührte sich keins, auch der kleine Bursche auf dem gelben Blatt, der schließlich gar nicht so schlecht verborgen war, regte sich nicht, sondern schloß die Augen nur ein klein wenig fester, bis die Mutter rief: „Kr—iet!" (Kommt Kinder!) und wie in einem Märchen schlüpfte aus jedem Loch ein Fasanenbaby heraus. Der winzige Geselle auf dem Blatt, der dickste von allen, öffnete seine großen Augen und flüchtete mit einem zarten „Piep, Piep" unter den Schutz der mütterlichen Flügel. Ein Feind hätte es drei Schritte weit nicht vernehmen können, der Mutter feines Ohr jedoch hätte es in einer dreimal größeren Entfernung gehört. —

Die Mittagssonne brannte heiß. — Durch eine Lichtung führte der Weg gerade zum Wasser hinab, und nachdem die Mutter ängstlich nach Feinden ausgespäht, sammelte sie die Kleinen unter dem Schatten ihres ausgebreiteten Fächerschwanzes, um sie vor der Gefahr des Sonnenstiches zu beschirmen, und wandelte langsam den Pfad hinab, bis sie den Schutz eines wilden Rosenstrauches am Flusse erreichten. Ein Hase sprang aus dem Busche hervor und jagte ihnen einen gewaltigen Schrecken ein. Doch er trug ja die weiße Friedensfahne und war ein alter Freund, und die Mutter belehrte die Kleinen, daß der Hase immer unter der Flagge des Friedens segelt und ein harmloser, friedliebender Nachbar ist.

Dann kam der Trunk vom reinsten fließenden Wasser. Zuerst wußten die kleinen Kerle nicht, wie sie es anstellen sollten, doch sie ahmten einfach ihrer Mutter nach, und bald hatten sie gelernt zu trinken wie sie und dankten ihrem Schöpfer nach jedem Schluck mit einem Blick gen Himmel. In einer Reihe standen sie am Ufer entlang, zwölf goldbraune, flaumige Knäulchen auf vierundzwanzig rosenroten Beinchen und einwärts gestellten Watschelfüßen, mit

zwölf süßen, goldenen Köpfchen, die sie ernsthaft niederbeugten, um zu trinken, und erhoben, um zu danken, gerade wie die Mutter.

Dann führte sie die Kleinen nach kurzem Aufenthalt auf eine entfernte Wiese, wo sich ein mit Gras bewachsener Erdhügel erhob, den sie vor einigen Tagen entdeckt hatte. Eine ganze Anzahl solcher Erdhügel sind nötig, um eine Fasanenbrut großzuziehen, und die Erbauer davon sind die Ameisen. Die Alte sprang auf die Spitze des Haufens, sah sich vorsichtig einen Augenblick um und scharrte dann einige Male kräftig mit ihren Krallen. Der lockere Ameisenhügel war aufgebrochen, und die kunstvoll erbauten Galerien rollten als Ruinen herab. Sofort begannen die Ameisen zu schwärmen und planlos durcheinander zu rennen, einige liefen mit großer Kraftanstrengung und wenig Zweck immerfort um den Hügel herum, während andere, und dies waren die Vernünftigeren, ihre fetten, weißen Eier fortschleppten. Der alte Fasan pickte eins von diesen saftig aussehenden Beutelchen auf, gluckste und ließ es fallen, pickte es wieder auf, gluckste und verschluckte es dann. Die Jungen standen herum und sahen verwundert zu. Ein kleiner, gelber Kerl, derselbe, der auf dem Blatt gesessen, pickte ein Ameisenei auf, ließ es mehrere Male fallen, dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, schluckte er und konnte fressen. Nach zwanzig Minuten verstand es selbst das Kleinste, nach den köstlichen Eiern zu haschen. Die Mutter öffnete noch mehr Ameisengänge, und die Hühnchen fraßen, bis jedes seinen kleinen Kropf so vollgestopft hatte, daß es tatsächlich mißgestaltet war.

Dann wanderten sie langsam und bedächtig stromaufwärts nach einer mit Dornbüschen bewachsenen Sandbank, lagen dort den ganzen Nachmittag und ließen sich den feinen, kühlen Sand durch die heißen Zehen rieseln. Mit ihrem ausgesprochenen Nachahmungstrieb lagen sie auf der Seite wie ihre Mutter, scharrten mit ihren kleinen Füßen und schlugen mit den Flügeln, obwohl sie eigentlich noch gar keine besaßen, sondern nur versteckt unter dem weichen Flaum saßen kleine Anhängsel, um zu zeigen, wo die Flügel einst wachsen sollten. Am Abend führte die Alte ihre Kinder nach einem nahen trockenen Dickicht. Dort zwischen raschelnden, abgestorbenen Blättern, die das lautlose Heranschleichen eines Feindes zu Fuße verhinderten, und unter den dichten, stachligen Zweigen eines wilden Rosenbusches, der alle fliegenden Feinde abhielt, bettete sie die Kleinen unter dem Federdach ihrer Kinderstube und erfreute sich, das Herz erfüllt mit treuer Mutterliebe, an den kleinen zusammengekauerten Dingerchen, die im Schlaf piepsten und sich vertrauensvoll an ihren warmen Körper schmiegten.

## 70. Der Weinstock.

Nach O. Schmeil, Botanik.

Der Weinstock stammt aus einem warmen Lande, vielleicht aus Kleinasien oder Griechenland. Der köstlichen Früchte wegen hat ihn der Mensch schon seit uralten Zeiten in Pflege genommen und über einen großen Teil der Erde verbreitet. Doch nicht überall konnte er ihn einbürgern; im kalten Norden sowohl als auch in der heißen Zone gedeiht der Weinstock nicht. In Deutschland bildet der 52. Breitengrad ungefähr die Grenze seiner Verbreitung. Aber auch in dem größten Teile des südlich dieser Linie liegenden Gebietes reift er seine Früchte nur dann, wenn er an stark besonnten, also nach Süden oder Südwesten liegenden Wänden oder Mauern wachsend, die von diesen aufgespeicherte Wärme ausnützen kann. Nur in den warmen Tälern des Rheins, der Mosel, des Neckars und des Maines wächst er auch frei am sonnigen Bergeshang. Wo die Sonne kräftiger scheint, wie in den südeuropäischen Halbinseln, da wächst er auch auf freiem Feld; an Ulme und Pappel schlingt er sich dort empor. Dort zeitigt er auch größere und süßere Früchte als bei uns.

Sein von graubrauner Borke bedeckter Stamm erreicht dort häufig baumartige Stärke; die Reben aber, seine Zweige, bleiben auch dort dünn und schlank. Im Frühjahr brechen sie aus braunbeschuppten Knospen hervor; den ganzen Sommer hindurch wachsen sie, doch nur in die Länge. Sie bleiben deshalb so schwach und dünn, daß sie nicht einmal die eigene Last, geschweige denn die der Früchte zu tragen vermögen. Da kommen ihnen die Ranken zu Hilfe; mit ihnen klammern sich die wildwachsenden Stöcke an stärkeren Pflanzen, die angebauten an den Lattengerüsten und Pfählen, die der Mensch neben sie stellt, fest, mit ihnen klettern sie an diesen Stützen zum Licht empor. Die Ranken gleichen dünnen gegabelten Zweigen. Mit fast unfehlbarer Sicherheit erreichen sie die Stütze. Sie fliehen das Licht und wachsen demgemäß der Wand oder dem Baume zu, in deren Nähe der Weinstock steht. Langsam bewegt sich ihre gekrümmte Spitze in Kreisen umher, die um so größer werden, je länger die Ranke wächst. So tastet diese gleichsam im Raum nach einer Stütze, und wenn sie endlich einen Ast oder einen Pfahl berührt, dann schlingt sie sich ziemlich rasch darum. Schon nach wenigen Stunden haftet sie mit einer Windung daran; nach einem Tage hat sie schon mehrere herumgeschlungen. Dann krümmt sich der zwischen Stütze und Stamm liegende Teil der Ranke korkzieherartig zusammen, um die Pflanze fester und sicherer an

die Stütze zu fesseln, und damit die Verbindung so fest und sicher werde, daß auch der stärkste Sturm sie nicht zu lösen vermag, verholzt die bisher so schmiegsame Fessel.

Die schöngeformten, fünflappigen Blätter sitzen an langen Stielen in zwei Reihen an den Reben. Im Gegensatz zu den lichtscheuen Ranken streben sie dem Lichte zu. Welche Stellung sie immer beim Festklammern oder Festbinden der Zweige bekommen mögen, nach kurzer Zeit sind sie alle wieder so gedreht, daß sie möglichst stark vom Lichte getroffen werden. Die bei uns zu Anfang Juni aufbrechenden Blüten stehen, zu aufrechten Trauben vereinigt, den Blättern gegenüber. Sie sind unscheinbar und klein, haben nach dem Aufblühen gar keine Blütenblätter mehr, und da sie zudem von den dichtstehenden Blättern fast ganz verdeckt werden, würden sie gänzlich unbemerkt bleiben, wenn sie nicht einen köstlichen Duft ausströmten. Durch diesen Duft werden honigsuchende Insekten in Scharen angelockt; sie finden hier eine wohlbestellte Tafel. Während sie aus den Blüten den Honig schlürfen, übertragen sie von den Staubgefäßen den Pollen auf die Narbe des Stempels, was geschehen muß, wenn aus der Blüte eine Frucht entstehen soll. Die Frucht ist die wohlbekannte gelbe, rötliche oder blaue Beere mit dem köstlichen Safte. Ihrem Gedeihen gilt des Winzers ganze Sorge. Damit sie reichlich Nahrung bekomme, beschneidet er die sonst immer weiter wachsenden Reben, entfernt er die über den Blättern entstehenden falschen, d. h. nicht fruchttragenden Triebe, vertilgt er das dem Boden Nahrung entziehende Unkraut. Damit ihr Inhalt sich in süßen Most verwandle, schafft er ihr Platz am Licht und an der Sonne, indem er jene Blätter entfernt, die sie verdecken wollen. Die junge, grüne Beere muß er vor dem Räupchen eines kleinen Schmetterlings, des Traubenwicklers, schützen; die reifende bedroht ein Schimmelpilz, den er durch Bestäuben mit Schwefelpulver unschädlich zu machen sucht; die reife, süße hat er gegen allerlei zwei- und vierfüßige Schlecker zu verteidigen. Die reife Traube ist ein köstliches Obst. Ihre Hauptbedeutung liegt aber darin, daß aus ihr der Wein gewonnen wird.

## 71. Ein Besuch im Steinsalzbergwerk.

Hermann Wagner, In die Natur. (Gekürzt.)

Ein Kalkgebirge mit Tälern und Bergkuppen liegt vor uns. Niedliche Häuschen bilden eine freundliche Stadt. Wir bitten einen Bergbeamten, uns mitzunehmen in die Tiefen des Berges, in das Innere des Salzbergwerks. Weiße Grubenkittel ziehen wir über

unsere Kleider, ein schwarzer Filzhut wird uns zur Kopfbedeckung gereicht. So führt uns der Bergmann, der währenddem das Grubenlicht anzündete, zu dem oberen Eingange des Steinsalzbergwerkes. Ein ziemlich steiler Gang dringt schräg hinab in die Tiefe der Erde, gleich einem unendlich langen Kellergewölbe. Mit einiger Besorgnis schauen wir in die schwarze Tiefe, wir vermögen kein Ende wahrzunehmen. Das Grubenlicht verbreitet nur einen matten Schimmer. Wir wissen nicht, wohin das Ende des dunklen Ganges uns führen wird. Den langen, steilabführenden Weg hinab sind glatte Holzbahnen gelegt, ähnlich den Eisenschienen auf der Eisenbahn. Hier erwartet uns ein sonderbar gestalteter kleiner Wagen, auf den wir uns reitend setzen, wie Knaben auf das Schaukelpferd. Seine Räder laufen leicht und schnell auf den Holzbahnen. Ein Bergmann setzt sich vor uns, und nun beginnt die unterirdische Fahrt mit sausender Schnelligkeit hinab in die finstern, geheimnisvollen Tiefen der Erde. Mit einer Hand, die wir mit einem dicken Lederhandschuh beschützten, fassen wir ein Seil, das an der Seite des sonderbaren Weges sich entlang zieht, und vermögen so die Geschwindigkeit der Reise zu vermindern, wenn sie uns unangenehm wird. Die Nähe der Steinwände, die schwach vom Grubenlichte beleuchtet flimmern, lassen uns die Schnelligkeit noch viel größer erscheinen, als sie wirklich ist.

Jetzt endlich hält der Wagen still, und wir sind in einem mächtigen Gewölbe aus Steinsalz angelangt. Wegen der sonderbaren Gestalt des Wagens und wegen der Art und Weise, auf ihm zu sitzen, fast wie die Wurst auf der Stange zum Räuchern hängt, — nennt der Bergmann das Fuhrwerk, dessen wir uns bedienten, „eine Wurst“. So hätten wir denn diesmal auf der Wurst eine Reise in das Salz gemacht, während es gewöhnlich im Leben umgekehrt ist. Grau und düster wölbt sich die Decke des mächtigen Gemaches und scheint beim spärlichen Lichte unendlich hoch. Hier rechts ruht die Wand auf gewaltigen Pfeilern aus Salz, dessen Körnlein flimmern und funkeln, doch steinhart sind und kräftig genug zusammenhalten, um den Bau zu tragen. Daneben meißelten fromme Bergleute eine vollständige Kapelle, Altar und Kruzifix und menschliche Gestalten, Nischen und zierliche Figuren, — alles aus Salz, — nur daß dies letztere keineswegs so blendend weiß erscheint, wie wir es bei der Mahlzeit im Salzgefäß zu sehen gewöhnt sind, sondern feucht und grau, viel weniger freundlich. An bestimmten Tagen des Jahres versammeln sich die Bergleute in dieser Kapelle bei festlichen Gelegenheiten zu einem feierlichen Gottesdienst.

Nach der andern Seite des Gewölbes senkt sich die Decke niedriger bis fast zum Boden. Doch was ist es, das so funkelnd wie

Wasser das Licht zurückstrahlt? Wir gehen näher. Wirklich ein unterirdischer See! Schwarz breitet sich dieser ruhige, nie von einem Winde bewegte Spiegel ins unabsehbare Finstere der Bergestiefe aus. Kristallklar und rein ist seine Flut, doch so salzig, als überhaupt nur Wasser sein kann. Selbst das Wasser mag nur eine bestimmte Portion Salz verspeisen, oder, wie wir gewöhnlich sagen, in sich auflösen; wenn ihm noch mehr davon geboten wird, legt es den Überschuß auf seinen Grund als ein Ersparnis unangerührt zurück. Freundlich nötigen uns jetzt die Bergleute, in einen Kahn zu steigen, der hier am Ufer des unterirdischen Sees steht. Wir halten eine sonderbare Fahrt! Die Decke wird, je weiter wir vom Ufer fahren, desto tiefer — jetzt berührt sie unsere Häupter, wir müssen uns bücken, ja im Kahn fast niederlegen — so dicht senkt sie sich auf den Wasserspiegel nieder. Doch nach kurzer Strecke wird der Raum auch wieder größer, eine zweite Halle mit weiten Säulengängen nimmt uns am andern Ufer auf. Reges Treiben herrscht hier. Bergleute hauen Salzmassen los, die unreineren sprengen sie durch Pulver, die reineren trennen sie sorgsam mit dem Meißel von den Felsen. Hier schaffen einige durch angespannte Pferde das Salz zu jenen Stellen, an welchen es zu Tage emporgewunden wird; dort beginnen andere einen neuen Gang zu hauen, während wieder andere eine gefährliche Stelle, die einzustürzen droht, mit Holzsäulen stützen.

Nicht an allen Stellen des Bergwerks ist das Salz so rein, daß es zum unmittelbaren Verbrauche dienen kann — an den meisten ist es mit Ton und Sand vermengt. Hier bedient sich der Mensch des Wassers als Gehilfen. Er leitet es zum schmutzigen Salze, es löst dasselbe auf und wird als gesättigte Sole wieder durch Pumpen ans Tageslicht gehoben. In mächtigen Kesseln und Pfannen, unter denen ein wohlgenährtes Feuer lodert, verdampft das Wasser, und die weißen Salzkristalle bleiben rein und unvermischt auf dem Boden und an den Seiten der Gefäße zurück.

An vielen Stellen erspart der liebe Gott den Menschen die Mühe, das Wasser zum Salz zu leiten. Er führte von Anbeginn die Wasseradern der Erde über Lager von Salz, und als Salzquellen sprudeln sie aus dem Boden.

Viele Gänge und Kammern können wir in dem ausgedehnten Salzbergwerke noch durchwandern und uns über die Richtung der Steinsalzlagen belehren oder die zwischen ihnen durchziehenden Adern fremder Steine und Erden betrachten. Endlich kommen wir durch einen letzten Gang am Fuße des Berges ins Freie. Der Sonne warmer Strahl begrüßt uns aufs neue; wir gewahren wieder die

Häuschen oben auf des Berges Höhe, und es ist uns fast zu Mute, als hätten wir einen wunderlichen Traum gehabt von der Heimat der Salzkörnlein in der Erdentiefe.

## 72. Die Beleuchtung sonst und jetzt.

Paul Th. Hermann, Deutsche Aufsätze I.

Wie prächtig erscheint uns die jetzige Beleuchtung, wenn wir sie mit der früheren vergleichen! Unsere kriegerischen Vorfahren, die Germanen, kannten nur den rußig brennenden Kienspan, aus Kiefern- oder Tannenholz geschnitzt. Selbst an großen Festtagen, wenn die Germanen um die steinernen Tische bei den mit Met gefüllten Trinkhörnern saßen und dem Lied eines sangeskundigen Skalden lauschten, wurden bei Einbruch des Abends nur mehrere große Kienspäne angezündet. Durch viele Jahrhunderte hat diese Art der Beleuchtung gedauert.

Nach und nach kam man auf die Verwendung des Bienenwachses. Aus ihm stellte man Kerzen her. Damit für die Kirchen und die Schlösser der Adligen genug Kerzen gegossen werden konnten, mußten gewöhnlich die Untertanen auch Wachs als Abgabe liefern. Hunderte von solchen Wachskerzen wurden zu den prunkvollen Festen der Ritter und Adligen bis in die Zeit des Rokoko hinein zur Erleuchtung der Festsäle angezündet. Die Bürgersleute und die ärmeren Leute mußten sich meist mit Talglichten begnügen. Diese wurden entweder gezogen oder gegossen. Auch die Beleuchtung mit Kerzen und Talglichten hat einige Jahrhunderte, ja bis in unsere Zeit gedauert. Jetzt brennt man noch oft Stearin- und Paraffinkerzen. Der Docht der Talglichte mußte sehr häufig mit der Lichtputzschere abgeschnitten werden. Daß das Putzen der Lichte nicht angenehm war, weil es Mühe machte und die Lichte öfters dabei erloschen, sagt uns ein Wort von Goethe; es lautet: „Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.“

Die nächste Verbesserung auf dem Gebiete der Beleuchtung war die Öllampe. Hierzu wurde Rüböl verwendet. Man gewann es aus dem Samen des Rapses. In Amerika entdeckte man dann große Quellen von Erdöl oder Petroleum. Da dies billiger verkauft werden konnte und ein weit helleres Licht lieferte, verdrängte es mehr und mehr das Rüböl.

Ein viel besseres Licht als das der Petroleumlampe ist das Gaslicht, das im Anfange des 19. Jahrhunderts Eingang gefunden hat. Man gewinnt es aus Steinkohlen, die man in eisernen, fest-

eingemauerten Retorten erhitzt. Ehe man das entweichende Gas benützen kann, muß es gereinigt werden. Dies geschieht in der Vorlage, im Kühlapparate, im Waschraume und im Trockenreiniger. In der Vorlage sondert sich Teer ab. Im Wasser der Dusche des Waschraums löst sich Ammoniakgas auf, das im gewöhnlichen Leben Salmiakgeist genannt wird. Im Trockenraume liegt eine Masse, die aus Kalk und Eisenoxyd besteht. Der Kalk entzieht dem Gase die Kohlensäure, und durch das Eisenoxyd wird der Schwefel aus ihm entfernt. Wenn das Gas nun genügend gereinigt ist, wird es durch ein Rohr in den Gasometer geleitet. Von hier aus führen Röhren nach den Orten, wo das Gas leuchten soll.

Eine neuere Erfindung ist das Gasglühlicht. Über einen Bunsenschen Brenner, bei dem auch atmosphärische Luft mit verbrennt, wird ein „Strumpf" gestülpt. Durch das Glühen dieses Strumpfes wird das weiße, blendende Licht erzeugt, das jetzt in vielen Läden, Wohnungen, Treppenhäusern und auf den Straßen zu sehen ist.

Die neueste Art der Beleuchtung ist die mit elektrischem Lichte. Es tritt in zweierlei Gestalten auf, als elektrisches Bogenlicht und als Glühlicht. Dieses Licht wird durch den elektrischen Strom erzeugt. Es ist weiß und leuchtet sehr hell. Meist dient es zur Erleuchtung von großen Räumen und hat auch den Vorzug vor dem Gaslichte, daß es die Farben der beleuchteten Gegenstände nicht verändert.

Welcher gewaltige Unterschied ist zwischen dem brennenden Kienspane und dem elektrischen Lichte! Welche Veränderungen aber werden die folgenden Jahrhunderte noch bringen?

## 73. Die Feuergewinnung sonst und jetzt.

Paul Th. Hermann, Deutsche Aufsätze I.

Ritsch! Ratsch! Das Streichhölzchen fährt an der Reibfläche der schwedischen Zündholzschachtel hin. Ein kleiner Puff! Augenblicklich steht das Hölzchen in Flammen. Dies alles ist das Werk weniger Sekunden. Wir sehen das nun jeden Tag, und deshalb können wir uns gar nicht recht in die Lage versetzen, in der sich die Bevölkerung des Altertums, des Mittelalters und sogar noch in der Neuzeit befand. Und doch beruht alles, was geschichtlich mit dem Feueranzünden im Zusammenhange steht, auf Wahrheit. Die Germanen, die auf der Liste unserer ehrwürdigen Ahnen in erster Linie stehen, mußten durch Reiben Feuer erzeugen. Natürlich taten sie es nicht auf so einfache Weise wie heutzutage, sondern ein Knecht oder

eine Magd mußten zwei Stücke trockenes Holz solange aneinanderreiben, bis es heiß wurde und endlich glimmte. Das war eine sehr anstrengende Arbeit, die oft stundenlang fortgesetzt werden mußte und tüchtige Kraft in Anspruch nahm. Darum wurde streng darauf gesehen, daß das so mühselig anzumachende Herdfeuer gut unterhalten wurde. Die nach einigen Jahrhunderten lebenden Nachkommen waren in der Kunst des Feueranzündens ein klein wenig vorgeschritten. Jetzt wurde das sogenannte Pinkfeuerzeug gehandhabt. Es setzte sich aus einem Feuersteine, Stahl und Schwamm zusammen. Der Stein wurde in die eine Hand genommen und der Stahl in die andere, der Schwamm hatte seinen Platz unter beiden. Mit dem Stahle wurde auf den Stein geschlagen, und „pink, pink", sprangen Funken heraus, die auf den Schwamm fielen. Sobald das Fünkchen bemerkt wurde, fing man an zu blasen. Das war keine angenehme Arbeit; denn man mußte alle Kraft seines Blasebalges darauf verwenden. Noch bis spät in das Mittelalter hinein wurde das Pinkfeuerzeug im gewöhnlichen Leben gebraucht. Es ist uns bekannt, daß der Mönch Bertold Schwarz, der angeblich das Schießpulver erfand, auch auf diese Art Feuer entwickelte. Noch lange Zeit wurde keine neue, praktischere Erfindung gemacht; denn Schwefel, Phosphor, chlorsaures Kali und andere bedeutende chemische Stoffe gehörten bei dem Volke in die unbekannte Welt. Schließlich verwendeten berühmte Chemiker chemische Stoffe, und es bildete sich nach und nach das Tunkfeuerzeug. Bei diesem wurde ein dünnes Hölzchen in chlorsaures Kali getan; dieses ist sehr leicht brennbar. Als zweites und wichtiges Material hatte man eine Flasche mit Schwefelsäure, in die Asbestfäden hingen. Das Hölzchen wurde nun in die mit Schwefelsäure getränkten Asbestfäden getunkt und geriet dadurch in Brand. Das Tunkfeuerzeug hatte dem Pinkfeuerzeug an Bequemlichkeit Bedeutendes voraus, aber trotzdem folgten diesem ersten Versuche, ein bequemes Feueranzündungsmittel herzustellen, bald erneute Verbesserungen in Gestalt der Phosphor- oder Schwefelhölzchen. Die Verfertigung derselben war mit verschiedenen Schwierigkeiten verknüpft. Erst galt es, ein Gemisch von Schwefel, Phosphor, Gummi und etwas Farbstoff herzustellen. In diesen seltsamen Brei wurde das Hölzchen getaucht. Im Verkehre und im Gebrauche wurde das Phosphorhölzchen an Sandpapier gerieben. Dadurch wurde der Gummiüberzug durchrieben und Wärme erzeugt. Nun entzündete sich sofort der Phosphor und mit ihm das Hölzchen. Diese Neuerung auf dem Gebiete der Entwicklung des Feuers rief einen gewaltigen Umsturz, wie man gehofft hatte, hervor. In den Fabriken, wo die neuaufgekommenen Schwefelhölzer verfertigt

wurden, litten aber die Arbeiter an furchtbaren Krankheiten. Da der Phosphor ein starkes Gift ist, wurden die Knochen zerfressen, und viele mußten in der Blütezeit des Lebens in ein frühes Grab sinken. Außerdem wurde Lebensmüden die günstige Gelegenheit geboten, zu einem leichterreichbaren Tötungsmittel zu greifen. Eine der schlechtesten Eigenschaften war die, daß der Phosphor sehr leicht explodierte und dabei auch Nahestehende verletzte. Doch war noch niemand so weit gekommen, allen Übelständen abzuhelfen; aber nicht lange währte es, daß der Retter in der Not in Gestalt eines Deutschen kommen sollte. Er kam auf den rühmenswerten Einfall, weder Schwefel noch Phosphor zum Hölzchen zu verwenden. Ein Nachteil machte sich aber immer noch bemerkbar; denn Reibfläche und Hölzchen waren nicht beisammen, und so verursachte auch dieses Feueranzünden noch Umstände. Da war es ein Schwede, durch den diese unbequeme Art aufs höchste vereinfacht wurde. Nach seinem Muster wurden Tausende von schwedischen Zündholzschachteln, bei denen sich die Reibfläche daran befand, verfertigt. Diese Sorte hat sich lange Zeit auf das beste bewährt. Im Handel heißen sie „schwedische Streichhölzer", obwohl ein Deutscher gebührenden Anteil an den Lorbeeren haben müßte. Seit nicht langer Zeit sind die Gloriastreichhölzer aufgekommen. Bei diesen kann die Reibfläche eine ganz beliebige sein. Doch ist nicht zu befürchten, daß sie den schwedischen Streichhölzern, die im deutschen Volke schon einheimisch geworden sind, die Kundschaft verderben werden.

Auch wir gebrauchen beim Feueranmachen noch die schwedischen Streichhölzer. Bei uns werden jetzt Tag für Tag viele Streichhölzer nutzlos verschwendet, unsere Vorfahren wären glücklich gewesen, wenn sie sich im Besitze eines dieser Wunderhölzchen gewußt hätten.

---

# VII. Heute und vor Zeiten.

## 74. Im Kontor eines Hamburger Handelshauses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Paul Hertz, Unser Elternhaus.

Als der Vater im Jahre 1833 das alte Haus auf dem Holländischen Brook*) kaufte, befand sich im Erdgeschoß des Vorderhauses

*) Mit dem Worte „Brook" wurde in Hamburg allgemein niedrig gelegenes Weideland, Bruchland bezeichnet.

nur ein einziges Zimmer — das Kontor. Die Treppe nach dem ersten Stock stieg dicht hinter ihm empor. Nur dunkel erinnere ich mich dieses Zustandes. Da war ein ganz kleines Fenster, das vom Kontor nach der Treppe sah, eben groß genug, daß die Kommis uns Kinder horizontal hindurch stecken konnten. Man mußte sich aber ganz steif halten, sonst ging es nicht. Leider war diese Kunstleistung, auf die wir sehr stolz waren, nur etwa bis zum sechsten Jahre möglich, weil das dumme Fenster nicht mit wuchs.

Im Jahre 1845 wurde hinter dem Kontor zur Vergrößerung der Geschäftsräume ein zweites Zimmer errichtet und die Treppe um so viel zurück verlegt. Das neue Zimmer erhielt den Namen „Käfig", weil es nur spärliches Licht von der Diele aus empfing und die Fenster gegen Diebsgefahr vergittert waren.

Im Kontor selbst stand in der Mitte, der Länge des Raumes nach, ein großes Doppelpult mit Regalen und zwei Arbeitsplätzen an jeder Seite. Vor dem Fenster, wo das günstigste Licht war, schrieb der Vater, an den übrigen arbeiteten zwei Kommis und ein Lehrling.

Der Vater war Kaufmann und Reeder. Manches schöne Schiff fuhr auf der See, das seine Flagge führte. Auf Zanzibar besaß er eine eigene Faktorei, von der Waren kamen und wohin andere gesandt wurden. Aber auch nach anderen fernen Weltgegenden segelten die Schiffe teils mit eigenen Ladungen, teils an andere verfrachtet. Da konnte es nicht fehlen, daß sich das Kontor mit den interessantesten Dingen füllte. An den Wänden waren Modelle von Schiffsrümpfen befestigt, aus feinem Holze sauber gearbeitet und so blank poliert, daß sich das Licht darin spiegelte. Dazwischen hingen Karten und Ansichten fremder Häfen. Auf den Bücherschränken lagen wunderbare Muscheln, Korallen, See- und Landseltenheiten aller Art, die die Kapitäne aus fernen Meeren mitgebracht hatten. Und nun erst im Käfig! Dort wurde alles untergebracht, was im Kontor nicht Platz hatte und doch gut verwahrt werden sollte. Da lagen, in Futteralen sorglich verpackt, die wertvollen Seekarten; da hingen an der Wand Gewehre, Säbel und Dolche zur Ausrüstung der Schiffe für den Kampf mit Seeräubern, daneben seltsame fremdländische Waffen. Auf einem Schranke standen ein Sextant, ein Chronometer und eine Bibel, die von einem untergegangenen Schiffe gerettet waren. Und nun die vielen Warenproben, die auf Börtern und Regalen aufgestellt waren! Was nur Afrika, Arabien und Persien an Handelsprodukten hervorbringt, war dort zu sehen: glänzendes Elfenbein und dunkles Ebenholz, Gummi kopal, goldig und durchsichtig wie Bernstein, schimmernde Perlmutterschalen und schwarzer Pfeffer, gelbes Palmöl und schneeweißes, duftendes Kokosöl, Nelken und Myrrhen von Berbera —

ein wahres Museum! Und wie seltsam roch das alles durcheinander!

Und nun die Leute, welche kamen und gingen: Eilfertige Makler in schäbigem Kontorrock, vornehme auswärtige Geschäftsfreunde, wie Lords aussehend, Bäcker und Schlachter, die über Lieferung von Schiffsproviant verhandelten, wettergebräunte Seeleute mit hellgrauen, fernsichtigen Augen und schwieligen Händen; für jeden hatte der Vater das richtige Wort. Er saß auf einem unbequemen Kontorbock an seinem bescheidenen Pulte und sah die Leute mit klaren blauen Augen an. Über seinem Antlitz lag ein freundlicher Ernst, der seine Umgebung beherrschte. Niemand hätte in seiner Gegenwart einen flachen Scherz gewagt.

Ein Zauber eigener Art lag zu jener Zeit noch über den Geschäften mit fernen Ländern, wie sie der Vater trieb. Noch existierten keine elektrischen Telegraphen, der Dampfschiffe zur Vermittlung der Posten gab es wenige. War ein Schiff davon gesegelt, so hörte man oft Jahr und Tag von ihm nichts wieder. Ebenso erfuhr man von seiner Rückreise mitunter nicht eher etwas, als bis es Cuxhaven passiert hatte, oder gar bis es unter Kanonendonner in den Hafen einlief. Da galt es denn, alles gut vorher zu überlegen und den Kapitänen präzise Ordres mitzugeben. Andererseits mußte letzteren großes Vertrauen geschenkt und ihnen eine weit größere Selbständigkeit des Handelns zugestanden werden als jetzt. Der Vater verstand es vorzüglich, sich geeignete Leute auf den eigenen Schiffen heranzuziehen. Manche seiner Kapitäne sind schon als Schiffsjungen in seine Dienste getreten, alle aber hingen mit großer Liebe an ihm. Er war von der Wichtigkeit, gute Schiffsführer zu haben, so durchdrungen, daß er häufig sagte: wenn ich einen tüchtigen Mann weiß, so baue ich ihm ein Schiff.

Mitunter wurden Schiffe geradezu auf Entdeckungsreisen ausgesandt, so nach dem roten Meere und dem persischen Golf. Es galt auszukundschaften, ob nach den dortigen Küsten ein Handel möglich sei und in welchen Artikeln.

Seinen Untergebenen wußte der Vater reges Interesse für seine Pläne einzuflösen und sie dadurch zu emsiger Mitarbeit zu gewinnen. Nur bei einem scheiterten alle darauf gerichteten Versuche. Der „alte Heinrich“ ließ sich niemals aus seiner trägen Gelassenheit bringen. Er war der Haus-Küper, d. h. ein gelernter Faßbinder, der, wie das in Hamburg damals allgemein üblich war, zugleich die Stelle des Hausknechtes versah. Heinrich war seit Errichtung des Geschäftes in seiner Stellung und pflegte zu sagen: „Ick heff mi mit den Herrn tosamen etabliert“. Eine seiner Funktionen war, den Proviant für

die Schiffe in Tonnen und Kisten zu schlagen, die er dann „Bon", „Lich", „Afl" usw. markte*). So prangten sie auf der Diele, bis das Großboot des betreffenden Schiffes, von vier strammen Matrosen gerudert, an die Fleettreppe kam, sie abzuholen.

Heinrich sprach nur gebrochen Hochdeutsch. Nun gibt es im Plattdeutschen für das männliche und weibliche Geschlecht nur den einen Artikel „de". Diesen übersetzte er ein für allemal mit „die". Einen männlichen Artikel gab es für ihn einfach nicht. Er sagte konsequent: die Mond, die Mann, die alte und die junge Herr usw. So kam er selbst zu dem Namen „die alte Heinrich". Fremdworte verdrehte er in seltsamer Weise. So sagte er, wenn er etwas nicht vorteilhaft fand: „Herr, dabi is keen Provance". Er setzte sich dieses Wort aus Profit und Avance zusammen. Unsern Bruder Oktavio nannte er trotz aller Belehrung stets „Batavia", welches Wort ihm einmal aus dem Geschäft geläufig war. Die Dezimalwage, die er nebenbei als moderne Erfindung nicht liebte, nannte er „Naschenalwacht".

Grundehrlich war der alte Heinrich, im übrigen aber hat der Vater viel Nachsicht mit ihm haben müssen, und als ihm nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit von einem Verein eine Medaille verliehen wurde, meinte der Vater, diese käme weit eher ihm selbst zu, weil er es so lange mit Heinrich ausgehalten habe! Wir Kinder hatten den Mann gern, er hatte ein sympathisches Äußere, ein gutmütiges hübsches Gesicht und krauses braunes Haar. Tagsüber war er selten im Hause zu sehen, er arbeitete dann meistens auf den Speichern und besorgte Kommissionen in der Stadt. Abends um acht Uhr aber kam er regelmäßig noch einmal ins Kontor, um seine Ordres für den nächsten Tag zu empfangen. Hatte ihm der Vater dann seine Aufträge gegeben, so sagte er: „De Herr hett mi niks mehr to seggen", ergriff seine Mütze und ging fort. Es sollte das eine Frage sein; der Tonfall war aber derart, daß man ebensogut glauben konnte, er wolle seinem Herrn ein für allemal den Gehorsam aufkündigen.

## 75. Wie man früher reiste.

Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Der Maler Wilhelm von Kügelgen schildert eine Reise, die seine Eltern im Frühling des Jahres 1814 mit ihm — dem elfjährigen Knaben — und seinen Geschwistern von Ballenstedt am Harz nach Jena machten. Das Reisen war in jenen Tagen keine so einfache

*) Bohnen, Lichte, Äpfel.

Sache wie heute. Schon das Auftreiben eines Wagens machte Schwierigkeiten.

„Das Geschlecht der Lohnkutscher war nämlich für Ballenstedt noch unerschaffen, und die Ökonomen, die sonst für Geld und gute Worte anzuspannen pflegten, wollten ihr Geschirr an diese Jahreszeit nicht wagen. Postpferde gab es auch nicht, und wären sie dagewesen, so fehlte wieder ein Gefährt. Durch die Luft fliegen konnten wir aber ebensowenig als zu Fuß gehen, und so sollte denn die Reise wirklich noch verschoben werden — als sich sehr unerwartet ein gewisser Bäcker meldete, der uns für schweres Geld fahren wollte. So mußte es denn doch geschieden sein. Man sagte allerseits den Freunden Lebewohl, die Koffer wurden gepackt, und bei träufelndem Tauwetter hielt der bewußte Bäcker zur bestimmten Morgenstunde vor der Haustür.

Sehr einladend sah die Gelegenheit nicht aus. Der Wagen, von unbeschreiblichen Proportionen, hing altersschwach und lahm in seinen Federn, die Schläge waren mit Bindfaden befestigt, und die hart eingetrockneten Fensterladen ließen sich weder einknöpfen noch zurückschnallen. Die Pferde standen da mit tief gesenkten Häuptern, dem Anschein nach halb schlafend oder tot, und niemand konnte begreifen, wie sie nur bis hierher gelangt waren. Aber der Kutscher sagte, seine Pferde wären gut. Doch begrüßte er jeden Koffer, der ihm zugetragen wurde, mit schweren Seufzern.

Endlich war alles fertig, und die Freunde wurden umarmt, soweit dies anging, denn wenigstens wir Kinder konnten die Arme nicht sehr rühren, da wir verpackt und eingewickelt waren wie Cocons. So wurde einer nach dem andern in den höchst jammervollen Kasten verladen, bis sich zuletzt auch noch das Mädchen aus der Fremde, wie sie in Ballenstedt genannt wurde, nämlich unsere getreue Rose, einstellte, um gleichfalls aufzusteigen. Sie hatte, um sich vor Kälte und ihre sieben Sachen vor dem Verderben des Einpackens zu schützen, alles auf den Leib angezogen, was sie an Wäsche und Kleidern besaß, und sah wie das Heidelberger Faß aus. Der Kutscher hatte jeden Einsteigenden im Geist gewogen und zu schwer befunden. Als er aber dieses Ungeheuers von Mädchen ansichtig wurde, tat er einen schauderhaften Fluch und schwur, ihn solle dieser oder jener holen, wenn er sie in den Wagen ließe.

So möge er sich denn hinpacken, woher er gekommen wäre, schrie ihn der Vater an, ließ wieder abladen, und dieser erste Anlauf war gescheitert.

Mamsell Schäfer — unsere Nachbarin — hatte aus ihrem Fenster das ganze Mißgeschick mit angesehen. Sie hatte zwar nur mit uns Kindern Umgang gehabt und kannte namentlich meine Mutter nur

von gelegentlichen nachbarlichen Fensterbegrüßungen. Nichtsdestoweniger fühlte sie sich nun zu einer Tat bewogen, welche über die notwendigste Nächstenliebe noch hinausging. Sie bot uns nämlich ihren eigenen Reisewagen an, und wußte sogar Pferde aus einem benachbarten Dorfe aufzutreiben, so daß unsere Abreise sich schon am nächsten Morgen erfüllen konnte.

Aber trotz bester Equipage war es doch immer nicht die beste Fahrt. Die Wege gingen auf, und der Wagen taumelte wie ein Trunkenbold von einer Seite auf die andere, bis er schließlich in der Naumburger Gegend in einem Schneeloch stecken blieb. Mein Vater und der Kutscher sprangen ab. Sie durchnäßten sich fast bis zum Halse, indem sie mit Geschrei und Prügeln taten, was sie konnten; auch legten sich die Pferde mit allen Kräften ins Geschirr und taten ebenfalls, was sie vermochten; aber der Wagen stand wie eingenietet.

Da schien es denn ein Glück zu sein, daß ganz in nächster Nähe ein Haufen Schneeschipper arbeitete. Mein Vater sprach sie an; sie sagten aber, sie wären angestellt, die verschneiten Wege auszuschaufeln, daß kein Wagen hineinpoltere, und das übrige ginge sie nichts an. Der Kutscher entgegnete, die Löcher auf der Straße wären schlimmer als alle Gräben, und sie sähen doch, daß wir schon darin stäken; aber es war so wenig mit ihnen anzufangen als mit der Armsäule am Wege, die eben auch zwei unnützige Pfoten in die Luft streckte, und weder Bitten noch Geld konnten sie bewegen, ihren Beruf verständiger aufzufassen. So saßen wir denn abermals fest, und keine Mamsell Schäfer guckte zum Fenster heraus. Mein Vater und der Kutscher hielten Kriegsrat, und es schien nichts anderes übrig zu bleiben, als den Wagen zu entleeren und abzupacken; eine schlimme Aussicht für die kränkelnde Mutter und uns alle. Aber siehe! da nahte sich mit fröhlichem Gesange eine kleine auf dem Marsch begriffene Abteilung von etwa zwanzig russischen Soldaten. Als diese sahen, was hier los oder vielmehr stecken geblieben war, legten sie unaufgefordert und augenblicklich Hand an. Ein paar starke Kerle krochen unter den Wagen und hoben ihn mit ihren Rücken, daß er in den Fugen krachte, während andere schoben, schrieen und in die Pferde hieben. Im Augenblicke waren wir aus dem Pfuhl heraus, und unsere Retter zogen beschenkt und singend weiter. Ohne weitere Fährlichkeiten gelangten wir in Jena an."

## 76. Völkerwanderung und Auswanderung.

H. Scharrelmann, Heute und vor Zeiten.

Mitten im dichten Walde, wo die uralten Eichen standen und mächtige Felsblöcke aufeinandergetürmt lagen, flackerte ein Riesenfeuer.

Das Holz prasselte, und der Rauch zog in einer dicken Wolke durch die Kronen der Waldwiesen. In weitem Kreise saßen Männer um das Feuer herum. Alle waren mit Fellen bekleidet und bewaffnet. Alle trugen bis auf die Schultern herabhängende Haare und struppige Bärte. Über dem Feuer briet eine Wildsau. Ein Alter, dessen Silberbart ihm bis auf den Gürtel fiel, schnitt Stücke von dem Tiere und reichte sie denen im Kreise.

Als das Mahl beendet und aufs neue trocknes Holz in das Feuer geworfen worden war, so daß die Flammen hellauf leuchteten, trat einer der Mannen in den Kreis. Die Kopfhaut eines langhaarigen Ochsen trug er als Helm, und weitab und drohend ragten die beiden Hörner an der Haut in die Luft. Er sprach: Stammesgenossen! Friedigern ist wieder in die Heimat zurückgekehrt. Laßt uns hören, was er uns zu melden hat. — Da schlugen die Männer zum Zeichen, daß sie mit diesem Vorschlage einverstanden waren, mit ihren Schwertern an die Schilde. Als Ruhe eingetreten war, trat Friedigern hervor. Er stellte sich in die Mitte des Kreises. Sein hellblondes Haar fiel ihm in langen Locken bis über die Schultern. Den Schild am linken Arme, sein Schwert mit beiden Händen vor sich auf den Boden gestellt, stand er da und sah mit blitzenden Augen im Kreise umher.

Dann sprach er: Ihr Mannen! Ich grüße euch nach langer Irrfahrt im fremden Lande! Wißt ihr noch, wie vor sechs Jahren der römische Händler mit seinen Gold- und Silberketten durch unsere Wälder zog und auf den Höfen seinen Tand unseren Mädchen und Frauen zum Kaufe anbot? Wißt ihr noch, was er uns alles erzählte von seiner Heimat, der großen Kaiserstadt Rom, von der Pracht der Häuser und dem Reichtum seiner Bürger? — Ein lautes Schwertgeklirr war die Antwort. Und ihr wißt auch, fuhr er fort, daß wir uns mit zwölf jungen Männern zusammen aufmachten, nach Rom zu ziehen, weil wir mit eigenen Augen die Wunder der Stadt schauen wollten.

Beschwerlich und gefährlich war die lange Reise. Freilich, solange wir durch deutsche Lande ritten und uns nur gegen Wölfe und Bären zu verteidigen hatten, wars eine Freudenfahrt. Dies Schwert — und er hob sein eigenes hoch empor, so daß es hell im Flammenscheine aufblitzte, hat an manchem Tage auf fröhlicher Jagd Bären- und Wolfsblut fließen machen. Doch als wir über himmelhohe Berge und an tiefen Schluchten und schroffen Felshängen vorbei den Weg nach Italien suchten, da haben wir stündlich dem Tode ins Auge geschaut. Und dann, als wir endlich das Gebirge überstiegen, da lag wie ein großer blühender Garten das Land vor uns.

In Italien ist ewiger Sommer, jahraus, jahrein. Kein Schnee fällt vom Himmel, kein eisiger Nordwind wütet in den Lüften, keine Frostriesen bauen die Winterbrücken über Strom und Bach. Aus festen Steinen sind die Häuser gebaut. Die Bäume brechen fast unter der Last der süßesten Früchte. Und reich ist das Land über alle Maßen. Seht her, sprach er und schüttelte einen großen Haufen Goldmünzen aus, das alles hat mir ein Römer geschenkt, geschenkt dafür, daß ich in seinem Hause eine Stunde bei ihm gesessen und von den Wäldern und Gemarkungen unserer Heimat erzählte.

Da sahen die Männer mit großen Augen auf das hingestreute Gold, und einzelne Stücke gingen wohl von Hand zu Hand. Doch lautes Gelächter erscholl, als sie bedachten, wofür der Goldpreis gezahlt worden war.

Aber, fuhr Friedigern fort, so reich das Land ist und so schön es auch ist, so falsch und tückisch sind die Menschen, die es bewohnen. Fragt mein Schwert, wie oft ich es gezogen habe, um Hinterlist und Verrat zn rächen. Die Menschen, die dort wohnen, sind nicht wert, daß sie die Sonne bescheint. Sie sind nicht wert, daß sie in dem schönen Garten und in den weißen Marmorpalästen wohnen. Laßt uns hinziehen nach Italien und das Land erobern und die tückischen, schlechten Menschen mit unseren Schwertern und Lanzen bekriegen. Das ganze Land ist uns offen, denn es ist ein schwächliches Geschlecht, das dort haust, Mut und Tapferkeit kennt es nicht. Seine Waffen sind Verschlagenheit und Falschheit.

Friedigern trat aus dem Kreise, und lauter Beifall ertönte.

Ein anderer trat vor und sprach: Volksgenossen! Das Land unserer Ahnen wird uns zu eng. Unaufhaltsam wächst die Zahl unserer Männer, die es bewohnen wollen. Der Wald birgt nicht Getier genug für uns zur Jagd und nicht lichte Stellen genug zu neuen Gehöften. Ich meine, laßt uns Friedigern folgen. Laßt uns rüsten zu einer Heerfahrt nach Rom und laßt uns das schöne Land mit all seinem Reichtum erwerben. — Wieder erscholl Beifall.

Da trat ein dritter in den Kreis. Laßt euch warnen! Laßt euch warnen! sprach er. Zieht nicht nach Rom! Es ist kein Land für deutsche Männer. So tückisch wie die Menschen, die es bewohnen, so tückisch ist auch die Erde unter ihren Füßen. Sie bebt und speit Feuer und seht meine Hände, wie sie zittern! So hat mich ein giftiges Fieber zugerichtet. Kaum vermag ich noch das Schwert zu schwingen wie vor Zeiten. Hütet euch vor Rom und bleibet im Lande unserer Väter.

Lange wurde noch beraten, doch endlich beschlossen, daß am Tage nach dem nächsten Vollmondabend die Heerfahrt unternommen werden sollte.

Von Dorf zu Dorf wurde die Botschaft getragen. Und alles rüstete sich zur Reise nach Rom. Zurück blieben nur wenige.

Am Morgen nach dem nächsten Vollmondsabend sammelte sich auf einem weiten Graslande am Flusse alles, was mitziehen wollte nach Rom. Kühe, Pferde, Wagen, Hausgerät, Waffen ohne Zahl, und Männer, Frauen, Kinder und Greise — alles zog mit.

Ein stundenlanger Zug war es, der dem Flußlauf stromauf folgte.

Die Leute in den Ortschaften, durch welche sie zogen, schlossen sich ihnen an. So wuchs das Heer. Immer größer wurde die Zahl derjenigen, die nach dem neuen Lande zogen.

Und als sie an das himmelhohe Gebirge kamen, das Deutschland von Italien trennt, da stürzte mancher Wagen in die Tiefe und manches Pferd wurde mitgerissen. Aber sie kamen doch hinüber. Ein Schrecken kam über ganz Italien, als die Deutschen heranrückten. Römische Kriegsscharen wurden ihnen entgegengeschickt, doch kein Heer konnte ihnen standhalten. Siegreich und unaufhaltsam drangen die wandernden Völker vor. So lernten sie auf ihrem Zuge nach Rom die Schönheit und den Reichtum des Landes kennen. So zogen sie bis vor die Kaiserstadt und eroberten sie, doch das Glück, das sie suchten, haben sie in Italien nicht gefunden. Untergegangen oder wieder in die alte Heimat zurückgekehrt sind alle, die ausgezogen waren nach dem gelobten Lande.

So wie dies Volk es gemacht hat, so haben's andere nach ihm gemacht. Allmählich kam ganz Deutschland ins Wandern hinein. Allen deutschen Stämmen wurde die Heimat zu eng, sie sehnten sich nach der Ferne und begannen das Glück in fremden Landen zu suchen.

Aber, so schön die Bilder auch waren, die ihnen die Ferne vorspiegelte, das Glück wohnt nun einmal nicht in fernem Lande. Es wohnt still versteckt in jedem Menschenherzen. Erst wer es da zu finden vermag, der hat es gewonnen. Doch das war es gerade, was niemand glauben wollte.

Nun, jene unruhigen Zeiten, wo ein Volk das andere drängte und in Bewegung brachte und aufreizte zum Wandern, sind ja längst dahin, Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Und doch ist die Wanderlust geblieben bis auf unsere Zeit. Auch heute gibt es viele, viele Menschen, die Haus und Heimat verlassen, um das Glück, das sie daheim nicht fanden, im fremden Lande zu suchen.

Als ich heut morgen durch die Bahnhofstraße ging, marschierte gerade wieder ein großer Trupp Auswanderer zum Bahnhofe. Der Wirt, bei dem sie übernachtet hatten, ging voran, und in langem Zuge folgten ihm Männer, Frauen und Kinder. Alle waren bepackt und beladen mit Koffern und dick geballten Leinensäcken. Darin

mochten wohl die Bettstücke enthalten sein. Frauen trugen die kleinen Kinder auf dem Rücken und den Armen in ein Manteltuch eingeschlagen. Größere Mädchen und Knaben liefen barfuß nebenher. Männer in weißen Lederhosen und dicken pelzbesetzten Mänteln, Frauen in bunten Kattunröcken und Wasserstiefeln. So wanderten sie über den weiten Bahnhofsplatz, und oben in der Halle wartete gewiß schon der Zug, der sie nach Bremerhafen bringen sollte. Dort werden sie dann gleich vom Eisenbahnwagen bis an einen kleinen Dampfer gebracht. Und der bringt sie hinaus auf die Weser, wo der große Lloyddampfer liegt, auf dem sie hinüberfahren sollen in das neue Land Amerika, wo die Goldstücke auf der Straße liegen und jedermann in vierzehn Tagen so viel Geld verdient, daß er sein Leben lang genug daran hat. — Ach nein, so ist es ja gerade nicht! Auch in Amerika heißt's arbeiten, schwer arbeiten. Und mancher Schweißtropfen muß von der Stirne fließen, ehe man zum Sattessen hat.

Ja, warum in aller Welt aber wandern denn nun alle diese Menschen aus? Warum bleiben sie nicht in ihrem Lande? — Alle glauben, die alte Heimat sei zu hart mit ihnen. Der Verdienst ist zu gering gewesen, sie „hatten kein Glück", sind vielleicht gar ihres Lebens daheim nicht mehr sicher gewesen. Nun haben sie sich aufgemacht nach dem neuen Lande, um da zu finden, was sie zu Hause nicht fanden: Geld, Arbeit, Freude — Glück.

Und Woche für Woche fahren zwei der Riesendampfer hinüber über das große Wasser, und jedesmal bringen sie viele hundert Auswanderer nach Amerika. So wandert das jahraus, jahrein übers Meer.

Und Menschen aller möglichen Völker sind, die auswandern: Russen, Deutsche, Schweizer, Österreicher, Polen, Ungarn usw.

Morgen früh nun, wenn alle an Bord gekommen und die Kisten und Kasten tief unten im Laderaum des Schiffes verstaut sind, dann pfeift die Maschine und die Matrosen winden die Anker auf und die Musik spielt an Bord, und dann dreht sich der große schwarze Riese und wendet seine Spitze dahin, wo kein Land mehr zu sehen ist, wo Himmel und Wasser zusammenstoßen. Aus den gelben Schornsteinen quillt als letzter Abschiedsgruß eine dicke Rauchwolke, die dem Lande zu zieht: Alle Taschentücher wehen, alle Augen werden feucht, am Lande stehen Freunde, Verwandte und Bekannte und winken wieder. Die Schiffskapelle spielt: Nun ade, du mein lieb Heimatland! Die Maschine stöhnt und pufft, und das ganze Schiff erzittert von dem Stoßen der Maschine, und — dahin schwimmen die vielen Menschen dem fernen Lande zu. Immer größer und breiter werden die Wellen, die gegen die Schiffsspitze andrängen, und immer mehr heben und senken sie den Koloß. Da werden die Auswanderer, die noch niemals auf

See waren, fast alle krank. Das Elend packt sie. Mancher möchte am liebsten tot sein, und endlich, nach langen acht Tagen, ist die schreckliche Reise überstanden. Land! Land! ruft der Matrose, und vor ihnen steigt aus dem Meere der Hafen von New York. Schiffe begegnen ihnen, und dann legen sie an die Kaimauer und das Ausladen beginnt. Die meisten der Angekommenen fahren dann mit der Eisenbahn tief ins große Land Amerika hinein bis dahin, wo keine Städte und Dörfer mehr zu sehen sind, wo die Wildnis anfängt und der endlose Urwald mit seinem Getier und seinem Dickicht. Und dort am Rande des Urwaldes fängt ihre Arbeit an. Da heißt es dann Bäume umschlagen, Häuser bauen, den Wald ausroden, Korn säen usw. Ach schwere, schwere Jahre müssen sie durchmachen. Mancher hat sich das Leben in Amerika viel schöner und bequemer gedacht!

Viele sauere Arbeit muß verrichtet werden, ehe sie in Frieden ihr Brot essen können. Mancher von denen, die froh und guter Dinge hinausfuhren aufs Meer, wird krank im heißen Lande oder verträgt die fremde Luft nicht, manchen packt das Heimweh, er wird elend vor Kummer und Herzeleid und sehnt sich zutode „nach Hause". Wer aber alles Leid übersteht, sein Brot drüben findet, der jubelt und freut sich, daß er ein neues Leben begonnen hat und daß er bei harter Arbeit doch allezeit ein freier Mann geworden ist. — —

Die Zeit der Völkerwanderung ist längst dahin, aber dafür leben wir in der Zeit der Auswanderung.

## 77. Vom Automobil und anderen Wagen.

H. Scharrelmann, Heute und vor Zeiten.

Da kommt ein Automobil herangesaust. Ein rotlackierter Wagen, der blitzschnell die Chaussee herunterkommt und eine dicke Staubwolke aufwirbelt, und darin zwei Männer mit grauen, dick vorstehenden Schutzbrillen und in Gummimänteln. Da pufft es heran, ein Drehen am Steuerrade, ein Druck auf einen kleinen Griff und — es steht.

Regungslos steht es da, das Ungetüm, das soeben noch so laut puffte und tutete und drohte. Die Männer steigen aus und gehen ins Haus hinein. Ganz bequem eingerichtete, mit braunem Leder überzogene Polstersitze sind im Wagen. Darüber ist ein festes Wind- und Regendach und an den Seiten Glasfenster. Wie hübsch das alles lackiert ist: rot mit goldenen Streifen. Vorn sitzen zwei blitzblank geputzte Messinglaternen. Um die Räder sind dicke Pneumatikreifen gelegt. Was nicht lackiert ist, glänzt in gelbem Messing. Sieh, oben auf dem Dache lagert, gut in Rapper eingenäht, ein Reservereifen, damit, wenn einmal unterwegs einer der vier Reifen platzt, der Fahrer nicht stundenlang zu warten und zu flicken braucht.

Er nimmt den alten ab, legt den neuen herum und — die Reise kann weiter gehen. Ja, es muß an alles gedacht sein! Nun sieh einmal die Unmenge von Schrauben und Griffen und Knöpfen und die zahllosen Teile, aus denen der ganze Motorwagen zusammengesetzt ist. Und nicht die geringste Kleinigkeit ist zwecklos. Alles ist wohl überlegt und richtig angebracht. Wer nun alle diese tausend Teile, aus denen ein solcher Benzinwagen zusammengesetzt ist, ansieht, der bekommt erst eine kleine Ahnung davon, wieviel Nachdenken und Überlegung nötig gewesen ist, um ihn so auszudenken und aufzubauen, wie er hier fix und fertig vor uns steht.

Nun, tausend Unfälle und mehr haben auch dazu gehört, damit endlich ein Motor gebaut werden konnte, der so praktisch eingerichtet war, wie dieser. Und damit soll noch lange nicht gesagt sein, daß die Automobile, wie sie heute zu kaufen sind, schon vollkommen seien. In zehn Jahren wird man hoffentlich in noch ganz anderen Wagen fahren als jetzt. Vieles ist schon verbessert worden, aber es bleibt noch mehr zu verbessern übrig.

Und doch hat vor wenigen Jahren noch kein Mensch an Benzinwagen gedacht. Damals konnte man noch in aller Ruhe über die Straße gehen, ohne befürchten zu müssen, plötzlich durch ein lautes „töff, töff!" bis zu Tode erschreckt und hinterher überfahren zu werden.

Und all den vielen Erfindungen und Verbesserungen, die heute am Automobil vereinigt sind, ist die Erfindung des Zweirades voraufgegangen.

Und auch das Zweirad hat, trotzdem der Radsport erst ca. 30 Jahre alt ist, in dieser kurzen Zeit ein solch verändertes Aussehen bekommen, daß, wer es nicht mit erlebt hat, es kaum für möglich hält.

Ich denke noch zuweilen mit viel Vergnügen an die ersten Hochräder, die zuerst aufkamen. Fast mußte man eine lange Leiter anlegen, um hinaufzukommen. So hoch war das Vorderrad, so hoch die Lenkstange und so hoch der Sattel. Und wer auf einem solchen Rade fuhr, der kam nur mit Schwierigkeit vorwärts und mußte alle Augenblicke erwarten, daß ihm plötzlich von einem über die Straße hängenden Aste eines Chausseebaumes die Mütze vom Kopfe gerissen wurde. Und so dünn waren die Reifen (sie waren eben nicht mit Luft vollgepumpt, sondern durch und durch aus Gummi!), daß der Radfahrer jede kleine Unebenheit auf dem Boden den ganzen Rücken hinauf spürte. Und gutfedernde Sättel kannte man auch noch nicht. Kurz: Es war im Vergleich mit heute wirklich kein Vergnügen, auf einem solchen Rade zu sitzen.

O, wie jubelten die Radfahrer, als dann eines Tages ein kluger Mann den Pneumatikreifen erfunden hatte, und statt der Hochräder nur noch Niederräder verkauft wurden. Seit der Zeit fing das Radfahren erst an, Spaß zu machen.

Und vorher, ehe es überhaupt Räder gab, da war die Kutsche, der mit einem oder zwei Pferden bespannte Wagen das Schönste und Bequemste für Ausfahrten. Und wer eine Landpartie machen wollte und zu bequem war, seine eigenen Füße anzustrengen, der konnte nichts Besseres tun, als sich in die Eisenbahn setzen oder eine Droschke mieten. Die Eisenbahnen aber sind auch noch nicht sehr alt. Als unsere Großeltern Kinder waren, da gabs in den meisten Städten weder Bahnhöfe noch Eisenbahnen. Und zu Urgroßmutters Zeiten reiste man nur im Wagen oder per Post.

Hats denn auch eine Zeit gegeben, in der man überhaupt keine Wagen kannte? — Gewiß, auch die Zeit war da, aber die liegt wohl so weit zurück, daß sie sich kein Mensch mehr ausdenken kann. In Wagen sind die Menschen ja schon vor zwei und mehr Jahrtausenden gefahren, wenn auch die Wagen zu der Zeit sicherlich ganz anders ausgesehen haben als die von heute.

Und doch hats auch eine wagenlose Zeit gegeben. Das war damals, als die Menschen noch als Jäger in Höhlen und Wäldern wohnten und nicht verstanden, sich Häuser zu bauen und das Feuer zu gebrauchen. Da lebten sie halb noch wie wilde Tiere in ihren Verstecken und gingen auf die Jagd und versuchten mit ihren Spießen und Beilen aus Feuerstein sich an die Jagdtiere heranzuschleichen, und wenn sie dann einen Hirsch oder ein Reh getroffen hatten, daß es sterbend am Boden lag, dann packten sie es an den Hinterbeinen und schleiften es nach ihrer Höhle und zogen ihm die Haut ab, um sich Schurze und Jacken daraus zu machen. Da mögen sie es wohl oftmals bedauert haben, daß dann durch das Schleifen auf dem Erdboden die Hirschhaut durchgescheuert war und sie ein Fell mit großen Löchern darin umhängen mußten. Und diesen Ärger haben sie so oft erlebt, bis ein Pfiffikus sich, als er wieder einmal ein Tier erjagt hatte, einen über und über mit Blättern besetzten Ast von einem Baume brach, den Hirsch darauf legte und ihn so durch den Wald nach der Höhle schleifte. Als er ankam, da waren wohl die Blätter schmutzig und zerscheuert, aber die Tierhaut war doch gut und ganz geblieben. Da freuten sich die wilden Männer, die es sahen und gebrauchten von der Zeit an immer solche — Schlitten.

Schade, daß manchmal der Ast nicht ausreichte und die Blätter zerscheuerten, ehe die Höhle erreicht war. Bei weiten Wegen wurde dann wohl ein Extrahaufen Blätter erst noch auf den Ast gelegt

und oben darauf das Tier. Das war schon besser, aber unbequem bliebs doch. Wie leicht rutschte der Hirsch, oder was es nun für ein Tier war — von dem Haufen herunter, und alles kam in Unordnung, und die Ladung mußte erst wieder mühsam hinaufgepackt werden. Und erst recht unbequem war es, wenn mehr als ein Tier nach Hause geschafft werden sollte. Aber da war guter Rat teuer! Erst als man das Feuer kennen und Baumstämme zu Schiffen ausbrennen gelernt, da nahm man einfach einen hohlen Baumstamm und schleifte darin die erlegten Tiere heim. Das ging famos! Die Haut blieb heil, kein Tier ging verloren, aber — wie schwer war das Ziehen und Schieben!

Da mußten schon viele zusammen auf die Jagd gehen und gemeinsam die Beute heimziehen. Doch alle schwere Arbeit und jede harte Quälerei haben ihr Gutes, indem sie zu Verbesserungen antreiben. Wer Pferde hatte, gebrauchte sie von da an nicht nur zum Reiten, sondern er spannte sie auch vor seine Baumstämme. Nun konnte sich der Jäger sogar noch mit hineinsetzen in seinen Schlitten. Das machte Spaß und tat nicht weh, und Quesen bekam man auch nicht davon. Jedoch das Pferd stöhnte und ächzte gar oftmals und mußte stehen bleiben und konnte den Schlitten auf dem holperigen Waldboden nicht vorwärts bringen. Wehe, wenn ein Stein im Wege lag! Wie oft mußte unterwegs der Fuhrmann aussteigen und den ganzen Schlitten leer packen, um über das Hindernis wegkommen zu können. Und hinterher begann wieder das Einpacken, bis — ein neuer Stein den Weg versperrte.

Steine im Wege waren die schlimmsten Hindernisse. Lag jedoch ein Baumstamm oder ein Ast quer auf der Bahn, dann rollte der Schlitten mit Leichtigkeit darüber hinweg. Und als einmal ein paar dicke Pfähle quer auf dem Wege lagen, da gings so blitzschnell und so leicht darüber hin, daß der Fuhrmann nachdenklich wurde und dachte: Wenn ich doch immer so über Pfähle rollen könnte. Und er sann und sann, bis er sich entschloß, stets für schwierige Wegstrecken ein paar runde Baumstücke mitzunehmen. Nun schadeten auch dicke Steine im Wege nichts mehr. Der Schlitten brauchte nicht mehr leer gepackt zu werden. Der Fuhrmann stieg aus und legte seine mitgenommenen Hölzer quer davor und — ehe er es sich versah, war das Fuhrwerk darüber hinweg.

Durch den häufigen Gebrauch der Rollen jedoch kam man auf den Gedanken: Wenn wir sie doch immer unter unserem Schlitten hätten, so daß sie sich stets mitdrehten und nicht wieder von neuem untergeschoben zu werden brauchten. Doch das war nicht so einfach gemacht wie gedacht! Etwas besser wurde es schon, als man anfing,

mit der Axt die Rollhölzer so zu behauen, daß sie etwa wie leere Garnrollen geformt waren. Nun konnte der Schlitten wenigstens nicht nach der Seite mehr überkippen oder von den Rollhölzern abgleiten.

Aber recht geholfen war damit immer noch nicht, denn sowie der Schlitten über die Rollen hinweggerutscht war, lagen diese hinten und mußten wieder von neuem vorn untergeschoben werden, und das war bei langen und schwierigen Wegen eine mühsame und langweilige Arbeit. Nun sannen die Leute wieder darüber nach, wie es möglich sei, daß die Rollen allezeit unter dem Schlitten liegen bleiben könnten und sich doch drehten. Bis dann eines Tages wieder ein Schlauberger sagte: Halt, ich habs! — Der schlug einfach die Rollhölzer mit dicken Nägeln unter dem Schlitten fest. O weh, da drehten sie sich aber nicht mehr. Da wurde er ausgelacht mit seinem „Ich habs!" Und nun saß er da mit rotem Kopfe und betrachtete sein Werk und grübelte und sann, wie die Sache wieder ins Rollen zu bringen sei.

Und dann sprang er auf und rief: Jetzt habe ichs aber doch! Als nun seine Freunde neugierig herzukamen, um zu sehen, was er nun beginnen wollte, da nahm er eine Säge und sägte die an den Seiten überstehenden dicken Scheiben der Rollhölzer ab, bohrte durch jedes ein passendes Loch und steckte sie auf die sitzengebliebenen Stümpfe. Als er nun diese recht glatt und rund gemacht und ein Pferd vorgespannt hatte, da — o Wunder! — rollte der Schlitten dahin, daß es eine Lust war. Der Schlitten? — Nein, jetzt muß ich sagen: der Wagen, denn aus den Rollhölzern waren Räder geworden und aus dem Schlitten dadurch ein Wagen.

Ach, es wollte immer noch nicht recht gehen. Die Räder liefen von ihren Achsen ab und der Wagen kippte um. Da mußte wieder gesonnen und gesonnen werden, wie man es anfangen sollte, daß die Räder nicht mehr ablaufen konnten. Doch dafür wurden schnell Mittel gefunden, und ebenso lernte man bald, die Achsen aus recht hartem Holze machen und die Räder so groß herstellen, daß der Wagen sich schneller drehte und leichter fuhr. Und dann lernten die Menschen die Räder schmieren, damit sie nicht so knarrten und sich in Brand liefen.

Aber der Wagen war nun nach vielen, vielen vergeblichen Versuchen erfunden und wurde im Laufe der Zeit immer bequemer und besser eingerichtet, bis er nach Jahrtausenden durch ungezählte Verbesserungen zu der eleganten Gummidroschke wurde, die noch heutigen Tages durch unsere Straßen rollt. Nun mußt du aber nicht glauben, daß das das Ende vom Liede ist. Bewahre, auch die herrlichste Droschke

ist noch unbequem: Sie fährt nur, wenn Pferde davor gespannt werden. Und Pferde sind teuer, und nicht jeder kann sie sich leisten. Wie oft ist es auch schon vorgekommen, daß sie mit dem Wagen durchgingen und die Leute, die darin saßen, herausgeschleudert wurden und sich den Tod von ihrer Wagenfahrt holten. Und wie langsam kommt man im Wagen vorwärts. Wer weite Reisen machen will, der muß wochen- und monatelang unterwegs sein.

Da hat man wieder gesonnen: Wie kann man in einem Wagen fahren, ohne daß Pferde davor gespannt zu werden brauchen? Kein Mensch hat eine Antwort auf diese Frage zu finden gewußt, bis vor 100 Jahren etwa ein Mann sah, daß man große Maschinen durch Wasserdampf in Gang bringen kann. Da dachte er: dann muß es doch auch bei einem Wagen möglich sein, ihn durch Dampf vorwärts zu bringen. Und er versuchte in den Wagen eine Dampfmaschine hineinzustellen, die die Räder herumdrehen sollte. Das tat sie auch. Nun war der erste Dampfwagen da. Der Dampfwagen fährt am besten auf eisernen Schienen, und man kann getrost zehn, zwanzig, ja sogar siebzig und mehr Wagen dahinter spannen und der Dampf ist so stark, daß er sie alle zieht. So baute man Eisenbahnen.

Aber Eisenbahnen kann man nicht in unseren Straßen brauchen, und die Steinkohlen zum Feuern sind teuer und — und die Leute wollten Droschken ohne Pferde haben.

Da sagte eines Tages ein Mann: Was der Dampf kann, das kann Benzin auch, und er baute sich eine Benzindroschke und legte dicke Pneumatiks, wie er das vom Radfahren gelernt hatte, um die Räder und fuhr blitzschnell in einem Automobil — so nennt man solche Benzinwagen — durch die Straßen der Stadt. Das ging viel schneller als in einer Droschke mit Pferden, und die Benzinmaschine braucht nicht mit teurem Hafer gefüttert zu werden, und sie wird nicht wild. So weit sind wir heute. Aber glaubt nicht, daß es nun aufhört mit den Verbesserungen! Wer weiß, was morgen oder übermorgen erfunden wird.

Jetzt wartet schon alle Welt darauf, daß wir endlich lernen, mit dem Luftballon durch die Lüfte zu reisen. Du meinst, daß sei nicht möglich? O sag doch das nicht! Warum auch sollte es nicht möglich sein? Die Menschen haben schon so viel Wunderbares erfunden, daß nichts mehr unmöglich scheint, — und — die Liebe zum Erfinden hört niemals auf.

---

# B. Poesie.

## 1. Der Nebelkampf.

Hermann Allmers.

1. Morgen wird's — ringsum beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht, die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen die wilde Geisterschlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

2. Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen freudigen Strahle;
Doch der Nebel, bleich und kalt,
Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und wühlet, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

3. Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: „Sie siegt, sie siegt!"
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt!
Da weint der Wald vor Wonne.

## 2. Wassersnot.

Hermann Allmers.

1. Es fliehen die Möven in Schwärmen zum Land,
Es hat sich der Wind nach Nordwesten gewandt.

2. Stürmt es noch stärker, dann geht es nicht gut,
Neumond im Kalender und — bald wird es Flut.

3. Ha! Sehet, schon naht sie, zu früh setzt sie ein,
Nun mag der Allmächtige gnädig uns sein!

4. O Gott, wie sie rollt, wie sie schwillt und sich streckt,
Schon hat sie das grünende Vorland bedeckt.

5. Und jetzt, jetzt erreicht sie des Deiches Fuß
Und sendet hinüber den schäumenden Gruß.

6. Es brechen die Wogen sich donnernd am Deich,
Sie wollen zurück in ihr altes Reich.

7. Daraus sie so siegreich verdrängt und verbannt,
Zurück in das prächtige Marschenland.

8. Sie spritzen voll Wut ihren Schaum hinein.
Fahl blitzt es am Himmel mit Wetterschein.

9. Und plötzlich — und jegliche Wange wird bleich:
„Hilf, heiliger Gott! Dort will brechen der Deich!

10. Wie wühlt es, wie spült es! Auf! Alle herbei!
Und helft und legt Hand an und laßt das Geschrei!

11. Schafft Bretter zur Stelle und Balken schwer,
Und den Reisigbund und den Sandsack her!

12. Und fehlt's dran, was tut's, mit dem eignen Leib
Werft euch hinauf, es gilt Kind ja und Weib!

13. O Jesus, zu spät! Da schießt sie hervor,
Die schlammige Flut aus dem klaffenden Tor.

14. So flieht denn und bergt euer Weib, euer Kind!
Mit der besten Habe aufs Dach geschwind!

15. Die Herde, die mögt ihr den Wogen geben.
Rettet nur, rettet das eigene Leben!"

16. Allmächtiger Himmel, so hab doch Erbarmen! —
Da bricht auch das Haus schon. Ja, wehe euch Armen!

## 3. Das Lied vom Feldmarschall.

Ernst Moritz Arndt.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die preußische Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei, wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein „Hussa!" der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

## 4. Rolands Horn.

Ferdinand Avenarius.

1. Der König Karl beim Jubelmahl,
Hoch schwang in der Hand er den goldnen Pokal:

2. „Lang lebe der Sieger, der heut' noch fern,
Roland, mein Roland, der Streiter des Herrn!"

3. Da — bei der Becher Zusammenstoß,
Wie Schatten sich's über die Wände goß;

4. Und als das jauchzende Hoch verscholl,
Ein Dämmern über die Erde schwoll,

5. Und weit, weit her es traurig hallt',
Hinklagend über See und Wald.

6. Und als sie drängten zur Tür mit Macht
Da wuchs das Dunkel zur finstern Nacht,

7. Und angstvoll durch die Luft herbei
Rang sich's wie wilder Todesschrei.

8. Und als sie sich wandten entsetzt zum Thron,
Da stöhnte zum drittenmal her ein Ton,

9. Da zittert' es über Wald und See
Wie aus verröchelnder Brust ein Weh.

10. Doch als der König sich bleich erhob,
Blaß wieder ein Dämmern die Halle durchwob.

11. Und als er rief: „Verrat! Zu Roß!"
Weiß wieder der Tag die Halle durchfloß.

12. Wohl jagten sie windschnell querfeldein,
Rastlos bei Sonnen- und Sternenschein.

13. Hin bis zum Morgen nach Ronceval —
Da kreischten die Krähen schon über dem Tal.

14. Da lagen die Helden, die Wunden vorn,
Und stumm er, Roland, zerborsten sein Horn.

## 5. Der Kaiser und der Abt.

Gottfried August Bürger.

1. Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde.
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch deucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein*),
Wieviel ich wohl wert bis zum Heller mag sein.

9. Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken erraten;
Die will ich dann treulich bekennen, allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laß' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten;
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten;
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

*) Münzmeister.

16. „Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! es muß Euch was angetan sein!"

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken;
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wieviel er wohl wert bis zum Heller mag sein.

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel.
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen, allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

22. „Nichts weiter? erwidert Hans Bendix mit Lachen;
Herr, gebt Euch zufrieden! Das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate.
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wieviel ich jetzt wert bis zum Heller mag sein!"

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum geb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt Ihr doch wohl minder wert sein."

27. „Hm, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?"

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles getan."

30. „Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sankt Gallen." —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trügt Euer Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin."

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n."

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank,
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig;
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon."

38. „Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle;
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panis-Brief beschert!

39. Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanft-seligen Tod."

## 6. Julisonntag.

Karl Busse.

1. Der Sonntagswind streichelt das Binsenmeer,
Darüber gaukeln Libellen her.

2. Ein alter Fischer im Kahne ruht,
Und gleißend und glänzend dehnt sich die Flut.

3. Ein Rohrspatz schreit im Binsenmeer,
Vom Kloster läuten die Glocken her.

4. Sie wandeln die Weiten hinauf und hinab,
Der Alte nimmt betend die Mütze ab.

Der Sonntag geht über die Felder.

## 7. Tragische Geschichte.

Adalbert v. Chamisso.

1. 's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf nach hinten hing;
Er wollt' es anders haben.

2. So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan!" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

3. Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

4. Da dreht er schnell sich anders 'rum;
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

5. Er dreht sich links, er dreht sich rechts;
Er tut nichts Guts, er tut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

6. Er dreht sich wie ein Kreisel fort;
Es hilft zu nichts: in einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

7. Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch!"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

## 8. Böser Markt.

Adalbert v. Chamisso.

1. Einer kam vom Königsmahle
In den Park, sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein andrer ihm entgegen;
Zwischen Rock und Kamisole
Griff der schnell, und die Pistole
Setzt' er jenem auf die Brust.

2. „Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberufnen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?" —

3. „„Mit Vergnügen!"" — „Nimmer richtig
Ist die Dorfuhr noch gegangen;
Tut der Küster auch so wichtig,
Weiß er's doch nicht anzufangen.
Jeder weiß in unsern Tagen,
Was die Glocke hat geschlagen;
Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

4. Sagt mir ferner: Könnt Ihr missen,
Was da blinkt an Euern Fingern?
Meine Hausfrau, sollt Ihr wissen,
Ist gar arg nach solchen Dingern.
Solche Ringe, solche Sterne,
Wie Ihr da habt, kauf' ich gerne;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?"

5. „„Mit Vergnügen!"" — „Habt Ihr künftig
Mehr zu handeln, laßt mich holen;
Edel seid Ihr und vernünftig,
Und ich lob' Euch unverhohlen.
Gleich mich dankbar Euch zu zeigen,
Laß' ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' Euch, was Ihr wollt.

6. Seht den Ring da, den ich habe;
Nur von Messing, schlecht, unscheinsam,
Aber meiner Liebsten Gabe;
Ach, sie starb und ließ mich einsam!
Nicht um einen Goldeshaufen . . . !
Aber Ihr, wollt Ihr ihn kaufen,
Gebt mir zehn Dukaten nur!"

7. „„Mit Vergnügen!"" — „Ei! was seh' ich?
Schöner Beutel, goldgeschwollen!
Du gefällst mir, das gesteh' ich;
Die Pistole für den vollen!
Sie ist von dem besten Meister,
Kuchenreuter, glaub' ich, heißt er;
Nehmt sie für den Beutel hin!"

8. „„Mit Vergnügen! — Nun, Geselle,
Ist die Reih' an mich gekommen!
Her den Beutel auf der Stelle!
Her, was Du mir abgenommen!
Gib mir das Geraubte wieder,
Gleich! ich schieße sonst Dich nieder,
Wie man einen Hund erschießt!""—

9. „Schießt nur! schießt nur! Wahrlich Schaden
Wärt Ihr fähig anzurichten,
Wäre nur das Ding geladen!
Ihr gefallt mir so mit nichten.
Unfein dürft' ich wohl Euch schelten;
Abgeschloß'ne Händel gelten,
Merkt es Euch und — gute Nacht!"

10. Ihn verlachend unumwunden,
Langgebeint, mit leichten Sätzen,
War er in dem Busch verschwunden
Mit den eingetauschten Schätzen.
Jener, mit dem Kuchenreuter
In der Hand, sah nicht gescheiter
Aus als augenblicks zuvor.

## 9. Abendlied.

Matthias Claudius.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

## 10. Täglich zu singen.

Matthias Claudius.

1. Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

2. Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

3. Und daß mir dann zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!

4. Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

5. Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

6. Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

7. Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

8. Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Geldes wegen.

9. Gott gebe mir nur jeden Tag,
Soviel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' er's mir nicht geben!

## 11. Der frohe Wandersmann.

Jos. Freiherr von Eichendorff.

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

2. Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorge, Last und Not um Brot.

3. Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

4. Den lieben Gott lass' ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.

## 12. Nis Randers.

Otto Ernst.

1. Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagt —
Ein Schrei durch die Brandung!

2. Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
Gleich holt sich's der Abgrund.

3. Nis Randers lugt — und ohne Hast
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
Wir müssen ihn holen!"

4. Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
Ich will's, deine Mutter!

5. Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
Mein Uwe, mein Uwe!"

6. Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und seine Mutter?"

7. Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
Hohes, hartes Friesengewächs;
Schon sausen die Ruder.

8. Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muß es zerschmettern . . . ! Nein, es blieb ganz! . . .
Wie lange? Wie lange?

9. Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
Die menschenfressenden Rosse daher;
Sie schnauben und schäumen.

10. Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
Mit stampfenden Hufen!

11. Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält —
Sie sind es! Sie kommen! — —

12. Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . . .
Still — ruft da nicht einer? — Er schreit's durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!"

## 13. Lütt Jan.

Otto Ernst.

1. Jan Boje wünscht sich lange schon
Ein Schiff — ach Gott, wie lange schon!
Ein Schiff so groß — ein Schiff — hurra:
Von hier bis nach Amerika.

2. Die höchsten Tannen sind zu klein:
Die Masten müßten Türme sein,
Die stießen — hei, was ist dabei! —
Klingling das Himmelsdach entzwei.

3. Die Wolken wären Segel gut,
Die knallen wild im Wind vor Wut.
Jan Boje hängt am Klüverbaum
Und strampelt nackt im Wellenschaum.

4. Wie greift er da die Fische flink,
Ein Butt bei jedem Wellenblink;
Die dörrt auf Deck der Sonnenschein,
Und Jantje beißt vergnügt hinein.

5. Jan Boje segelt immerfort,
Spuckt über Back- und Steuerbord
Und kommt zurück trotz Schabernack,
Das ganze Schiff voll Kautabak.

6. Wer aber ist Jan Boje, he?
Der Teufelsmaat und Held zur See?
Jan Boje ist ein Fischerjung',
Ein Knirps, ein Kerl, ein frischer Jung'.

7. Grad liegt er auf dem Bauch im Sand
Und lenkt ein schwimmend Brett am Band,
Und ob die Woge kommt und geht,
Ob sich sein Brett im Wirbel dreht —
Sein starrer Blick ins Ferne steht.

8. Da schwillt's heran im Sonnengleiß
Von tausend Segeln breit und weiß;
Da hebt sich manch ein Riesenbug
Wie düstrer Spuk und Augentrug. —

9. Das wandert ewig übers Meer.
Wann kommt Jan Bojes Schiff daher?

## 14. Der Gast.

Theodor Fontane.

1. Das Kind ist krank zum Sterben,
Die Lampe gibt trägen Schein,
Die Mutter spricht: „Mir ist es,
Als wären wir nicht allein."

2. Der Vater sucht zu lächeln,
Doch im Herzen pocht's ihm bang,
Stiller wird's und stiller, —
Die Nacht ist gar zu lang.

3. Nun scheint der Tag ins Fenster,
Die Vögel singen so klar;
Die beiden wußten lange,
Wer der Gast gewesen war.

## 15. Gorm Grymme.

Theodor Fontane.

1. König Gorm herrscht über Dänemark,
Er herrscht die dreißig Jahr,
Sein Sinn ist fest, seine Hand ist stark,
Weiß worden ist nur sein Haar,
Weiß worden sind nur seine buschigen Brau'n,
Die machten manchen stumm,
Im Grimme liebt er drein zu schau'n, —
Gorm Grymme heißt er drum.

2. Und die Jarls kamen zum Feste des Jul,
Gorm Grymme sitzt im Saal,
Und neben ihm sitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, sein Gemahl;
Sie reichen einander still die Hand
Und blicken sich an zugleich,
Ein Lächeln in beider Augen stand, —
Gorm Grymme, was macht dich so weich?

3. Den Saal hinunter, in offener Hall',
Da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald spielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind.
Sein Wuchs ist schlank, blond ist sein Haar,
Blau-golden ist sein Kleid,
Jung-Harald ist heut fünfzehn Jahr,
Sie lieben ihn allbeid'.

4. Sie lieben ihn beid'; eine Ahnung bang
Kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber den Saal entlang
Auf Jung-Harald deutet er hin,
Und er hebt sich zum Sprechen, — sein Mantel rot
Gleitet nieder auf den Grund:
„Wer je mir spräche, er ist tot,
Der müßte sterben zur Stund'."

5. Und Monde gehn. Es schmolz der Schnee,
Der Sommer kam zu Gast,
Dreihundert Schiffe fuhren in See,
Jung-Harald steht am Mast,
Er steht am Mast, er singt ein Lied,
Bis sich's im Winde brach,
Das letzte Segel, es schwand, es schied, —
Gorm Grymme schaut ihm nach.

6. Und wieder Monde. Grau-Herbstestag
Liegt über Sund und Meer,
Drei Schiffe mit mattem Ruderschlag
Rudern heimwärts drüber her;
Schwarz hängen die Wimpel; auf Brömsebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut, —
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Mut.

7. Thyra Danebod schreitet hinab an den Strand,
Sie hatte die Segel gesehn;
Sie spricht: „Und bangt sich euer Mund,
Ich meld' ihm, was geschehn;"
Ablegt sie ihr rotes Korallengeschmeid'
Und die Gemme von Opal,
Sie kleidet sich in ein schwarzes Kleid
Und tritt in Hall' und Saal.

8. In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehn sich hin,
Schwarze Teppiche nun mit eigner Hand
Hängt drüber die Königin,
Und sie zündet zwölf Kerzen; ihr flackernd Licht,
Es gab einen trüben Schein,
Und sie legt ein Gewebe, schwarz und dicht,
Auf den Stuhl von Elfenbein.

9. Eintritt Gorm Grymme. Es zittert sein Gang,
Er schreitet wie im Traum,
Er starrt die schwarze Hall' entlang,
Die Lichter, er sieht sie kaum,
Er spricht: „Es weht wie Schwüle hier,
Ich will an Meer und Strand,
Reich' meinen rotgoldenen Mantel mir
Und reiche mir deine Hand."

10. Und sie gab ihm um einen Mantel dicht,
Der war nicht golden, nicht rot;
Gorm Grymme sprach: „Was niemand spricht,
Ich spreche es: er ist tot."
Er setzte sich nieder, wo er stand,
Ein Windstoß fuhr durchs Haus,
Die Königin hielt des Königs Hand,
Die Lichter loschen aus.

## 16. John Maynard.

Theodor Fontane.

John Maynard!
„Wer ist John Maynard?"
„John Maynard war unser Steuermann,
Aushielt er, bis er das Ufer gewann,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard."

* * *

Die „Schwalbe" fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee;
Von Detroit fliegt sie nach Buffalo, —
Die Herzen aber sind frei und froh,
Und die Passagiere mit Kindern und Fraun
Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun,
Und plaudernd an John Maynard heran
Tritt alles: „Wie weit noch, Steuermann?"
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
„Noch dreißig Minuten . . . Halbe Stund'."

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei, —
Da klingt's aus dem Schiffsraum her wie Schrei!
„Feuer" war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajüt' und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh, —
Und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere buntgemengt,
Am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
Am Steuer aber lagert sich's dicht,
Und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? Wo?"
Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
Der Kapitän nach dem Steuer späht,
Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
Aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?"
„Ja, Herr, ich bin."
„Auf den Strand! In die Brandung!"
„Ich halte drauf hin."
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus. Hallo!"
Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

„Noch da, John Maynard?" Und Antwort schallt's
Mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halt's."
Und in die Brandung, was Klippe, was Stein,
Jagt er die „Schwalbe" mitten hinein,
Soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo.

* * *

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
Gerettet alle. Nur einer fehlt!

* * *

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwell'n
Himmelan aus Kirchen und Kapell'n,
Ein Klingen und Läuten; sonst schweigt die Stadt,
Ein Dienst nur, den sie heute hat:
Zehntausend folgen oder mehr,
Und kein Aug' im Zuge, das tränenleer.

Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
Mit Blumen schließen sie das Grab,
Und mit goldner Schrift in den Marmorstein
Schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:

„Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand
Hielt er das Steuer fest in der Hand,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard."

## 17. Goodwin-Sand.

Theodor Fontane.

1. Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land;
Sie schieben sich langsam, satt und schwer
Wie eine Schlange hin und her.

2. Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die schäumende Wut der Wellen bezwungen
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerschellt,
Sie sehen die Heimat, sie sehen das Ziel —
Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

3. Die See ist still, die Ebb' ist nah;
Mastspitzen ragen hier und da;
Und wo sie ragen in die Luft,
Da sind es Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof ist's, halb Meer halb Land —
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand.

## 18. Der alte Zieten.

Theodor Fontane.

1. Joachim Hans von Zieten,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Tät er die hundert Mal;
Sie haben's all erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit seinen Leibhusaren,
Der Zieten aus dem Busch.

2. Hei, wie den Feind sie bleuten
Bei Lobositz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre!
Ritt selbst der Fritz nach Haus,
Doch Zieten sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus."

3. Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz;
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein;
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. —

4. Der Friede war geschlossen,
Doch Krieges Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal:
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

5. Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Zieten schlief;
Ein Höfling will ihn wecken —
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten;
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten —
Der hat genug gewacht." —

6. Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

## 19. Schwerins Tod (6. Mai 1757).

Theodor Fontane.

1. Allzeit soll hoch erschallen
Dir Preis und Ruhm, Schwerin,
Der du vor Prag gefallen
Beim Sturm der Batterie'n!
Es lebt, in eins verschlungen,
Schwerin und Schlacht bei Prag;
Drum sei dein Lob gesungen
Durch deinen Ehrentag!

2. Des sechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au';
Der Feind ist wohl geborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten seine Flügel
Die Höhen rings besetzt;
Ein feuerspei'nder Hügel
Ist jede Kuppe jetzt.

3. Hier wird die Schlacht geschlagen
Steil ist der Bergeshang;
Kein Siegen ohne Wagen:
Drum nicht gefackelt lang'!
Die Grenadiere stürmen,
Kartätschen prasseln drauf,
Und vor den Hügeln türmen
Sich Leichenhügel auf.

4. Am Boden liegt vernichtet
Schwerins Leibbataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So steht ein zweites schon.
Getroffen sinkt darnieder
Gen'ral von Winterfeld,
Und die zerschoßnen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

5. Sie fliehn. — Die alte Erde
Bebt selbst, als ob ihr's graut.
Da steigt Schwerin vom Pferde.
„Mir nach!" so ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit seiner Greisenhand.

6. Die Hügel sind erstiegen,
Die Kaiserlichen fliehn.
Doch trauervolles Siegen!
Im Sterben liegt — Schwerin.
Fünf Kugeln, erzgegoßne,
Sie haben ihn zerfetzt!
Die Fahne, die zerschoßne,
Sein Bahrtuch ist sie jetzt.

7. Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelschlag;
Solch Tag des Glücks ist trüber
Als je ein Unglückstag.
Und als des Krieges Weise
Zu feuern nun befiehlt,
Von jeder Wange leise
Sich eine Träne stiehlt.

## 20. Kaiser Friedrich III.

**Theodor Fontane.**

### a) Letzte Fahrt. (6. Juni 1888.)

„Ich sähe wohl gern (er sprach es stumm)
Noch einmal die Plätze hier herum,
Am liebsten auf Alt-Geltow zu, —
Und ihr kommt mit, die Kinder und du."

Das Dorf, es lag im Sonnenschein;
In die stille Kirche tritt er ein;
Die Wände weiß, die Fenster blank,
Zu beiden Seiten nur Bank an Bank,
Und auf der letzten — er blickt empor
Auf Orgel und Orgelchor,
Und wendet sich und spricht: „Wie gern
Vernähm' ich noch einmal „Lobe den Herrn!"

Den Lehrer im Feld, ich mag ihn nicht stören;
Vicky, laß du das Lied mich hören."

Und durch die Kirche, klein und kahl,
Als sprächen die Himmel, erbraust der Choral,
Und wie die Töne sein Herz bewegen,
Eine Lichtgestalt tritt ihm entgegen,
Eine Lichtgestalt, an den Händen beiden
Erkennt er die Male: „Dein Los war Leiden,
Du lerntest dulden und entsagen;
Drum sollst du die Krone des Lebens tragen.
Du siegtest, nichts soll dich fürder beschweren:
Lobe den mächtigen König der Ehren!"
Die Hände gefaltet, den Kopf geneigt,
So lauscht er der Stimme.
Die Orgel schweigt.

b) Letzte Begegnung. (14. Juni 1888.)

König Oskar, vom Mälar kommt er daher,
Fährt über den Sund, fährt über das Meer,
Nun sieht er die Küste, deutsches Land,
Heide, Kiefer, märkischen Sand,
Und nun Avenuen und Schloß und Alleen, —
Er kommt, um den sterbenden Kaiser zu sehn.

Dem melden sie's. „König Oskar ist da."
Kaiser Friedrich wie suchend um sich sah;
Ein leuchtend Bildnis hängt an der Wand,
Sein Bildnis von Angelis Meisterhand,
Orangeband, Orden, Helmbuschzier,
Pasewalker Kürassier;
Er blickt drauf hin, und den Blick sie verstehn:
„So soll mich König Oskar sehn."

Und sie legen ihm Koller und Küraß an,
Aufrecht noch einmal der sterbende Mann,
Aufrecht und hager und todesfahl —
König Oskar tritt in den Marmorsaal;
Sprechen will er, er kann es nicht,
Ein Tränenstrom seinem Aug' entbricht;
Da steht sein Freund in des Jammers Joch,
Gebrochen und doch ein Kaiser noch:
Den Pallasch zur Seite, den Helm in der Hand,
Kaiser Friedrich vor König Oskar stand.

„Bild einst von Größe, Schönheit, Glück,
Das ist das Letzte, das blieb zurück."
Stumm neigt sich der König, und noch einmal,
Und nun zum dritten und — läßt den Saal.

## 21. Jung-Bismarck.

Theodor Fontane.

(In Begleitung eines Bildes, das ihn in seinem 19. Jahr darstellt.)

1. In Lockenfülle das blonde Haar,
Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr,
Im Fluge weltein und nie zurück —
Wer ist der Reiter nach dem Glück?
Jung-Bismarck.

2. Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr.
Noch liegt es im Dämmer, erkennbar kaum,
Aber er sieht es in seinem Traum,
Jung-Bismarck.

3. Er sieht es im Traume. Was ist, das er sah?
Am Brunnen sitzt Germania,
Zween Eimer wechseln, der eine fällt,
Der andere steigt; wer ist's, der ihn hält?
Jung-Bismarck.

4. Und neue Bilder: Ein Schloß, ein Saal,
Was nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl,
Einer dem Barbarossa gleicht —,
Wer ist es, der die Krone ihm reicht?
Jung-Bismarck.

5. Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr:
„Leben und Sterben dem Vaterland" —
Gott segne fürder deine Hand,
Jung-Bismarck!

## 22. Von des Kaisers Bart.

Emanuel Geibel.

1. Am Schank zur goldnen Traube,
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

2. Ein frischer Bursch war jeder,
Der erst' am Gurt das Horn,
Der zweit' am Hut die Feder,
Der dritte mit Koller*) und Sporn,

3. Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirt den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen
Und sangen und tranken frisch.

4. Da war auch einer drunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rotbart munter
Zu sprechen hub er an:

*) Hier s. v. a. Halsschmuck, Kragen.

5. „Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins;
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

6. Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart."

7. Ins Wort fiel ihm der zweite,
Der mit dem Federhut:
„Ei, Bursch, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

8. Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg im Harz.
Am Söller tät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

9. Da fuhr vom Sitz der dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

10. „So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'!
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

11. Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun;
Es sprangen die Klingen, die blanken
Und wurde scharf gehau'n.

12. Verschüttet aus den Kannen
Floß der viel edle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

13. Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder in zornigem Mut,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut. —

14. Ihr Brüder, lernt das eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!

## 23. Erlkönig.

J. W. von Goethe.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau.“ —

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's getan!“

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

## 24. Der Zauberlehrling.

J. W. von Goethe.

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.

Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen,
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder!
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

## 25. Der stumme Kläger.

Martin Greif.

1. Zu Zürich auf dem Markte hielt Kaiser Karl Gericht,
Ob arm, ob reich der Kläger, bekümmerte ihn nicht.
Auch war ihm keine Frage und kein Verhör zur Last,
Nur um die Mittagsstunde genoß er kurze Rast.

2. Doch um nicht aufzuhalten auch dann des Rechtes Lauf,
Ließ er vor seinem Hause eine Säule richten auf
Und d'rauf ein Glöcklein setzen mit einem Strang daran,
Daß, wer sein Recht begehret, sich bei ihm melden kann.

3. Einst war's zur Mittagsstunde, da ging das Glöcklein schrill,
Der Kaiser befiehlt zu schauen, wer zu ihm Einlaß will.
Doch da das bittende Läuten noch immer währet fort,
So tritt er selbst zur Türe. Was aber sieht er dort?

4. Eine herrenlose Mähre, die fort am Strange riß,
Indes sie gequält von Hunger den hänfenen Strick zerbiß.
Wohl war sie abgemagert, vor Alter lahm und blind,
Doch daß von Zucht sie edel, erriet der Herr geschwind.

5. Sein Herz war tief betroffen von solchem selt'nen Fall,
Er ließ den Kläger führen in seinen eignen Stall.
Und ließ ihm Hafer reichen, so viel er zehren wollt',
Und ließ ihm Streu bereiten, daß sanft er ruhen sollt'.

6. Und wieder nach drei Tagen, da zu Gericht er saß,
Mit einem strengen Blicke er einen Ritter maß:
„Ihr hattet ein mutig Streitroß dereinst vor manchem Jahr,
Das, wie ich weiß, Euch mehrmals gerettet aus großer Gefahr,

7. Und das ein jeder glaubte Euch unzertrennlich schier,
So sagt, wohin gekommen ist doch das wack're Tier?" —
Der Ritter starrt' und stockte vor Scham und Schrecken bleich,
Da sprach im Zorn der Kaiser: „Euer Schweigen verurteilt Euch.

8. Hier dieses Tier voll Treue, das allen Dankes wert,
Hat gegen seinen Herren sich laut bei mir beschwert,
Daß er es hat verstoßen in seines Alters Pein,
Daß er ihm nicht gelassen ein Brot auch noch so klein.

9. Und da ich erkannt die Klage als wahr und als gerecht,
So will ich es erhärten vor Edelmann und Knecht,
Daß ich das Recht zu schirmen von Gott die Macht gewann:
Ich entkleid' Euch Eurer Würde und send' Euch in den Bann.

10. Von Eurem Rittergute bestimm' ich zunächst den Ertrag
Zu Eures Rosses Pflege bis an seinen letzten Tag,
Das übrige noch heute wird unter die Armen verteilt;
Ihr habt die letzte Stunde an meinem Hofe verweilt"

## 26. Der Sieger von Torgau.

Martin Greif.

1. Der Tag war heiß und blutig,
Der Tag der Torgauer Schlacht;
Es sank die Sonne glutig,
Das Schlachtfeld deckte die Nacht.

Verstummt war in der Runde
Geschütz und Waffenschall,
Nur manchmal vom Süptizer Grunde
Kam noch ein ferner Hall.

2. Doch wer war nun erlegen
Dem Gegner heut' im Feld,
War's Daun, der tapfre Degen,
War's Friedrich, der große Held?
Sie hatten beide gestritten
In Feuer und Pulverdampf,
Sie waren beide geritten
Voran im blutigen Kampf.

3. Zu Torgau auf dem Lager
Der alte Marschall saß,
Doch nicht der Ruhe pflag er,
Sein Aug' den Schlaf vergaß;
Er achtet nicht der Wunde
In seinem hohen Sinn,
Er meldet die Siegeskunde
Nach Wien der Kaiserin.

4. Indes sich so der Freude
Der wackre Daun ergab,
Saß Friedrich tief im Leide
Vor seiner Hoffnung Grab.
Er war noch spät gekommen
Zu eines Kirchleins Tür
Und hatte müd' genommen
Darin sein Nachtquartier.

5. Dort an des Altars Stufen
Lehnt er gedankenvoll,
Nur seine Blicke rufen,
Wann sich wer nahen soll.
Bei einer Kerze Schimmer
Verbringt er die bange Nacht
Und sammelt im Geist die Trümmer
Des Heeres zur neuen Schlacht.

6. Doch als er nun am Morgen
Feldein vom Dorfe ritt,
Noch immer in tiefen Sorgen,
Ihm Ziethen entgegen tritt:
„Mein Handstreich ist gelungen,
Getroffen hat der Blitz,
Wir haben zu Nacht bezwungen
Die Höhen von Süptiz."

7. Der Kriegsherr steht betroffen
Ob solcher Siegesmär,
Da reißt der Nebel, und offen
Zeigt sich ein fliehendes Heer.
Der alte Ziethen glühet,
Von Friedrich weicht der Schmerz,
Er dankt ihm stumm und ziehet
Ihn weinend an das Herz.

## 27. Grotmoder.

Klaus Groth.

1. Grotmoder nült[1] im Laehnstohl
Un hollt de Huspostill[2].
Ik waet ni, wat de Olsche[3]
Nu jümmer lesen will.

2. Se kikt sik doer er Brillglas
De Ogn noch redie blind.
Se is noch orri strewi[4],
Doch lang ni mehr keen Kind.

3. Vunmorgens is se gänzli
Verbistert un verbas't[5],
Se süht ni, dat de Müppe[6]
Er anne Rocken tas't[7].

4. Se markt ni, dat de Kater
Er inne Nachtmütz slöppt[8]
Und de Kanarjenvagel
Er oppe Fingern löppt[9].

5. De Sünn schint doch so fründli
Und makt er Backen rot:
Du lewe Gott in Himmel —
De Olsche . . . de is dot!

[1]) nült = sitzt vornübergeneigt. [2]) Huspostill = Erbauungsbuch. [3]) Olsche = die Alte. [4]) orri strewi = ordentlich strebsam. [5]) verbistert und verbas't = verwirrt und unklar. [6]) Müppe = Mops. [7]) tas't = zupft. [8]) slöppt = schläft. [9]) löppt = läuft.

## 28. Kaiser Wilhelms I. Aufbahrung im Dome zu Berlin.

Jeannot Emil von Grotthuß.

1. Es ruht der alte Kaiser
Im Dome zu Berlin,
Und seine Paladine
Halten die Wache um ihn.

2. Wie eherne Gestalten
Stehen sie Tag und Nacht
Bei ihrem Kaiser und halten
Schweigend die Totenwacht.

3. Der Orgel leise Klänge
Durchschweben den weiten Raum,
Es zieht eine Menschenmenge
Vorüber wie im Traum.

4. Sie sind aus fernen Landen
Gekommen im heißen Drang
Und haben draußen gestanden
Wohl viele Tage lang;

5. Sie sind aus fernen Gauen
Gepilgert zum Heiligtum,
Noch einmal wollen sie schauen
Deutschlands Liebe und Ruhm . . .

6. Viel tausend Blumen ergießen
Den allersüßesten Duft —
Der Liebe Blumen sprießen
Unsichtbar in der Luft . . .

7. Es spielt die Orgel leiser, —
Es duftet durch den Raum,
Auf seiner Bahre der Kaiser
Träumt einen schönen Traum . . .

## 29. Lorelei.

Heinrich Heine.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh',

6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

## 30. Die Grenadiere.

Heinrich Heine.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

4. Der andere sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben." —

5. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind?
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

6. Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde!

7. Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen!
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen!

8. So will ich liegen und horchen still
Wie eine Schildwach' im Grabe,
Bis einst ich höre Kononengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9. Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

## 31. Belsazer.

Heinrich Heine.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß:

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon!"

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal,
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks dasaß,
Mit schlotternden Knieen und totenblaß.

19. Der Knechte Schar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand,
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

## 32. Fürstenberg. (1560.)

Gustav von Hirschheydt.

1. Feinde lagern um Viliende —
Auf dem Turm im Abendschein
Steht ein Greis und ringt die Hände.
Sollte das der Meister sein?

2. Ja, er ist es — um das bleiche
Antlitz spielt der Abendwind;
Fürstenberg, die starke Eiche,
Weint dort oben wie ein Kind!

3. „Dies das Ende meiner Tage!"
Stöhnend sich's der Brust entringt,
„Stündlich schau' ich aus und frage,
Ob denn niemand Hilfe bringt.

4. „Nicht die feindlichen Geschosse —
Nein, ich fürchte den Verrat!
Wo bleibt Kettler, mein Genosse,
Sonst ein Mann der schnellen Tat?

5. „Schnöde Selbstsucht, Fluch der Lande,
Gegen den ich furchtlos rang,
Grausam sprengst du alle Bande,
Führst zu Schmach und Untergang!

6. „Wie der Große tut's der Kleine,
Dort wie hier nur Knechtessinn —
Daß ihm Polens Sonne scheine,
Opfert Kettler alles hin.

7. „Diese stolze Burg, noch lange
Hielte sie dem Feinde stand,
Und ich zage hier und bange,
Weil ich keinen treu erfand.

8. „Jähem Tode im Gefechte
Zuckte meine Wimper nicht —
Drunten vor dem Blick der Knechte
Berg ich scheu mein Angesicht.

9. „Offen künden ihre Züge,
Was das Herz verborgen sinnt;
Machtlos bin ich, wo die Lüge,
Wo Verrat die Fäden spinnt.

10. „Gleißend lockt die reiche Beute,
Fürstlich lohnt der Feind Verrat,
Und das Tor — sie öffnen's heute,
Wenn nicht endlich Hilfe naht.

11. „Großer Gott, in Gnaden wende
Dieser Zeiten Pein und Not,
Steuere dem Unheil, wende
Jene Schmach, die stündlich droht;

12. „Nicht dein Angesicht verhülle,
Das Gebeugten Trost verheißt,
Send aus deiner Gnaden Fülle
Uns den alten Heldengeist!" —

13. Sprach's — und stille ward es, leise
Auf den harten Mauerrand
Sank das Haupt, das silberweiße,
Und das Schwert entglitt der Hand.

14. Lebensvolle Traumgebilde
Von verklung'ner Zeit und Art
Senkten ihre Schleier milde
Auf die Not der Gegenwart. —

15. Da — noch träumt der Schwergeprüfte —
Öffnet knarrend sich das Tor,
Markerschütternd in die Lüfte
Steigt ein wüst Geschrei empor.

16. Wie die Flut ins neue Bette
Wogt's ins Schloß, zum Turm herauf,
Und vom Rasseln seiner Kette
Wacht der alte Meister auf!

## 33. Hans Bühring. (1577.)

Gustav von Hirschheydt.

1. Was regt sich's von Mannen zu Treiden im Schloß?
Herr Bühring, der wackre, steigt nachts auf sein Roß.

2. Herr Bühring von Treiden, du sattelst gar spat,
Das gilt eine rasche und heimliche Tat!

3. Sie reiten wie Sturmwind den Hohlweg zu Tal,
Im Mondenschein blinkt es von funkelndem Stahl.

4. Im Ost dämmert Frührot aus Nebeln hervor,
Sie halten an Wendens geschlossenem Tor.

5. Herr Bühring von Treiden, hast richtig gedacht:
Man zechte im Remter bis tief in die Nacht!

6. Die Burg liegt so einsam und still wie das Grab,
Am Torwege rasselt die Brücke herab.

7. Wie Schatten, so huscht es an Leitern empor,
Der Schlachtruf schlägt gellend den Schläfern ans Ohr.

8. Verzweifeltes Ringen, Gestöhn und Gestampf,
Kaum hat er begonnen, so endet der Kampf.

9. Am Himmel erglänzt es, die Sonne bricht durch,
Sie schaut auf die Toten herab in der Burg.

10. Sie grüßt auf den Zinnen der Freiheit Panier,
Herr Bühring von Treiden, das dankte man dir.

## 34. Das Feuer im Walde.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Zween Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf
Und türmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indes die Pferd' im fetten Gras
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Glut,
Die wie ein helles Osterfeu'r
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund
Und niemals in die Kirche kam;
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen tät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh, ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt guten Abend, wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
„Wer bist du, guter alter Mann?"
„Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunersdorf
Das Bein verlor und leider Gotts
Vor fremden Türen betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf;
Dort flog ein Arm und dort ein Bein;
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf. „Steht, Kinder, steht,
Verlasset euern König nicht!"
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Burschen trugen flugs
Ihn zu dem Feldscher aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie —
Auf einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg!" — „O Gott!"
Sprach Hans und sahe Töffeln an
Und fühlte sich nach seinem Bein.
„Mein' Seel', ich werde kein Soldat
Und wandre lieber hinterm Pflug!
Da sing' ich mir die Arbeit leicht

Und spring' und tanze wie ein Hirsch
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl
Und unser Heu und Korn dazu,
Dann nehm' ich einen roten Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm nur her, du Schelmfranzos!" —
„Hans," sagte Töffel, „lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gib dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrot.
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh, das Feuer sinket schon."

## 35. Jüngst sah ich den Wind.

Arno Holz.

1. Jüngst sah ich den Wind,
Das himmlische Kind,
Als ich träumend im Walde gelegen,
Und hinter ihm schritt
Mit trippelndem Tritt
Sein Bruder, der Sommerregen.

2. In den Wipfeln da ging's
Nach rechts und nach links,
Als wiegte der Wind sich im Bettchen;
Und sein Brüderchen sang:
„Di binke di bank"
Und schlüpfte von Blättchen zu Blättchen.

3. Weiß selbst nicht, wie's kam,
Gar zu wundersam
Es regnete, tropfte und rauschte,
Daß ich selber ein Kind,
Wie Regen und Wind,
Das Spielen der beiden belauschte.

4. Dann wurde es Nacht,
Und eh ich's gedacht,
Waren fort, die das Märchen mir schufen.
Ihr Mütterlein
Hatte sie fein
Hinauf in den Himmel gerufen.

## 36. König Lenz.

Richard Leander.

1. Auf goldenem Throne geboren,
Siegreich, ein gefeierter Held,
Zieht ein aus offenen Toren
Der König Lenz in die Welt.

2. Es sprengen auf weißen Rossen
Voran Herolde drei;
In schmetternde Hörner sie stoßen:
Der Lenz kommt, tandaradei!

3. Dem Winter im Eispalaste,
Dem reiten sie vor das Tor;
Bang schlägt dem mürrischen Gaste
Der fröhliche Schall ins Ohr:

4. „Schneekönig in einsamer Klause,
Verschlafener, frostiger Tropf,
Hervor! hervor aus dem Hause,
Es geht dir an Kragen und Kopf!

5. Hervor, du grober, du kalter,
Du windiger, schlimmer Kumpan,
Du Sorgen- und Grillenverwalter,
Dein letztes Stündlein hebt an!

6. Zu lange mit Spott und Schaden
Hast du die Welt bedroht,
Nun läßt der Lenz dich laden
Zum Streit auf Leben und Tod."

7. Da schnaubt aus kristallenem Hause
Ingrimmig der Winter hervor,
Vermummt, in zottigem Flause,
Die Kappe tief überm Ohr.

8. Hoch hat er den rostigen Degen
Zum Kampf emporgeschnellt;
Es reitet ihm fröhlich entgegen
Der Lenz, der wonnige Held.

9. Doch als er ihn sieht, mit Lachen
Im Sattel sich wiegt er und spricht:
„Du willst zu fürchten uns machen,
Du armer, betrüblicher Wicht?

10. Heran, ihr Mädchen und Knaben,
Mit Blumen und Kränzen heran,
Und werfet mir in den Graben
Den alten, griesgrämigen Mann!

11. Mit Veilchen und gelben Ranunkeln
Bedeckt ihn ganz und gar;
Da mag er liegen im Dunkeln
Und schlafen bis übers Jahr.

12. Und liegt er, und schläft er, so steigen
Wir singend von Haus zu Haus
Und klopfen mit blühenden Zweigen
Die säumigen Menschen heraus:

13. Frischauf, ihr Schläfer, ihr Träumer,
Hellsonnig lacht der März!
Ihr argen Frühlingsversäumer,
So öffnet doch Fenster und Herz!

14. Und zögert ihr, euch zu bequemen,
So blast, Herolde, zum Strauß!
Ihr Knaben und Mädchen, wir nehmen
Im Sturme dann Herz und Haus!"

## 37. Die Musik kommt.

Detlev v. Liliencron.

1. Klingling, bumbum und tschingdada!
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's
Wie Tubaton des Weltgerichts,
voran der Schellenträger.

2. Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
und dann der Herre Hauptmann.

3. Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn,
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib,
Beim Zeus! Das ist kein Zeitvertreib!
Und dann die Herren Leutnants.

4. Zwei Leutnants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun,
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der sind wir treu bis an das Grab!
Und dann die Grenadiere.

5. Die Grenadier' im strammen Tritt,
In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt,
Das stampft und dröhnt und klappt und flirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
und dann die kleinen Mädchen.

6. Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Tür und Tor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
vorbei ist die Musike.

7. Klingling, tschingtsching und Paukenkrach!
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bum bum bum bum tsching;
Zog da ein bunter Schmetterling,
tschingtsching, bum, um die Ecke?

## 38. Wer weiß wo? (Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Detlev von Liliencron.

1. Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

2. Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang.
Er mußte dahin.

3. Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

4. Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
Wer weiß wo?"

5. Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß wo?

## 39. Abschied.

Detlev von Liliencron.

1. Ein Birkchen stand am Weizenfeld,
Gab Schatten kaum erst sechzehn Jahr;
Das hat den Bauer sehr erbost,
Daß die paar Fuß der Sonne bar.

2. Ich ging vorbei, der Bauer schlug,
Dem Stämmchen ward so wund und weh,
Es quält die Axt, das Bäumchen ächzt
Und ruft mir zu ade, ade.

3. Die Krone schwankt, ein Vöglein kam,
Das seinen Frieden hatte dort,
Noch einmal sucht im Hin und Her
Das Krallchen Halt im grünen Port.

4. Das Bäumchen sinkt, der Vogel fliegt
Mit wirrem Zwitscherlaut ins Land,
Ich schämte mich vor Baum und Tier
Und schloß die Augen mit der Hand.

## 40. König Abels Tod.

Detlev von Liliencron.

1. Der König schläft im purpurnen Zelt,
Der Posten klirrt auf und nieder.
Blauampellicht gefangen hält
Des Königs schwere Lider.

2. Vor den Deichen ebben die Wasser dumpf,
Die Wachtfeuer qualmen und knistern,

Durch die Nacht wiehert ein Pferd.
Die Frösche im Sumpf
Stimmen in tausend Registern.

3. Auf heimlichen Wegen, mit Axt und Beil,
Mit Keulen und Morgensternen,
Kommen die freien Friesen in Eil,
Sie kommen aus Näh und Fernen.

4. Das Bild des heiligen Christian
Rumpelt voran auf dem Wagen.
Bitt für uns, betet der Kapellan,
Wir wollen mit Gold dich beschlagen.

5. Mit Gold schon beschlägt ihn der gelbe Mond
Und leuchtet auf Freund und Feinde.
Wenn morgen er wieder am Himmel thront,
Er sieht eine stille Gemeinde.

6. Der König träumt im Purpurzelt,
Der Posten klirrt auf und nieder.
Der blauen Ampel Dämmer fällt
Auf des Königs zuckende Lider.

7. König Erich steht vor ihm, naß aus der Flut,
Und streckt den Arm nach oben.
„Hinweg, hinweg, bei Christi Blut!
Zehn Klöster will ich geloben."

8. Steilauf der König: „Gratias.
Wulff Bokwoldt! Helm und Schienen,
Mein Schuppenhemd, und rufe rasch
Uk Rugmoor und Caj Thienen!"

9. Wulff Bokwoldt, der Page, wie der Hund
Schlief treu zu des Königs Füßen.
Im Traume lächelt sein junger Mund,
Schön Heilwig sieht er grüßen.

10. Im Walde, voll des süßen Schalls,
Er und schön Heilwig gingen.
Sie knotet lustig um seinen Hals
Ihr Langhaar in Maschen und Schlingen.

11. Zwei Ritter mit schwarzem Panzer bewehrt,
Stehn vor des Königs Bette.
Der Page gürtet dem König das Schwert
Und reicht ihm Schild und Kette.

12. Im Lager lärmt es. Des Himmels Zier
Sind gierige Geierflüge.
„Die Hengste vor! Der Friesenstier
Muß heut noch in die Pflüge."

13. Der König ruft es, die Sonne glitzt,
Gekrach und Lanzengesplitter.
Des Königs goldene Rüstung blitzt,
Seit' jagen die schwarzen Ritter.

14. Dicht drängt Wulff Bokwoldt den Schecken heran,
Wild flattern Schweif und Mähnen.
Heut wird er ein Ritter, heut wird er ein Mann,
Er beißt mit Eisenzähnen.

15. Die Friesen kämpfen für Herd und Weib,
König Abel ist verloren.
Die schwarzen Ritter strecken den Leib,
Caj Thienen und Uk Rugmooren.

16. Der König allein, er irrt auf dem Deich,
Hoch spritzt die Flut an den Wällen.
Ringsum der Feind. Keinen Sünder bleich,
Einen König sollen sie fällen.

17. In die Friesen trug er sein Schwert Hilfnot,
Das hat ihn heute betrogen.
Wessel Hummer aus Pellworm schlug ihn tot
Und schleudert ihn in die Wogen.

18. Der Page, wo blieb der Page klein?
Sie warfen ihn nackt in den Graben.
Um seine weißen Glieder fein
Zanken und raufen die Raben.

## 41. Die Roggenmuhme.

Jakob Loewenberg.

1. Das Mägdlein spielt auf dem grünen Rain,
Die bunten Blumen locken.
„Nicht sieht mich die Mutter" — Ins Korn hinein
Schleicht sacht es auf weichen Socken.

2. „Die roten und blauen Blumen wie schön!
Die will ich zum Kranz mir winden;
Doch weiter hinein ins Feld muß ich gehn,
Dort werd' ich die schönsten finden."

3. Und weiter eilt es. Gefüllt ist die Hand,
Da will es zurück sich wenden.
Es läuft und läuft und steht wie gebannt,
Das Korn will nimmer enden.

4. „Hinaus zum Rain, zum Sonnenlicht!
Wo blieb die Mutter, die süße?"
Die Halme schlagen ihm ins Gesicht,
Die Winde umschlingt ihm die Füße.

5. Und horch, da rauscht's unheimlich bang,
Die Ähren wallen und wogen.
„Da kommt — ach, daß ich der Mutter entsprang —
Die Roggenmuhme gezogen!"

6. Sie kommt heran auf Windesfahrt,
Die roten Augen blitzen,
Gelb ist die Wange, langstachlicht ihr Bart,
Die Haare sind Ährenspitzen.

7. „Wie kommst du her in mein Revier
Und gehst auf verbotenen Pfaden?
Was raubst du meine Kinder mir,
Kornblumen und Mohn und Raden?

8. Weh dir!" Sie streckt die Hand nach ihm aus,
Es fühlt die stechenden Grannen.
„Nimm hin deine Blumen und laß mich nach Haus!"
Und bebend stürzt es von dannen.

9. Fort, fort zur Mutter! Das Korn nimmt kein End',
Vergebens will es entwischen,
Die Roggenmuhme dicht hinter ihm rennt,
Die Ähren höhnen und zischen.

10. Schon fühlt es, wie ihr Arm es umschlingt.
„Erbarme dich mein, erbarme!"
Dort ist der Rain. „O Mutter!" — Da sinkt
Das Kind ihr tot in die Arme.

## 42. Der deutsche Schmied.

Konrad Ferdinand Meyer.

1. Am Amboß steht der alte Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.

2. Er steht umlodert von Feuersglut,
Die Funken spritzen wie rotes Blut.

3. Hell klingt der Amboß, kurz der Spruch:
„Drei Schläge tu' ich mit Segen und Fluch!

4. Der erste schmiedet den Teufel fest,
Daß er den Welschen nicht siegen läßt.

5. Den Erbfeind trifft der zweite Schlag,
Daß er sich nimmer rühren mag.

6. Der dritte Schlag ertöne rein,
Er soll für die deutsche Krone sein!" —

7. Am Amboß steht der deutsche Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.

## 43. Kurt Holger.

Christoph Mickwitz.

1. Es heult und tobt der sausende Sturm,
Kurt Holger liegt in dem tiefen Turm,
Die Schläfen hämmern und pochen.
Durchs schmale Fenster irrschwankend bricht,
Mit Schatten wechselnd, des Mondes Licht, —
Kurt Holgers Augen gewahren's nicht,
Sie sind ihm beide durchstochen.

2. Der beste Schütze im nordischen Land,
So weit ein Arm den Bogen spannt,
Der Kühnste von allen Mannen,
Der tapferste Streiter in jeder Schlacht,
Der schnellste Jäger auf jeder Jagd,
Er liegt jetzt umfangen von ewiger Nacht,
Kann nimmer den Bogen spannen.

3. Schwer hat König Askold sich gerächt,
Weil Holger, der Kühne, sich stolz erfrecht,
Zu Irmgard die Augen zu heben,

Zu Irmgard, der schönen Grafenmaid,
Der herrlichsten Jungfrau weit und breit,
Der glühend der König selbst geweiht
Sein herbstlich alterndes Leben.

4. Und aus dem prächtigen Königssaal —
Kurt Holger lauscht in bitterer Qual —
Da tönen Flöten und Geigen.
Da lodern die Fackeln in rötlichem Glanz,
Da schlingen die Paare den festlichen Tanz,
Da führt König Askold im Myrtenkranz
Schön Irmgard im bräutlichen Reigen.

5. Und plötzlich verstummt der Geigen Ton,
Und König Askold besteigt den Thron
Und winkt seinem Waffenträger:
„Hinunter eile in schnellem Lauf
Und schließe die Tore des Kerkers auf
Und führe zum Hohn den Gefang'nen herauf,
Kurt Holger, den kecken Jäger!"

6. Und wie der Blinde mit schwankem Schritt
Die weite Königshalle betritt,
Erhebt König Askold die Stimme:
„Du stolzer Jäger, des schneller Pfeil
Im Flug überholt des Windes Eil',
Versuche doch jetzt dein Schützenheil,
Dich zu lösen von meinem Grimme.

7. Merk' auf, wie des Waffenträgers Hand
Den Schild berührt an der fernen Wand,
Hörst du die Wölbung schallen?
So nimm den Bogen und spann' ihn mit Kraft,
Und triffst du den Schild mit gefiedertem Schaft,
Dann magst du, ledig der schweren Haft,
Noch heute von dannen wallen!"

8. Und schnell Kurt Holger den Bogen erfaßt
Und spannt ihn stark mit stürmischer Hast,
Erfüllt von frohlockendem Hoffen;
Und eh' noch des Königs Wort verhallt,
Da saust der Pfeil schon mit wilder Gewalt
Zum Platz, woher seine Stimme geschallt,
Und hat ihn ins Herz getroffen.

## 44. Mutterliebe.

Christoph Wickwitz.

1. Wenn alles, alles dich verläßt,
Wenn alles schwankt auf Erden,
Die Mutterliebe bleibet fest,
Die kann nicht untreu werden.

2. Und sei der Kummer noch so groß,
Der finster dich umwindet,
Leg fromm dein Haupt nur in den Schoß
Der Mutter, und er schwindet.

3. Was auch zerreißen mag dein Herz,
Wonach's auch heiß sich sehne —
Die Mutterliebe heilt den Schmerz,
Küßt dir vom Aug' die Träne.

4. Küßt von der Stirne dir das Leid,
Weiß schnell den Schmerz zu bannen
Und scheucht jedwede Traurigkeit
So leicht, so sanft von dannen.

5. Wenn alles, alles dich verläßt,
Wenn alles schwankt auf Erden,
Die Mutterliebe bleibet fest,
Die kann nicht untreu werden.

## 45. Das Grab im Busento. (410 n. Chr.)

August Graf von Platen.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

## 46. Hei is woll klauk[1] up sine Bäuker[2], doch Jöching[3] is en ganz Deil kläuker[4].

Fritz Reuter.

De Schaulrat Ix ut Irenstein
Würd mal tau Kramersdörp nahseihn[5],
Wo wid[6] in Schriwen, Lesen, Baukstafieren[7],

Jn'n Katekism' de Gören[8] wiren.
Hei fünn dat Ganze man sihr swack,
Vör allen was't lütt[9] Jöching Tack,
Dei würd sick hellischen[10] blamieren,
Wußt nicks un kratzt herün in 't Hor.
Na, as tau En'n[11] nu was de Krämpel,
Stellt em de Schaulrat as Exempel
„Der schauderhaftsten Dummheit" dor.
De Schaulrat führt den Middag furt[12],
Un as hei 'rut kümmt ut den Urt[13],
Weit[14] hei nich mit den Weg Bescheid;
Hei röppt[15] sick also einen Jungen,
Dei dor sin Gössel häuden deiht[16].
De Jung' kümmt munter 'ranner sprungen,
Un de Herr Schaulrat fröggt: „Min Saehn,
Wo geiht de Weg nach Groten-Klaehn?" —
Dunn lacht em Jöching dwaslings[17] an:
„Hei 's süs[18] doch so en klauken Mann,
Js Hei mit einmal daemlich word'n?
Hei was doch noch so klauk vermorg'n[19]!
Un nu weit Hei nich mal Bescheid,
Wo 't nah dat negste Dörp[20] hengeiht?"

[1]) klug. [2]) Bücher. [3]) dim. von Joachim. [4]) klüger. [5]) sah einmal nach. [6]) wie weit. [7]) Buchstabieren. [8]) Kinder. [9]) klein. [10]) höllisch, sehr. [11]) zu Ende. [12]) führt — fort. [13]) Ort. [14]) weiß. [15]) ruft. [16]) junge Gänse hütet. [17]) quer, von der Seite. [18]) sonst. [19]) heute Morgen. [20]) nächsten Dorfe.

## 47. De Wedd.[1]

Fritz Reuter.

De Bäcker Swenn, de sitt in sine Stuw
Un hött[2] sin Tweiback und sin Kringel,
Dunn kamen tau em 'rin twei lange Slüngel:
„O Meister, bring'n S' doch mal ens swinn[3]
För uns en gaudes Frühstück 'rin!" —
„Ja woll!" Hei halt nu Eier, Schinken;
De Gäst, de föddern[4] ok tau drinken,
'Ne Buddel Win von'n Besten sall dat sin.
De Wirt, de bringt s'; de Gäst, de sünd taufreden[5]
Und fangen an von dit und dat tau reden.
„Na, hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk di mal in, wi will'n mal drinken,"
Seggt irst de ein und ward den annern plinken.[6]
„Nu segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„Du meinst den Ollen an den Mark,[7]
Den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den'n sin Dummheit, de is stark.
De Oll, de höllt sick schrecklich klauk,
Un hett sick doch so dull blamiert!"

De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, de hürt
Ganz nipping[8] tau. — „O, wenn ick fragen kann,
Wobi let de oll Voß[9] sick faten,
Hei is doch süs so'n nägenklauken[10] Mann?" —
„Sei weiten doch: hei kann dat Wedden doch nich laten
Un dorbi kregen wi em 'ran.
Wi weddt't mit em un hei verlur,
Dat hei vör sine Stubenuhr
Ne Viertelstund nich sitten künn
Un nich so langsam un so swinn,
So as de Parpendikel slög,[11]
De Würd' ahn Stamern[12] 'ruter kreg:
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen,
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen."
„J, dat's doch nicht so swer, seggt Swenn,
De gor tau girn ok wedden müggt,
De olle Schapskopp? Na mi dücht,
De Sak, de is doch gor tau licht."
„Je, seggt de ein, dat is doch so'n Geschicht!
Sei dörwen[14] nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden."
„Ick dauh't, un ick gewinn, seggt Swenn;
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.
Hir, föfteihn Daler sett ick hen!" —
De beiden Kirls de kregen
Nu ehren Büdel[14] 'rut un setten föfteihn gegen,
Un vör de Klock set't sich oll Swenn:
„Adjüs, Herr Swenn!" seggt nu de ein
Un makt sich an de Dalers 'ranner,
Un sick dunn fix up sine Bein.
„Adjüs, Herr Swenn!" seggt ok de anner,
Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sek möten ümmertau den Vers herbeden,
Ick wünsch Sei ok recht vel Pläsier."

„Je, dat ick doch en Schapskopp wir,
Un dordörch mine Wedd verlür!
Ne, lopt Ji man, denkt Bäcker Swenn;
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen; —
Üm mine Wedd ward mi nich bang'n;
So licht lat ick mi noch nicht fang'n." —
Hei drömt sick nu all as Gewinner,
Dunn kümmt tau em sin Fru herinner,
De ut de Stuw' wat 'ruter halt:
„Na, Vader, hemw'n de Kirls betahlt?"
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Wat is 'e los? Wat fehlt di, Mann?
Wat redst du dor? Wat is di denn?
Wat kikst du denn de Klock so an?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Mein Gott! Wat fehlt di? Segg doch, Swenn,
Du büst doch woll nich duhn[15] hüt morg'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Herr Jesus, kumm doch 'rinner, Fik![16]
Lat allens liggen, lop und rönn
Doch mal nah Dokter Hansen glik,
Hei süll doch kamen in den Ogenblick,
Uns' Vader hadd nich sinen Schick." —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Hür Vadding! Swenning! Leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vadding! hürst du nich? —
De Ogen gahn em fürchterlich.
Segg, Vadding! Segg! Kennst du mi denn?"
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen. —
So, Mutter! so! nu hemw ick wun'n!
Nu is't ne richt'ge Viertelstun'n.
So, Mutter! ick gewünn de Wedd." —
„J Vadding, kumm! Legg di tau Bedd;
Ick bidd di d'rüm in Gottes Namen.
Ick denk, de Dokter sall glik kamen." —

„Gotts Dunner, Mutter! Ne! Ick heww gewun'n. —
Dor sall doch glik dat Wetter 'rinner slagen!
De Kirls, de heww'n mi doch bedragen,[17]
De niederträchtigen, entfahmten Hun'n![18]
Wat? Meinst du, dat verrückt ick bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Dokter 'rin.
„Ja, ja! er ist in schrecklicher Erregung,
Der Puls in heftiger Bewegung,
Das glüh'nde Auge rollt und irrt
Umher. — Das Faseln von der Wette! —
Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
Und ganz gestört, er muß zu Bette."
„Gotts Dunner! Hür'n Sei mi doch an!" —
„Min leiw Herr Swenn, man keinen Larm!
Wie weiten't all! Nu kamen S' man."
Un dormit kriggt de Doktor em bi'n Arm,
Un sine Fru, de nimmt den annern,
Un Fiken, de schüwwt achter nah[19];
So möt hei nah de Kamer wannern.
Hei flucht un swört, hei deiht und seggt.
Dat helpt em nicks, hei ward mit Bidden bald,
Wenn de nich helpen, mit Gewalt
In't warme Bedd herinner leggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kopp ward Water gaten[20];
Un wenn hei blot mal wedder röppt:
„Ich heww jo wedd't, un ick heww wun'n!"
Denn ward hei glik von Fläffen[21] schröppt,
Em acht're Uhren[22] Ilen[23] set't,
Und Luft ward em dann schafft von unnen.
So liggt hei nu den einen Dag, den tweiten
Bi Hawergrütt un Watersupp,
Un keiner will von em wat weiten.
Un deit hei blot den Mund mal up,
Denn heit da glik: „Wat willst du, Swenning,
Ligg ruhig, stilling, leiwes Männing!"
Un fängt hei an mal tau vertellen
Von sine Wedd un an tau schellen,
Denn heit dat glik: „O, Fiken, lop und rönn
Doch glik mal nah den Dokter hen;
Hei müßt em wedder Ilen setten,
Un süll de Spritz ok nich vergeten!"
„Na, denkt hei endlich, giww di man[24]!
Verrückt? Ne, dat's nich wohr, dat bün 'ck nich west,
Doch dumm, as einer wesen kann!
Ick glöw binah, dat is dat best:
Ick segg hir weder in dat Bedd
Noch äwerall wat von min Wedd:
Ick glöw, ick swig man ganz und gor,
Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
Sei heww'n mi doch tau arg traktiert,
Von't Wedden bün ick nu kuriert!"

[1]) Wette. [2]) hütet. [3]) geschwind. [4]) fordern. [5]) zufrieden. [6]) mit den Augen winken. [7]) Markt. [8]) ganz genau. [9]) Fuchs. [10]) überklug. [11]) schlüge. [12]) Stottern. [13]) dürfen. [14]) Beutel. [15]) betrunken. [16]) Sophie. [17]) betrogen. [18]) Hunde. [19]) schiebt hinten nach. [20]) gegossen [21]) von neuem. [22]) Ohren. [23]) Blutegel. [24]) gib dich nur zufrieden.

## 48. De blinne[1] Schausterjung'.

Fritz Reuter.

„Ach, Meister! Meister! ach, ick unglückselig Kind!
Wo geiht[2] mi dit? Herr Je, du mein!
Ach Meister! Ick bün stockenblind,

Ick kann ok nich en Spirken[3] seihn!"
De Meister smitt den Leisten weg,
Hei smitt den Spannreim[4] in de Eck
Un löppt nah sinen Jungen hen:
„Herr Gott doch, Jung'! Wo is di denn?"
„Ach, Meister! Meister! Kiken S' hir![5]
Ick seih de Botter up't Brot nich mihr!"
De Meister nimmt dat Botterbrot,
Bekickt dat nipp[6] von vörn un hin'n:[7]
„So slag doch Gott den Düwel dod!
Ick sülwst kann ok kein Botter finn'n.
Na, täuw[8]!" Hei geiht tau de Fru Meistern hen
Und seggt tau ehr: Wat magst du denn?
Wo is hir Botter up dat Brot?
Dor slag doch Gott den Düwel dod!"
„Is dat nich gaud für so en Jungen?
Ji sünd man all so 'n Leckertungen;
Ji müggten[9] Hus un Hof vertehren[10],
Un ick sall fingerdick upsmeren.
So geiht dat noch nich los! Prahl sacht[11]!
De Botter gellt en Grösch'ner acht."
„Ih, Mutter, ward man nich glik bös,
Hest du denn nich en beten Kes'?"
Un richtig! Sei lett sick bedüden[12]
Un deiht den Jungen Kes' upsniden.
De Meister bringt dat Botterbrot herin,
Giwwt dat den Jungen henn un fröggt,
Ob sick sin Blindheit nu hadd leggt,
Un ob hei wedder seihen künn.
„Ja, Meister," seggt de Jung' ganz swipp[13],
„Ja, Meister, ja! Ick seih so nipp,
As hadd 'ck 'ne Brill up mine Näs',
Ick seih dat Brot all[14] dörch den Kes'."

[1]) blinde. [2]) geht. [3]) nicht ein Spirrchen, bißchen sehen. [4]) Knieriem. [5]) sehen Sie hier. [6]) genau. [7]) hinten. [8]) warte! [9]) möchtet. [10]) verzehren. [11]) prahle leise, etwa: nicht so hoch hinaus. [12]) bedeuten, belehren. [13]) rasch, vorlaut. [14]) schon.

## 49. Dat kümmt endlich doch an den Rechten.

Fritz Reuter.

De oll Postmeister Möller fröggt[1]
Den Jungen, dei de Breiw utdröggt:[2]
„Hest du de Breiw besorgt, Jehann?"
„Ja, Herr!" — „Ok den'n, dei an
Den Jehann Krischan Engel wir,
Dei bi den Snider[3] Block is in de Lihr?[4]
Hest du sin Wahnung endlich funnen?"[5]
„Ja, Herr," antwurt't de Burß, nahdem hei sick besunnen,
„Ja, Herr. Doch mit den ollen Breif,
Dor gung mi dat tauirst ganz eklich scheif,[6]
De Sack, dei was sihr bisterig,[7]
Denn in de Lagerstrat, dor wahnt hei nich.
Un wahnt en En'n lang wider[8], an den Strand;
Un wahnt nich rechtsch, — ne! linker Hand;
Un wahnt ok nicht in't drüdde Stock —
Ne! hei wahnt unnen in den Keller;
Sin Meister is nich Snider Block,
Sin Meister, dei heit Snider Teller;
Hei sülwst, hei heit nich Krischan Engel,
Ne, hei heit Ann'meriken Dürten[9] Rist,
Un't is ok keinen Snider-Bengel —
Ne, Herr, 'ne oll Waschfru is 't."

[1]) fragt. [2]) Briefe austrägt. [3]) Schneider. [4]) Lehre. [5]) gefunden. [6]) schief. [7]) wirrig. [8]) weiter. [9]) Anna Maria Dorothea.

## 50. En beten anners[1].

Fritz Reuter.

„Na, Jochen, segg, wo[2] is dat nu mit di?
Kannst mit den Leutnant di nu all verdragen?"
„Ih ja, dat geiht; dat Graewst[3], dat is vörbi,
Doch alle Dag' des Morrens früh
Heww'n w' uns noch ümmer bi den Kragen,
Un slahn uns beid' de Jacken vull."
„Du dinen Herrn? Dat wir doch dull.
Ward'st em de Jack doch vull nich slagen?"
„Un düchtig Brauder, segg ick di!
Doch ein lütt Unnerscheid,[4] dei is dorbi:
Ich buller em de Jack man ut,[5]
Wenn hei nich drin is, wenn hei 'rut.
Doch min Herr Leutnant, dei sleiht tau,[6]
Wenn ick 'e[7] noch insitten dauh."

[1]) Ein bißchen anders. [2]) Joachim, sage, wie. [3]) Gröbste, Schlimmste. [4]) ein kleiner Unterschied. [5]) ich klopfe ihm die Jacke nur aus. [6]) der schlägt zu. [7]) da.

## 51. Der Husar von Auerstädt.

Adolf Graf von Schack.

1. Nach dem Tage war es von Auerstädt,
Verloren die preußische Ehre,
In alle Winde die Fahnen verweht,
Zerbrochen Waffen und Wehre;
Da lag bei Nacht in waldiger Schlucht
Zu kurzer Rast nach ermattender Flucht
Ein Trupp vom geschlagenen Heere.

2. Beim erloschenen Feuer am Boden schlief
So Offizier wie Gefreiter.
Nur einer wachte, der seufzte tief,
Ein Major der Blücherschen Reiter.
Er starrte tief in das Dunkel hinein
Und knirscht' in die Zähne: „Beim Ewigen, nein,
Ich folge der Flucht nicht weiter!

3. O daß mich keine der Kugeln traf,
Und Tausende hört' ich doch pfeifen!
Nun läg' ich ruhig im ewigen Schlaf,
Statt ehrlos weiterzuschweifen,
Statt lebend zu schauen in Scham und Wut,
Wie fränkische Schergen durch Schmach und Blut
Mein Preußen zu Tode schleifen."

4. Da wiehert sein Roß, er schwingt sich empor
Und spornt es zu rasender Schnelle.
So führt ihn der Pfad an des Städtleins Tor
Beim Dämmern der Morgenhelle,

Und dort vor dem Wirtshaus macht er Halt:
„Schaff Hafer dem Gaul! Bring Wein alsbald!
— Was zögerst du, träger Geselle?“

5. Groß starrt ihm der Wirt entgegen: „Major,
Wo ließt Ihr Augen und Ohren?
Ihr spielt ums Leben. Das Lannessche Korps
Rückt eben herein zu den Toren!“
Doch der Reiter schwingt sich vom Sattel und ruft:
„Wein her! In der graulichen Morgenluft
Ist mir das Blut wie gefroren.

6. Stoßt an! auf bessere kommende Zeit!
Daß ein Geist sie, ein neuer, durchzücke,
Ein Geist, der vom Joch die Gemüter befreit,
Von Selbstsucht, Dünkel und Tücke!“ —
Nun leert er das Glas, nun schenkt er es voll;
Horch, Trommelwirbel, Kanonengeroll,
Dumpf dröhnend über die Brücke!

7. „Um Gott, Herr, wenn ich euch raten mag,
Flieht, flieht, statt länger zu zechen!“
Doch lauter ruft jener: „Ein Hoch dem Tag,
Wo wir die Ketten zerbrechen,
Wo das würgende Schwert die Franzosen frißt,
Wo welsche Hoffart und welsche List
Erstickt in blutigen Bächen!

8. Und verströmen wir alle das Leben auch
Aus klaffender Todeswunde,
Wir jubeln froh mit dem letzten Hauch
Entgegen der rächenden Stunde;
Heil! Deutschland, heil! Steig auf verjüngt
Aus dem Boden, mit unserm Blute gedüngt
Und den Leichen der fränkischen Hunde!“

9. „Da sind sie!“ jammert der Wirt todblaß,
„O spaltete gleich sich die Erde!“
Doch der Reiter schleudert in Scherben sein Glas
Und steigt kaltblütig zu Pferde;
Dann ruft er, die Doppelpistolen gespannt:
„Noch winkt dem Freien ein Vaterland;
Laß sehn, ob zu teil es mir werde!“

10. Anrücken die Feinde mit klingendem Spiel;
Er sprengt auf dem schnaubenden Tiere
Der Front entgegen und wählt sich sein Ziel
Und streckt auf den Boden viere.
Da knattert die Salve; vom Dampf umflort,
Stürzt Roß und Reiter zumal, durchbohrt
Von den Kugeln der Füsiliere.

## 52. Die Bürgschaft.

F. v. Schiller.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

2. „Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande!"

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre;
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13. Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht
mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wieder-
kehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht
rauben." —

17. „Und ist es zu spät, und kann ich
ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm ver-
einen!
Des rühme der blut'ge Tyrann sich
nicht,
Daß der Freund dem Freunde ge-
brochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

18. Und die Sonne geht unter; da steht
er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den
Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten
Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

19. Und Erstaunen ergreifet das Volk
umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und
Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer;
Und zum Könige bringt man die
Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein
leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen
an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!"

## 53. Der Graf von Habsburg.

F. v. Schiller.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des
Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden
Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne
sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher
der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem ver-
derblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf
Erden;
Nicht blind mehr waltet der eiserne
Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der
Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört' er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

8. „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;

Und da ich mich nahe des Baches
Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach
hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde
sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich
Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein
begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht ver-
säume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens
Begier;
Der andere die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit
dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß
zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

10. „Nicht wolle das Gott," rief mit
Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und
Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu
eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen
Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."—

11. So mög' auch Gott, der allmächtige
Hort,
Der das Flehen der Schwachen
erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizer-
land;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer
Haus,
Und glänzen die spätsten Ge-
schlechter!"—

12. Und mit sinnendem Haupt saß der
Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er den Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Be-
deuten.
Die Züge des Priesters erkennt er
schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden
Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das
getan,
Und verehrte das göttliche Wal-
ten.

## 54. Der Handschuh.

F. v. Schiller.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf tut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt.

Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder;
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie er den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;
Darauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder;
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf: Da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selbigen Stunde.

## 55. Die Wacht am Rhein.

Max Schneckenburger.

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

2. Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell;
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

3. Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldengeister niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!"
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

4. „Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

5. „Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

6. Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

## 56. Daheim.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

1. Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

2. Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen —
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land vor allen!

## 57. Winterdämmerung.

Leopold von Schroeder.

Dämm'rung senkt sich aufs Gefilde,
Dämm'rung auf die öden Fluren;
Aus den trüben Wolken rieseln
Langsam nieder weiße Flocken;
In dem Walde heulen Wölfe,
Und die Füchse bellen heiser.
Einsam auf dem öden Felde,
Einsam liegt der Hof des Bauern,
Liegt der Hof des Estenmannes.
Weißer Schnee in dichten Massen
Lastet auf dem grauen Strohdach,
Liegt im Hof und vor den Türen. —
Aber in der Stube flackert
An dem Ofen hell der Kienspan,
Und der alte Estenvater
Schmaucht behaglich seine Pfeife.

Wiegt sein Haupt und spricht bedächtig
Ernste Worte zu dem Sohne,
Zu dem blonden Estenknaben,
Der zu seinen Füßen kauert.
An dem Webstuhl sitzt die Mutter,
Wirket buntes Tuch zum Kleide
Für ihr Töchterlein, das junge;
Wenn der Freier kommt, der schmucke,
Muß der Kasten doch gefüllt sein.
Und die Tochter stricket sinnend
Weiche, warme Wollenhandschuh'
Zu Geschenken bei der Hochzeit.
An dem Ofen sitzt die Greisin,
Sitzt des Wirtes alte Mutter
Und sie nicket traumbefangen.
Und das Hühnchen auf dem Backtrog
Steckt das Köpfchen unter'n Flügel,
Träumend von dem warmen Sommer.
Und es spricht der alte Vater,
Wiegt das Haupt und spricht bedächtig:
„Höre, Sohn, des Vaters Lehre!
Alte, wundersame Sagen
Erben sich im Estenvolke
Von dem Vater auf den Sohn
Und vom Sohne auf den Enkel;
Alte herrliche Gesänge
Von dem großen Kaleviden
Und von Linda, seiner Mutter,
Die dem Birkhuhnei entsprossen,
Von den Wald- und Wasserjungfrau'n,
Von den sprüchekund'gen Zaub'rern,
Doch vor allem von dem Alten,
Dessen Kinder sind die Esten,
All' die armen Estenleute.
Alte Mutter dort am Ofen
Kennet all' die alten Sagen;
Manches weiß sie zu erzählen
In den langen Winternächten,
Wenn der Schnee vom Himmel rieselt.
Aber höre meine Worte:
Nur die treuen Estensöhne
Dürfen kennen diese Sagen.
Hüte, hüte deine Zunge!
Nimmer sprich zu fremden Leuten
Von den alten Estensagen!
Denn die klugen Fremden lachen,
Spotten über unsere Torheit,
Oder nennen gar sie gottlos,
Unsre alten, frommen Sagen! —
Hörst du nicht die Wölfe heulen,
Und die Füchse hungrig bellen?
Rauben will man uns das Alte,
Was wir lange treu erhielten.
Drum bewahre das Geheimnis,
Halt' geheim die alten Lieder,
Unsre alten, frommen Lieder!"
Und der blonde Estenknabe
Reicht dem Vater seine Rechte
Und gelobet das Geheimnis.
Und die Alte an dem Ofen
Tut zum Liede auf die Lippen,
Seltsam schauerliche Weise,
Halb gesungen, halb gemurmelt.
Seltsam reihen sich die Worte,
Seltsam klingen die Geschichten,
Und es lauschen Knab und Mädchen.
Draußen heulen Wölf' und Füchse,
Und der Schnee vom Himmel rieselt;
Dämm'rung lagert auf den Fluren,
Dämm'rung auf den öden Flächen ...

## 58. Der Reiter und der Bodensee.

Gustav Schwab.

1. Der Reiter reitet durchs helle Tal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,

3. Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

5. Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt;

7. In weiter Fläche kein Bühl[1]), kein Haus!
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

8. So flieget er hin eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei.

9. Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.

10. Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

11. Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser? Wann glänzt der See?

12. Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

15. Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;

18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

19. Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

20. Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See!

---

[1]) Bühl = Hügel.

21. An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

22. Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

23. Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

25. Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

26. Herein, zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß von dem Fisch!"

27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

28. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

30. Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

31. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab, —
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

## 59. Der Wilde.

Gottfried Seume.

Ein Kanadier, der noch Europens[1])
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern[2])
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden[3])
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme;
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,

[1]) Kanada, engl. Kolonie in Nordamerika; der Kanadier hier ein Indianer.
[2]) Quebek (englisch gesprochen „kwihbeck"), die Hauptstadt von Kanada.
[3]) Umhegung, Gehöfte, „tiefverdeckt" im Urwalde.

Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget",
Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gesittet feinen Eigentümer,
„Obdach hier in Eurem Hause finden!"

„Willst du, mißgestaltet Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.
Traurig schritt der ehrliche Hurone[1])
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen[2]),
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen.
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle.
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!"
„Kommt herein," versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch! Noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Festlich wie bei einem Klosterschmause
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,

[1]) So genannt nach dem Huronsee, einem der fünf kanadischen Seen.
[2]) Indianischer Ausdruck für Schießgewehre.

Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

## 60. Heimat.

Maurice von Stern.

1. O Heimat, Land der Kindheit, wo als Knabe
Ich froh und sorglos spielte, Land, nach dem als Mann
Ich mich in Heimweh krank gesehnt, dem bis zum Grabe
Mein Herz gehören wird, das ich nicht lassen kann,
Mein Land, mein Heimatland.

2. Die Welle wirft sich jauchzend an die Dünen,
Die goldnen Roggenfelder wogen reif und schwer,
Im Morast steht der Elch, die Birkenwälder grünen,
Und rauschend strömt die Düna in das Baltenmeer,
Mein Land, mein schönes Land.

3. Wie bist du, feine, heiß umworben worden,
So Schwed' wie Däne buhlten lang um deine Gunst,
Auf Polens Heere folgten wilde Tatarenhorden,
Der Hochzeitswein war Blut, die Fackeln Feuersbrunst,
Doch du bliebst — unser Land!

4. Die Burgen stürzten, feste Städte schwanden,
Doch immer wieder ist, dem Vogel Phönix gleich,
Alt-Livland aus verbrannten Trümmern neu erstanden,
Schütz Gott dich, Heimat, schön und stolz und reich,
Am fernen Ostseestrand!

## 61. Das Schwarzbrot.

Maurice von Stern.

1. Ein Päckchen von der Mutter! Und darin,
Wie achtlos beigelegt, — von grobem Schrot
'ne Schnitte heimatliches Roggenbrot. —
Tat sie das wohl mit einem tiefern Sinn?

2. Ich riech' das Brot. Nach Heimat duftet es.
Dies Korn ward in der Heimaterde reif.
Ich kenn' den Duft. Ich sinne und begreif':
Sie will, daß ich die Heimat nicht vergess'.

3. Ich schließ' die Augen, führ' das Brot zum Mund
Und kost' davon. Es schmeckt so gut und mild.
Und plötzlich mir im Mund der Bissen quillt —
O Mutterherz, o Heimatgrund!

4. Dies Stückchen Schwarzbrot führt mich heut' nach Haus.
Ich seh' das Land. Der Roggen rauscht im Wind.
's ist alles, wie es war. Ich bin ein Kind
Und ruh' am Heimatherzen wieder aus.

## 62. Richard Löwenherz' Tod.

Moritz Graf von Strachwitz.

I.

1. „Hinweg die Lanze, hinab vom Roß!
Bei Gott und unsrer Frau!
Ich nehme das stolze Rebellenschloß
Noch vor dem Abendgrau.

2. Hinan, ihr Lords von Nord und Süd,
Hinan, auf Wall und Turm!
Durchs Löwenbanner der Sturmwind zieht,
Er heult: zum Sturm, zum Sturm!

3. Zieht, Schützen, den langen Bogen ans Ohr,
Der oft den Hirsch bedroht;
Auf, sendet in jedes Herz empor
Den graubefiederten Tod!

4. Hoch lebe das fröhliche Engelland
Und jedes Stück davon!"
Der König schwang in der Panzerhand
Die Streitaxt von Askalon.

5. Und wem die Axt um die Ohren pfiff,
Der ward auf ewig taub,
Und wem die Axt an den Nacken griff,
Der lag ohne Kopf im Staub.

II.

6. Wen legst du dort ins grüne Gras,
Sag an, mein kühner Gesell? —
Seine Stirn ist hoch, seine Wange blaß,
Sein Auge blickt grimmig hell.

7. Die Streitaxt hält die Faust umklemmt,
Als gält es das ewige Heil;
Doch tief in dem blutigen Panzerhemd
Da zittert der dünne Pfeil.

8. Die Faust ward matt, die Lippe weiß,
Der Schlaf ihn überkam;
Der Mund aber betete röchelnd leis':
„Für Gott und meine Dam'!"

9. Und wie er es sprach in zuckendem Schmerz,
Der todeswunde Mann,
Da hatte das brechende Löwenherz
Den letzten Schlag getan.

10. Die Faust war starr und starr das Blut,
Die Lippe war stolz gebäumt,
Als riefe sie noch mit grimmem Mut:
Still, wenn der Löwe träumt!

## 63. Rolands Schwanenlied.

Moritz Graf von Strachwitz.

1. König Karl, der hielt ein Mahl mit Schall
Im Schlosse zu Paris,
Als auf der Jagd von Roncevall
Roland sein Leben ließ.

2. König Karl sprang auf in Angst und Zorn,
Er horchte lang und tief:
„Mir ist, als hört' ich Rolands Horn,
Das fern um Hilfe rief.

3. Mir ist, als hört' ich Olifant,
Es hallt aus der spanischen Mark,
Es hallt herüber aus Mohrenland
Gewaltig und zauberstark.

4. Am Ebro kämpft mein werter Pair,
Der Ritter von Anglant,
Und wenn er dort erschlagen wär',
Dann sei mir Gott zur Hand!"

5. Und tiefe Stille brach herein,
Von wetterschwüler Art,
Es biß Herr Karl in langer Pein
Den stolzen Silberbart.

6. Da klang es herüber zum zweiten Mal,
Es klang nicht leis' und lind,
Es schmetterte durch den Königssaal
Wie rasender Wirbelwind.

7. Und als zum dritten das Horn erscholl,
Da borsten Gewölb und Wand,
Da sank der Humpen, Weines voll,
Dem König aus der Hand.

8. Und wie der Ruf durch Hall' und Turm
Zum dritten Mal gegellt,
Da hatte des Ritters Atemsturm
Das silberne Horn zerschellt.

9. Und wie der Klang nun himmelwärts
Als Todesröcheln verbraust,
Da hob Herr Karl in tiefem Schmerz
Die stahlbewehrte Faust:

10. „Heut ist gefallen ein teurer Held,
Das sei dem Himmel geklagt!
Ihn haben die Heiden mit List umstellt,
Mit List zu Tode gejagt."

11. Das war Graf Rolands letzter Schrei,
Er kam aus fernem Süd,
Wohl singt sich nimmer ein Ritter frei
Solch donnerndes Schwanenlied.

## 64. Belle-Alliance.

Julius Sturm.

Der Blücher war so lahm und wund,
Daß kaum im Bett er liegen kunnt:
Doch stand er auf, rief nach dem Pferd
Und schnallte um sein schart'ges Schwert.

Da kam, um ihn erst einzureiben,
Der Feldscher; doch der greise Held
Rief: „Narr, laß heut dein Schmieren bleiben,

Denn, geht's in eine andre Welt,
Ist's unserm Herrgott einerlei,
Ob ich einbalsamieret sei."
Rief's, stieg aufs Pferd und kommandiert':
„Vorwärts, ihr Kinder, nicht geziert!
Vorwärts! Laßt eure Fahnen wehn!
Was gehen soll, das muß auch gehn!
Ich hab's dem Wellington versprochen
Und hab' noch nie mein Wort gebrochen.
Vorwärts! Und wenn zu dick die Reih'n
Der Feinde, schlagt mit Kolben drein!"
Und fort ging's mutig drauf und dran,
Da ging ein lust'ges Tanzen an;
Die Deutschen nahmen mit den Briten
Viel tausend Franzen in die Mitten
Und ließen sie nicht früher los,
Als bis sie endlich atemlos
Vom blutbedeckten Tanzplatz floh'n,
Voran ihr Held Napoleon.
Und als der Tanz vorüber war,
Umarmte sich das Heldenpaar
Und teilte ohne Neid den Kranz
Des Siegestags bei Belle-Alliance.

## 65. Die Sehenswürdigkeit.

Johannes Trojan.

In einer Gegend, die so dürftig war,
Daß kaum ein Hälmchen trug der dürre Sand,
Daß überm Sande kaum ein Zweig sich wiegte,
Den sich ein Vogel wählen konnt' zur Rast —
In einer so trostlosen Wüstenei
Fragt' einst ich einen Alten: „Wird es Euch
Nicht leid, zu wohnen auf so ödem Fleck?"
Er aber sprach: „Ich habe nie gedacht,
Daß dieses Land so wüst und öde sei,
Denn etwas Wunderbares haben wir,
Daran sich nimmer satt die Augen sehn,
So schön ist es, so prächtig und so groß!
Stets füllt mit Lust und Frieden es das Herz —
Dabei so leicht erreichbar ist's den Blicken.
Ehrfürchtiger Bewunderung so nah',
Doch für die Mißgunst und den Neid so ferne:
Das ist des Nachts der Himmel voller Sterne!"

## 66. Das Spinnlein.

Johannes Trojan.

An einem Tag saß ich und sann,
Da kroch ein Spinnlein zu mir heran,
Lief hin und her und sah sich um,
Äugelt' und forschte ringsherum,
Bis es, danach es suchte, fand.
Die Tragebalken aus Seide spannt
Es von dem Kruge zu der Schale,
Die noch dastanden von meinem Mahle.
Aufschlug sein Netz es, ganz genau
Die Tiefen messend mit dem Lote,
Und schuf also den luft'gen Bau,
Den jeder Augenblick bedrohte.

Den sah es, als er fertig war,
Sich an: „Nun sei der Welt verkündet:
Dies Schlößlein hier ist festgegründet,
Und prangen wird es manches Jahr; —
Vielleicht für ew'ge Zeiten hält es!"
Das Spinnlein sprach's —
Wer besser baut, der schelt' es.

## 67. Zum Blumenpflücken.

Johannes Trojan.

1. Brichst du Blumen, sei bescheiden,
Nimm nicht gar so viele fort!
Sieh, die Blumen müssen's leiden,
Doch sie zieren ihren Ort.

2. Nimm ein paar und laß die andern
Stehn im Gras und an dem Strauch!
Andre, die vorüberwandern,
Freun sich an den Blumen auch.

3. Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wanderer, der des Weges zieht
Trüben Sinns, — der freut sich wieder,
Wenn er auch ein Röslein sieht.

## 68. König Karls Meerfahrt.

Ludwig Uhland.

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

3. Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

4. Herr Oliver war auch nicht froh;
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre."

5. Dann sprach der schlimme Ganelon —
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst getan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

8. Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer;
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

10. Es war Herr Gui ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen!"

11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein,
Als Wasser in dem Meere."

12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Äß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

13. Da sprach Herr Gottfried lobesam:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen."

14. Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

## 69. Die Rache.

Ludwig Uhland.

1. Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

3. Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

5. Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

## 70. Des Sängers Fluch.

Ludwig Uhland.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten; er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis;
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis.
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland;
Kein Baum verstreuet Schatten; kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

## 71. Der Schenk von Limburg.

Ludwig Uhland.

1. Zu Limburg auf der Feste
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs:
Gewaltig kommt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie;
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir in Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz;
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht' die Jagd mich dürsten,
Drum tu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn den Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand;
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

## 72. Der blinde König.

Ludwig Uhland.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitt'rem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

2. „Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n;
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich den ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

5. „O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

6. Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht!" —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

9. „Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

## 73. Der Wanderer.

Volkslied.

1. Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand,
Zieht rastlos ein Wandrer von Lande zu Land.
Er sieht so manch' Städtchen, er sieht manchen Ort,
Aber fort muß er wieder, ins Weite fort.

2. Da sieht er am Berge ein Häuschen wohl stehn;
Von Blumen umgeben, sie duften so schön.
Dort könnt's ihm gefallen, dort sehnt er sich hin,
Aber fort muß er wieder, muß weiterzieh'n.

3. Ein niedliches Mädchen, das redet ihn an:
„Sei herzlich willkommen, du wandernder Mann!"
Sie sieht ihm ins Auge, sie reicht ihm die Hand,
Aber fort muß er weiter ins fremde Land.

4. Da steht er am Grabe und schauet zurück;
Hat wenig genossen das irdische Glück.
Und hat er vollendet die irdische Bahn,
So tritt er ein' andere Wanderschaft an.

## 74. Rätsel.

1.

Ich wohn' in einem steinernen Haus;
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und klein;
Mich kann dein Atem bezwingen;
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Fr. v. Schiller.

2.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet;
Der kleinste Rahmen faßt es ein!
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Fr. v. Schiller.

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß.
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

Fr. v. Schiller.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.

Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.

Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

Fr. v. Schiller.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen.
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund.
Nie können sie mit ihren Gaben
Im gleichen Augenblick dich laben.

Fr. v. Schiller.

6.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt;
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

Fr. v. Schiller.

7.

In stiller Anmut kommt's gezogen,
Wie Rosenhecken blüht es auf.
Und durch des Äthers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf.
Kannst du des Rätsels Lösung finden?
Zwei Silben werden dir's verkünden.

Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
Von keinem Auge noch gezählt;
Die weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heiterm Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin
Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich, kannst du mir das Rätsel deuten?

Th. Körner.

8.

Vom Ufer trage, kühn gespannt,
Zum Ufer ich dich schnell und leicht;
Den Tod send' ich aus Schützenhand
Viel weiter, als der Wurfspieß reicht;
Und manches Dutzend wird beschrieben,
Das besser wäre leer geblieben.

Karl Simrock.

9.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?
Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum.
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.
Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher,
Der reißt die Brücke eilig nieder,
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Fr. Kind.

10.

Vom Himmel fällt's wie gleißend Gold,
Die Welt erhellt's und macht sie hold,
Hernieder sprüht's auf Berg und Tal,
Da grünt's und blüht's bald überall.
Im Bächlein flimmert's auf jeder Well',
Durch Blättlein schimmert's goldig hell,
Die Wänglein malt's mit rosigem Schein,
Im Äuglein strahlt's gleich Demantstein.
Doch kaum gedacht,
Da kam die Nacht,
Hat aller Pracht ein End' gemacht.
Was kann das sein?

Rudolf Vogel.

## 75. Sprüche und Sprichwörter.

1. Wer soll Meister sein? — Wer was ersann!
Wer soll Geselle sein? — Wer was kann!
Wer soll Lehrling sein? — Jedermann!

Alter Spruch.

2. Wir Deutschen fürchten Gott, sonst aber nichts auf der Welt.

Otto v. Bismarck.

3. Niemand ist frei, der nicht Herr über sich selbst ist.

M. Claudius.

4. Es ist noch jeder leicht durch diese Welt geschritten,
Der gut zu danken wußt, und wußte gut zu bitten.

5. Nur wer das Leiden kennt,
Kennt auch ein heiß Erbarmen,
Wer selbst gedarbt, der gibt,
Großmütig sind die Armen.

6. Zwei Dinge lern' geduldig tragen:
Dein eigen Leid — der andern Klagen.

7. Je ungebildeter ein Mensch, je schneller ist er mit einer Ausrede fertig.

8. Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst.

9. Wenn jeder dem andern helfen wollte, wäre allen geholfen.

10. Die Palme beugt sich, aber nicht der Pfahl.

11. Je mehr du dich selbst liebst, je mehr bist du dein eigener Feind.

12. Ein wahrer Freund trägt mehr zu unserm Glück bei, als tausend Feinde zu unserm Unglück.

M. v. Ebner-Eschenbach.

13. Um Gutes zu tun, braucht's keine Überlegung.

14. Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und nicht gehorchen kann.

15. Alle Schuld rächt sich auf Erden.

16. Was verkürzt mir die Zeit? — Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang? — Müßiggang!
Was bringt in Schulden? — Harren und Dulden!
Was macht gewinnen? — Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren? — Sich wehren!

Wolfg. v. Goethe.

17. Empfangene Beleidigungen schreibe in den Sand, empfangene Wohltaten grabe in Marmelstein!

Fr. v. Logau.

18. Geh ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh ohne Steuer nicht zu See,
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort!

Fr. Rückert.

19. Vom Unglück erst | Was übrig ist,
Zieh ab die Schuld, | Trag in Geduld!

Theodor Storm.

20. Feststehn immer,
Stillstehn nimmer.

F. Trojan.

21. Das Purpurkleid ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Der Volksmund.

---

1. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
2. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
3. Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen.
4. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
5. Lehrjahre sind keine Herrenjahre.
6. Allzu scharf macht schartig.
7. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.
8. Wer schnell gibt, gibt doppelt.
9. Wer den Kern haben will, muß die Nuß knacken.
10. Was einer einbrockt, das muß er auch ausessen.
11. Rastest du, rostest du.
12. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.
13. Viele Köche verderben den Brei.
14. Man muß den Baum biegen, solange er jung ist.
15. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

16. Vorgetan und nachbedacht
Hat manchen in groß Leid gebracht.
17. Großsein tut's nicht allein,
Sonst holte die Kuh den Hasen ein.
18. Gut verloren, etwas verloren; Ehre verloren,
Viel verloren; Gott verloren, alles verloren.
19. Gutes Wort findet guten Ort.
20. Die Alten zum Rat, die Jungen zur Tat.
21. Probieren geht über Studieren.
22. Williges Herz macht leichte Füße.
23. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.
24. Jedem Narren gefällt seine Kappe.
25. Wer an den Weg baut, hat viele Meister.
26. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.
27. Wo nichts ist, da hat der Kläger sein Recht verloren.
28. Dem Fleißigem guckt der Hunger wohl ins Fenster,
Kommt ihm aber nicht ins Haus.
29. Ein ersparter Pfennig ist zweimal verdient.
30. Arme Leute bringen einen Gruß von Gott.
31. Wer wohl sitzt, der lasse das Rücken.
32. Armut und Reichtum liegen nicht im Kasten, sondern im Gemüt.
33. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.
34. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.
35. Verzeihen ist die beste Rache.
36. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
37. Arbeit hat bittre Wurzel, aber süße Frucht.
38. Es fällt kein Baum von einem Streich.
39. Mit bloßem Sorgen zerbricht man keinen Strohhalm.
40. Schwiele an der Hand macht mehr Ehre als goldener Ring am Finger.



